II.

P. o. germ. 1626 tx/1

[Wilhelmi]

(von Heinr. Wilhelmi.)

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Erster Theil.

Reutlingen 1822.
In der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Erster Theil.

Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Wer darin Christus dienet, ist Gott gefällig und den Menschen werth.

Röm. 14, 17. 18.

Vorwort.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

„Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht, und die Welt kannte es nicht. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

Wahn und Sünde, Unglaube und Menschengebot hatte sich gelagert, wie ein Gewölke der Finsterniß, zwischen sie und ihren Himmel. Sie kannten den Vater nicht: wie hätten sie sollen den Sohn kennen, welchen ihnen der Vater gesandt hat?

Aber der Mächtige sprach das Wort, und

die Wolke schwand vor dem Hauche seines Mundes. Nun sahen sie ihn in seiner Herrlichkeit als den Eingeborenen des Vaters; neues Leben blühete auf um ihn; frei ward der Wille, der Geist licht, das Herz rein, der Mensch versöhnt in Liebe, ermuthigt in Himmelskraft und Hoffnung: die Heiligen und Freien beteten an im Geist und in der Wahrheit.

Aber als er heimgegangen war und zuletzt in unendlicher Liebe auch sein theures Leben ausgeblutet hatte für seine Brüder, als sein Gottesreich anfing zu gedeihen und himmlische Blüthen zu bringen: da kamen Leute, welche die, so mit Christo abgestorben sind den Satzungen der Welt, wieder fangen wollten mit Satzungen, als lebten sie noch in der Welt; die da sagen: du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren, welches alles soll Verderben bringen durch den Gebrauch, nach den Geboten und Lehren der Menschen; welche haben einen Schein der Weisheit, durch selbst erwählte Geistlichkeit und Demuth, und dadurch, daß sie des Leibes nicht verschonen, und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft. Und sie fingen an, eine Mauer aufzuführen um den Gottesgarten; diese bauten sie immer höher,

bis zuletzt ein stolzer Bau da stand; und sie stellten einen Schlüsselbewahrer an den Eingang der Kirche, der sprach: mir ist gegeben alle Macht zu bannen und zu lösen; da drinnen nur ist Heil und Gottes Reich; Fluch allen, die draußen sind.

Aber die stolze, hohe Kirche war Gottes freudiges Reich nicht mehr. Viele der Eingeschlossenen sehnten sich nach dem Augenblicke des freien, seligen Himmels; aber sie sahen nur das Gewölbe des Baues, nicht den lichten himmlischen Bogen. Immer mächtiger ward das Sehnen, immer lauter der Ruf vieler Stimmen: warum werden wir in Banden und Fesseln gehalten? sind wir nicht die Befreieten des Herrn? Endlich, da die Zeit erfüllet war, standen auf von Gott begeisterte Helden, die waren muthig und kühn, und das Wort Gottes ward wieder in ihrem Munde lebendig und kräftig und schärfer als ein zweischneidiges Schwerdt. Mit der Lichtwaffe des Glaubens durchschnitten sie die Fesseln der Kirche, und kehrten zu seligem freiem Leben in Christus zurück.

Doch der Geist, der so mächtig in ihnen die Flügel schlug, lebte nicht fort in allen, die nach ihnen kamen und fortwirkten an ihrem Werke. Der Fesseln der Kirche sind wir ledig, aber auch

von Christus sind viele abgewichen, und statt zu Christus zurückzukehren, dem einigen Lebensquell, möchten sie lieber eine Kirche wieder aufbauen, und wenn nicht mit einer Mauer, doch mit einem grünen, luftigen Zaune umschließen den Gottesgarten; wenn nicht ein steinernes Gewölbe, doch ein Netz über ihrem Haupte ausspannen. Und wenn jetzt die hohen Helden und Kämpfer unsrer Christlichen Freiheit aus ihren Gräbern herauf kämen, würden sie nicht in heiligem Zürnen mitten unter die Wankenden treten und ihnen zurufen mit den Worten jener früher Erleuchteten:

„Die ihr längst solltet Meister seyn, bedürfet ihr wiederum, daß man euch die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre, und daß man euch Milch gebe und nicht starke Speise?"

„Seyd ihr so unverständig? Im Geiste habt ihr angefangen, wollt ihr es denn nun im Fleisch vollenden? Habt ihr denn so viel umsonst erlitten?"

Ja auch aus dem eigenen Herzen würde mancher noch weiter also sprechen: Meinet ihr, wenn ihr dem Herrn ein Mäntlein umhänget, es würden mehr zu seinem Heiligthume wallen? Sind

sie euch auch einige Male üm des Mantels willen gekommen, die Freude wird nicht lange währen, ihr verwöhnter Sinn wird nur immer neuen Putz fordern. Ihr aber sündigt an dem Heiligen, daß ihr glaubt, durch einen Mantel müsse man seiner himmlischen Schöne noch einen Schuck beifügen. Zeigt nur wieder den Herrn in seiner ganzen Herrlichkeit, gebt nur wieder die lautere, reine Milch des Evangeliums; und einen andern Trost findet ihr doch nicht, in dieser Zeit so wenig, als in jeder andern, denn allein in Christus und seinem Evangelium.

Doch von allem diesem spricht ausführlicher das Buch, dem dieser Spruch voran tönt, und vielleicht daß die Wahrheit anschaulicher wird und allverständlicher, wenn zugleich das Wort Leben gewinnt in That und Handlung. Wenn aber die Laute, welche Ihr hier vernehmt, erst am Schlusse wiederklingen, so erwäget: die vor Euch nun erscheinen werden können in keiner Sprache reden, als in der ihrigen. Alle sind die Kinder dieser Zeit; nur in Einem, wünschte ich, möchtet Ihr das Bild einer bessern — einer vergangenen oder zukünftigen? — Zeit erblicken. Nochmals sollen vor Eurem Geiste die zuletzt entronnenen

Jahre *) vorüber gehen; vieles, was wirklich geschehen; anderes im Geiste dessen, was geschah; nichts ärger, als es geschehen. Eines verzeiht: sollte die Dichtung hier Tag und Stunde etwas näher zusammen gerückt, dort weiter aus einander geschoben haben.

Nehmet in Liebe, was ich darbringe; in Liebe und in der Ueberzeugung: daß an alle, die mit mir in Verehrung den Namen des Herrn aussprechen, ein tieferes und unauflöslicheres Band mich bindet, als das einer sichtbaren Kirche. Keine der Kirche ist die Kirche, außer der nicht auch noch Heil zu finden sey. Jede Kirche ist unser, wir aber sind Christi, in dem allein sich aller Zwiespalt löset, und durch den wir alle den Eingang haben zu dem Vater. „Und daß nur Christus verkündet werde, welcherlei Weise es geschehe, so freue ich mich deß und will mich auch freuen.“

---

*) Vom zwölften bis zum sechzehnten unsres Jahrhunderts. Besonders ist bei den verschiedenen Gesprächen der Zeitpunkt nicht zu übersehen, in welchem sie gehalten worden.

Erstes Buch.

Der Geist ist es, der da lebendig macht;
das Fleisch ist kein nütze.

Joh. 6, 63.

Erstes Kapitel.

Einige Male schon hatten die Wanderer, von der Gluth des Tages ermüdet, nach dem Ziele ihrer Reise ungeduldig umher gespäht. Eben stiegen sie den sanften Abhang eines Hügels hinab, da hob sich die stolze Kuppel der Peterskirche aus der Tiefe des Thales empor und verkündete ihnen die nahe Stadt. Rings umfing sie in weiter Öde die stille Campagna von Rom, und über ihnen schoß die Sonne von dem unumwölkten Himmel versengende Strahlen auf den dürren, spärlich mit Pflanzen bekleideten Boden, der überall reiche Spuren vergangener Jahrhunderte, aber nirgends Denkmahle eines noch fortwirkenden, regsamen Geschlechtes zeigte Den Blick auf den Dom des heiligen Petrus hingewendet und bewältigt in ihrem Gemüthe von der Bedeutsamkeit und der feierlichen Stille des Ortes, standen die drei Reisenden, auf dem Wanderstab gestützt, lange schweigend

da, bis endlich Heinrich mit diesem Ausrufe ihr Schweigen unterbrach und den abgerissenen Faden der Rede wieder anknüpfte: O dieser öde, unwirthbare Raum! Dieß der Ort, wo die weltberühmte Roma thront!

In der That, sagte Albert, der Anblick schiene uns eher an Lybiens Wüsten zu erinnern, wenn nicht von fern der stolze Bau die Stadt bezeichnete, die sich uns noch in dem Tiber-Thale verbirgt!

Das eben, fiel Leopold begeistert ein, ist die Macht des neuen Roms, daß sie des emsigen Treibens menschlicher Geschäftigkeit und der künstlichen Berechnung eines weltklugen Sinnes, selbst des Ertrages fruchtbarer Fluren oder des Armes wild hinstürmender Kriegesschaaren nicht bedarf; jene ewig unbesiegliche Macht, die mit Geistesgewalt alle Herzen bewältig, und die auch aus der Mitte der Lybischen Wüsten, weil doch unser Freund daran erinnert, eben so sicher die Welt beherrschen würde, als aus dem Schooße des gesegneten Italiens.

Wäre es die rechte Macht des Geistes, hielt ihm Albert entgegen, so würde sie nicht aus der Mitte einer Wüste herrschen wollen, sondern vor allem ein Paradies um sich her schaffen, oder vielmehr das Paradies eines einst thätigen, unternehmenden Volkes nicht zur Wüste werden lassen; und für diese Zeit wenigstens scheint die fromme Hand, die nur geübt ist, dem demüthig hingesunkenen Volke den Segen zu ertheilen, dem starken Arme der rüstigen Kriegsschaaren unterliegen zu müssen.

Es ist, versetzte Leopold, nur vorüber ziehendes Gewölk, was das Haupt der Erd- und Himmelskönigin

umschleiert; aber bald wird der Schleier fallen und ihr Angesicht nur wieder um so heller und schöner leuchten.

Laßt uns nicht zuletzt noch streiten, unterbrach Heinrich die beiden, da wir nun dem Ziele unsrer Wanderung so nahe sind; laßt uns einander die Hände reichen und um so fester zusammen halten in dem fremden Lande! Denn bei aller scheinbaren Verschiedenheit der Ansicht, sind wir am Ende dennoch über das Höchste und Beste einverstanden.

Er reichte den beiden Freunden seine Rechte entgegen und beide schlugen über der seinigen ihre Hände in einander, die er mit gemeinsamen Drucke zugleich umfing. So hielt er sie eine Weile umfaßt und sie bekräftigten von neuem mit stillem Gelübde, im Angesichte des fernen Domes, den Bund ihrer Freundschaft. Dann erhoben sie wieder ihre Wanderstäbe. Die Nähe des Zieles ihrer Reise belebte neu ihre ermüdete Kraft. In dem Genusse vieler ernsten und bedeutsamen Erinnerungen, welche fast jeder Schritt in ihnen hervor rief, eilten sie durch die öde Campagna; über die Milvesche Brücke traten sie durch die Porta del Popolo in die Stadt ein.

Es war ein Festtag. Ein munteres Getümmel umrauschte sie von allen Seiten, während sie den langen Corso hinwandelten. Eine Reihe von prächtigen Staatswagen fuhr in stolzem Zuge an den Seiten der Straße hin, und wechselnd ergötzte sie das rege Leben des in dem Spiele der Gebehrden und jeder sinnlichen Bezeichnung so ausdrucksvollen Volkes; dann zog wieder man-

ches holde Frauenbild aus den Carossen ihre Blicke auf sich, und tauchte, wie ein aufschimmerndes Gestirn, in dem Getümmel auf und wieder unter. Nach allen Seiten liefen ihre Augen umher, unfähig, in dem auf und ab wogenden Strome einen Gegenstand fest zu halten, bis endlich Leopold ihre Aufmerksamkeit auf einen prunkvollen blauen Wagen, der, von zwei stolzen Rappen gezogen, nun in der Reihe der andern feierlich und langsam hin rollte, durch den Ausruf heftete: Seht da! welche Pracht und Eleganz! Und die Dame in diesem Wagen! Madonna selbst ist nicht schöner und herrlicher als diese Römerin!

Du meinst doch ohne Zweifel nicht die ältliche Dame in würdevollem Anstande zur Rechten, sondern das stolze und liebliche Bild zu ihrer Seite? entgegnete Albert. Das ist kein Italisches Bild, sondern das einer Deutschen!

Hat auch eine Deutsche, erwiederte Leopold, so feurig flammende, dunkle Augen?

Und hat, versetzte Heinrich, eine Römerin so lichte braune Locken, und diese ganze Bildung des Gesichtes?

Der Wagen rollte vorüber und ihr Streit nahm so von selbst ein Ende. Lange blickte Leopold dem Wagen nach, der ihm das holde Bild entführte. Gern hätte er die andern, welche ohne Halt die lange Straße fortwanderten, ermuntert, nochmals umzukehren, um von neuem dem Bilde ihres Streites zu begegnen; aber gerade das Gefühl, daß es einen tiefen Eindruck in ihm zurück gelassen hatte, erfüllte ihn um so mehr mit einer

gewissen Scheu, als schon Heinrich, dem dieß nicht entgangen war, mit freundlichem Scherze und in Erinnerung früherer Gespräche, die geheime Macht zu preisen anfing, welche die wunderthätigen Madonnen-Bilder über die Herzen Gläubiger zu üben pflegen. Noch eine Weile wandelten die drei Freunde — Albert in der Mitte, in lebendigem Gespräche mit Heinrich begriffen, Leopold, sonst der lauteste von allen, jetzt still und nachdenklich zu seiner andern Seite — durch das Getümmel hin, und wenn so mancher Anblick ihnen Verwunderung abnöthigte, so erregte wenigstens auch Albert Aufmerksamkeit, ja Schauder bei manchem an ihnen vorüber Streifenden. Die Dämmerung, welche immer dichter ihren Mantel hernieder senkte, erinnerte sie endlich, sich nach einer Herberge für die kommende Nacht und einer bequemen Wohnung zu ihrem längeren Aufenthalte umzusehen, die sie auch bald durch Hülfe eines Landsmannes fanden, an den sie angewiesen waren.

Denn alle drei waren Deutsche. Gleiche Absicht hatte alle nach Italien geführt, sich zu erfreuen des herrlichen Landes und ihre Kenntnisse durch das Beschauen der Werke alter und neuer Kunst zu bereichern, welche dasselbe so zahlreich jedem Fremden zur Betrachtung darbietet. Unmuth hatte den Mahler Albert aus seinem Preußischen Vaterlande verscheucht. In fröhlicher Lust der Jugend war Leopold, Baron von R., von den Ufern des Rheines fortgewandert. Heinrich Friedberg hatte den ernstern Wissenschaften von Gott und der Natur sein früheres Studium, besonders in einer freundlichen

Stadt an der Neckar, gewidmet, wo er auch seine erste Erziehung genoß, alsdann, seinen Vater, der sich in dem südlichen Frankreich große Güter erworben hatte, besucht. Zufällig war er in der Schweiz mit den beiden andern zusammen getroffen, in deren jedem er einen alten Freund wieder begrüßte, und die durch ihn bald selbst zu innigerem Bunde vereint wurden. Aber hierzu bedurfte es auch, bey der Ungleichheit ihrer Ansicht und Denkungsweise, nur zu sehr eines vermittelnden Freundes, ohne den ihre oft sich erneuenden Streitigkeiten nicht selten zu einem solchen Grad von Heftigkeit gediehen wären, daß sie nothwendig ohne einen so wohlwollenden Vermittler, der stets zu rechter Zeit dazwischen trat, und den beide gleich liebten und verehrten, sich bald hätten trennen müssen.

Wie man aber gemeinsam die Reise gemacht hatte, so beschloß man auch, nun am Zeile derselben angelangt, gemeinsam und nach einem Plane, der allen bequem sey, die großen Kunstdenkmahle zu besuchen und sich gegenseitig mit dem auszuhelfen, worin jeder vor dem andern sich Kenntniß und Erfahrung gesammelt hatte. Um vor allem der Ungeduld zu begegnen, womit wir nur zu schnell von dem Genusse eines geringeren Gutes uns abwenden, wenn der des wichtigeren uns noch in ganzer Neuheit von ferne winkt, und so mit desto mehr Ruhe und Muße der Betrachtung der großen Kunstwerke sich hinzugeben — war man übereingekommen, vorerst die Stadt zu durchwandern, und ohne alles Urtheil rein den Eindruck in sich zu beobachten, welche

diese erstaunlichen Werke durch Form und Masse hervorbringen. Dann erst wollte man in Begleitung eines erfahrenen Wegweisers, und die Schriften der Alterthumskundigen in der Hand, jeden einzelnen Ort besuchen und alle Erinnerungen genießen, welche an demselben angeknüpft sind. So gingen die ersten Tage schnell in Besuchung der merkwürdigsten Kunstdenkmahle und Überreste des Alterthums hin. Man sah das Coliseum, das Pantheon, die Bäder des Titus, die Kloaken, Triumphbogen, Obelisken, die großen Villen, die Springbrunnen und Treppen, die Engelsburg, die Peterskirche, das Lateran und die andern Kirchen, ohne von dem Eindrucke so mächtiger Gegenstände bewältigt, sogleich sich mit sich selbst verständigen und, wenn man es auch gewollt hätte, ein Urtheil fällen zu können. Nach einer Rast von einigen Tagen und nachdem man auch die Umgegend der Stadt ein wenig durchwandert hatte, fing man nun an, zur näheren Betrachtung der Merkwürdigkeiten im Einzelnen überzugehen; und wie glücklich fühlten sich die beiden andern in der Nähe solcher Schätze, von denen sie so viel geträumt hatten und die sie nun ruhig genießen konnten.

Aber in dem Geiste des Mahlers Albert erwachte, so wie es von außen um ihn stille ward und nicht mehr der Wechsel großer Gegenstände, wie übertäubend, auf ihn einwirkte, auch der alte Unmuth wieder. Allzu mächtig überwog alle andre Gefühle in ihm in dieser Gefahr drohenden Zeit seine Sorge um sein Vaterland. Selbst die Gesellschaft der beiden Freunde konnte ihm

jetzt nicht genügen, so wohlthuend ihm auch stets, besonders die Nähe Heinrichs war. — Freunde! bleibt, und gebt euch in ruhiger Freude den hohen Genüßen hin, welche diese Stadt jedem Kunst liebenden Gemüthe darbietet. Mir fehlt gänzlich die Ruhe und Stille hierzu. Unstät treibt es mich umher und wandern muß ich! — So redete er eines Morgens die beiden andern an, die gekommen waren, ihn zu dem Besuche eines alten Denkmahles abzuhohlen. Betroffen standen diese und sahen ihn verwundert an, da sie eher alles andre, als eine solche Anrede erwarteten. Ja es ist Ernst! sprach der Mahler, und langte nach dem Reisebündel, der schon gerüstet neben ihm lag. Sie kannten die unbesiegliche Starrheit seines Wesens, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, und er sprach auch jetzt diesen mit so viel Ernst und Bestimmtheit aus, daß sie, weit entfernt etwas dagegen einzuwenden, selbst nach Hut und Stock griffen, um wenigstens den Freund eine Strecke zu begleiten. In ernster Stille gingen sie beisammen. Eine eigene Bangigkeit beengte allen beim Abschiede das Herz; es war ihnen, als ob sie ihren Freund nicht wieder sehen würden. Schon waren sie eine Strecke von ihm entfernt; nochmals wandten sie sich um und schwenkten zum letzten Lebewohl die Hüte. Die beiden andern verschwanden hinter einem Hügel; der Mahler aber wanderte zurück nach den Gebirgen hin, welche Italien von unserm deutschen Vaterlande trennen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Flüchtling durchstrich Albert das Land; auch im Wandern fand er nicht Ruhe. Die Natur, so reich und kraftvoll, sprach ihn nicht an, und von den Kunstwerken und Denkmahlen der Vorzeit wandte er sich oft mit Abschen zurück; denn überall traf er, auf den Straßen und in den Städten, in den Feldern und bei den Trümmern des Alterthums, auf Leute von jener ihm gehässigen Nation, die sein edles Volk so niederdrückte; und auch hier rühmten sie sich, Herren des Landes zu seyn, und fällten überall mit Anmaßung absprechende Urtheile, wie sie seinem deutschen Gemüthe so widerlich waren. Unstät zog er von Stadt zu Stadt; kaum sandte er zuweilen seinen Freunden, die ihn so dringend darum gebeten hatten, ein Paar flüchtige Zeilen als Wegzeichen auf seiner Wanderung. Er wollte nicht durch solche Mißtöne den ruhigen Einklang ihres Daseyns stören, und selbst hatte er sie gebeten, nicht zu schreiben, bis er es verlangen würde; oder er wolle auch zu seiner Zeit schon zu ihnen zurückkehren, um dann mit ihnen die Früchte ihrer Forschung zu genießen. Zuletzt kam er, ohne irgendwo lange zu verweilen, nach Como. Er wandelte an dem See fort; ein freundliches Landhaus an dem Ufer desselben zog seine Blicke auf sich. Gleichgültig fragte er einige an dem Wege arbeitende Landleute aus dem nahen Dorfe, wem die Villa angehöre? Eine deutsche Fami-

lie, erzählten sie ihm, habe sich dort angesidelt; Flüchtlinge seyen es, harmlose gute Menschen, die in abgetrennter Stille für sich ein friedliches Leben führten.

Das Wort Flüchtlinge wirkte wundersam auf den Flüchtigen. Er trat zu dem Hause hin, bei dessen Eingange ein Diener beschäftigt war. Er ließ um die Erlaubniß zum Besuche bitten und wurde um so begieriger, diese zu erhalten, als er durch den Bedienten vernahm, daß es nicht allein Deutsche, sondern auch Landsleute seyen.

Es war nämlich der Freyherr von Harder — wie wir statt mit seinem wahren Namen ihn benennen wollen — der hier mit den Seinigen eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Er hatte in einer Provinz des Preußischen Staates lange Zeit die angesehensten Stellen bekleidet; aber mit seiner Jugend war allmählig das Glück und der Glanz seines Lebens erblichen. Nicht bloß aus seiner eigenen Familie hatte eine Reihe von Unfällen den frohen Frieden verscheucht und einen blühenden Zweig nach dem andern von seinem Lebensbaume losgetrennt; auch über seinem Vaterlande lastete ein schweres Verhängniß, und noch grauenvollere Übel droheten ihm aus der Ferne entgegen. Wie freudig hätte er nicht jedes Schicksal mit demselben getheilt! Aber wie vermochte seine schwache Hand das Verderben aufzuhalten, das immer finsterer sich gegen dasselbe heranwälzte; auch die Provinz, in welcher er lebte, war von demselben losgerissen worden. Der neuen Regierung wollte er seine Dienste nicht antragen; was blieb ihm übrig,

als zu fliehen? Und mehr noch spornten ihn hierzu zwei theure Pfänder, die seiner Liebe anvertraut waren.

Konnte er dem allgemeinen Verderben nicht wehren, diese wenigsten wollte er retten aus den Stürmen der Zeit, und mit ihnen floh er nach dem gesegneten Lande, das in dieser Zeit auch dadurch vor unsern nordischen Landen beglückt war, daß daselbst die Wuth des Krieges noch ihre Schrecken nicht entfesselt hatte. Dort, wo in den Wellen des Comer-Sees die friedlichen Wohnungen von Bellagio sich spiegeln, erkaufte er sich den Besitz eines kleinen Landhauses, das aus der Mitte eines geräumigen Gartens die Aussicht auf den nahen See, das benachbarte Dorf und die ferne Bergwand gewährte. Hier lebte er mit jenen beiden, seiner Tochter Cäcilie und seinem Enkel Ludwig in stiller Losgeschiedenheit; und außer ihnen bildeten die übrigen Glieder der Hausgenossenschaft Elisabeth, die sorgsame Pflegerin des Fräuleins, und der alte Bernhard, der schon fast ein Menschenalter der Familie mit unveränderlicher Treue seine Dienste widmete, und beide hatten es sich nicht nehmen lassen, ihrer geliebten Herrschaft auch nach dem fernen Lande zu folgen.

Und wie viele Schmerzen, welche die Vergangenheit ihm bereitete, und womit die Zukunft ihn bedrohete, hätte der Freiherr in diesem friedlichen Asyle vergessen, hätten nicht gerade diese beiden noch einzigen Zweige seiner einst so blühenden Familie (denn einen Sohn, den er jenseits der Berge zurückließ, achtete er sich durch ein herberes Geschick, als den Tod selbst, entrissen) auch

die Gegenwart mit so mancher Sorge für ihn erfüllt. Denn wohl war Cäcilie eine Jungfrau in dem heiligsten Sinne des Wortes; sie blühete in der ganzen Fülle der Jugend, und die Anmuth ihrer zarten Gestalt und die himmlischen Züge ihres milden, freundlichen Angesichtes waren nur der Wiederschein der tiefern, in ihrem Gemüthe verborgenen Schönheit. Aber die gütige Macht, welche sie mit so mancher hohen Gabe schmückte, hatte ihr auch frühe schon der edelsten eine entzogen, ihre Augen des Lichtes beraubt. Langes Dulden und ein unbesieglicher Glaube in ihrem Herzen, stets genährt durch den eigenen frommen Sinn und die Gottesfurcht des Vaters, hatte von dieser Zeit an den milden Schein einer stillen Demuth und freudigen Ergebung über ihr ganzes Wesen verbreitet, der dem Reize ihrer Jugend und Schönheit eine wunderbar ergreifende Kraft verlieh — Ludwig, aber ein vielversprechender Knabe, litt zuweilen an einem Übel, wovon sonst nur das schuldige Alter pflegt geängstigt zu werden. Bisweilen ward er wie von einem Irrsinne befallen; es war als ob eine unsichtbare Gewalt mit feindlicher Macht ihm an das Herz griffe. Dann erlosch ihm alle Herrlichkeit des Lebens, das in dem Glanze der Jugend so hell leuchtet; in dunkler Trauer und mit schmerzhaftem, durchdringendem Geschrei, das von den Lippen des Knaben um so fürchterlicher klang, stieß er unwillkührlich die Worte aus: Eitel, o eitel alles! Worte, deren Nachhall aus dem Munde seines sterbenden Vaters spätere Ereignisse unaustilgbar in sein wundes Herz eingegraben hatten. Wie aus einem Trau-

me erwachte er hierauf und gewann erst seine ganze Besinnung und die Ruhe des Gemüthes wieder, wenn seine Wehmuth sich in Thränen aufgelöst hatte.

Auf ihn ganz besonders war die Sorge des Freiherrn gewendet. Der Erziehung des Enkels hatte er den Überrest seines verödeten Lebens gewidmet, und mit dem Unterrichte desselben brachte er den besten Theil des Tages hin. Gewöhnlich hörte dabei die blinde Cäcilie zu, und wenn sie dann, von der Hand des Vaters oder des dienstwilligen Knaben geleitet, an dem Strande des kühlen Sees hinwandelte, dem Wellenschlage lauschte und von den linden Lüften umweht, von den Düften umhaucht wurde, die aus tausend geöffneten Blüthenkelchen aufstiegen: so fühlte sie, auch ohne sich mit ihrem Auge daran zu erlaben, daß ihr Fuß Italiens gesegneten Boden betrat. Willig ergab sie sich in ihr Geschick, und manche erheiternde Stunde gewährte sie dem Vater, wenn sie außen an dem See, unter einer hochschattigen Platane auf dem Rasen gelagert, ihre wohlklingende Stimme im Gesange erhob und das rührende Lied mit dem Spiele auf der Guitarre begleitete.

Mehr wieder schienen sie versöhnt mit dem Leben, und nach langen Stürmen in dem fernen, fremden Lande Erquickung gefunden zu haben. Ludwigs Anfälle wiederhohlten sich minder häufig; auch sein Herz schien allmälig zu heilen durch die wirksame Kraft der Jugend und die helfende Sorge des Großvaters. Eine Reihe friedlicher Tage ging an den Entflohenen vorüber.

Drittes Kapitel.

Ludwig stand unter dem Gesträuche des Gartens, bemüht für Cäcilien duftende Blüthen zu einem Strauße zu sammeln. Da öffnete sich die Gartenthür, und über das grüne Strauchwerk und die hohen, in den blendendsten Farben glühenden Blumen blickte ein bleiches Gesicht, mit tief eingefurchten, starren Zügen Dem Knaben trat das Bild seines entseelten Vaters vor die Sinne; ein geheimes Grauen preßte sein Herz zusammen; voll Angst entfloh er und der Fremde vernahm, ohne ihn zu gewahren, nur noch den Ausruf: Eitel, o eitel alles!

Albert war es, welchem jetzt, nachdem er die Erlaubniß zum Besuche leicht erhalten hatte, ein so seltsamer Gruß bei seinem Eintritte entgegen tönte. Doch faßte er, besonnen, sich schnell wieder, und trat in den Gartensaal, bei dessen Eingange ihn der Freiherr begrüßte. Die ehrwürdige Gestalt Harders, sein einfaches, schlichtes, und doch Vertrauen erweckendes Wesen, das, ohne die Spuren des herannahenden Alters zu verläugnen, doch noch die ganze Kraft des Mannes verkündete, gewann sogleich den Mahler, und auch der Freiherr fühlte sich tief bewegt durch den Ton der vaterländischen Sprache, die er so lange nur aus dem Munde seiner Hausgenossen vernommen hatte Den ersten befremdenden, fast schreckhaften Eindruck des Fremden verwischte all-

mälig das Feuer der Unterredung, die, auf das Vaterland sich wendend, bei der gemeinsamen Theilnahme beider und mit ihrer steigenden innern Erwärmung bald innig und immer inniger wurde.

Wirklich aber war die Bildung des Mahlers so ausserordentlich, daß er nicht leicht sich irgendwo zum ersten male zeigte, ohne daß sein Anblick einen schaudervollen Eindruck erregt hätte, und, wo er hintrat, der Schrecken an seine Schritte gefesselt zu seyn schien. Denn so zeigte sich noch nie in einem lebenden Wesen das Bild des Todes und seine ganze Erscheinung führte etwas Gespenstisches, Geisterähnliches mit sich. Er war von ausgezeichnet hohem Wuchse und starkem Gliederbaue; alle seine Bewegungen waren feierlich und langsam, der Ernst des Grabes lag auf seinem todtenbleichen Angesichte, das, des Mienenspieles fast gänzlich beraubt, aufzuhören schien, der Spiegel eines durchschimmernden Geistes zu seyn, und dessen Blässe noch durch die dunklen Haare erhöhet wurde, die in reichen Locken das Gesicht umschatteten. Aber recht zum Widerspiele mit seinem Äußern glühete ein desto sprühenderes Leben in seinem Innern. Über der Regsamkeit des Geistes schien der Leib alle Beweglichkeit verloren zu haben, oder vielmehr sein äußeres Leben schien bereits schon erstarrt zu seyn, als das innere bedeutsam erwachte, und das Feuer desselben brannte, in sich selbst genährt und von einer festen undurchdringlichen Schaale umschlossen, in um so mächtigerer Gluth, als alle Regungen desselben nur mühsam nach außen einen Durch-

gang fanden, und in Mienen und Gebehrden nur schwach, oft kaum merklich sich kundgaben. Auch seine Zunge bewegte sich nur langsam, und völlig legte sich ein Band um dieselbe, wenn heftigere Affekte sein Gemüth aufregten. Dann war ihm alle Mittheilung genommen, der Mund schloß sich der Rede, und die Glieder gehorchten in unbeweglicher Starrheit nicht länger dem Gebote des Willens. Sonst aber hatte seine Sprache, obgleich nicht sehr laut, etwas ungemein Geistiges und, so eintönig sie war, etwas Ergreifendes, und gar nicht das Hohle, Klagende und Tieftönende, das wir dem Rufe eines Geistes beilegen. Man wollte behaupten, seine Mutter sey in dem Zustande, worin man gern die Frauen von jedem Grausen erweckenden Gegenstande ferne hält, bei dem Anblicke einer Leiche erbebt. Doch wer kann die Natur in ihrem geheimen Bilden ergründen? Und so gern wir auch das Unerklärliche, wohin keine Beobachtung dringt, mit gewissen äußern Ereignissen in Zusammenhang bringen, und es dadurch leichter zu fassen wähnen, so wird doch in der That damit nichts enthüllt.

Cäcilie war während der Unterredung in den Saal getreten, denn in dem wohlbekannten Hause bedurfte sie des Führers nicht. Der Fremde grüßte sie ehrerbietig, bemerkte aber kaum in dem Feuer der Unterredung, was ihren Augen mangelte. Dann als er von neuem seinen Blick auf sie wandte, ward er so betroffen über das holde Gesicht mit den geschlossenen Augen, daß er in der Rede stockte. Meine Tochter, sagte der Frei-

Herr, seiner Verlegenheit begegnend, ist glücklicher als wir; sie lebt in ihrer innern bessern Welt; schon seit ihrem zehenten Jahre des Augenlichtes beraubt, sah sie nicht die Schmach, die uns seitdem begegnete.

Eine tiefe Wehmuth ergriff den bleichen Mahler. Er, der aus Farben so anmuthige Bilder schuf, sahe die herrliche Gestalt vor sich, und in der Blüthe der Jugend, dachte er, der köstlichsten Gottesgabe, des Augenlichtes, beraubt! in dem schönen Lande weilen, und es nicht sehen!

Aber sie erbebte auch vor ihm nicht, denn sie sahe auch seine Leichenblässe nicht; sie vernahm nur den milden gefühlvollen Klang seiner Stimme, in der die ganze Gluth einer edlen Seele sich kund gab. Sie nahm allmählig Antheil an dem Gespräche, das auf andre Gegenstände sich hinwandte, und der Abend war, ehe man sich dessen versah, herangekommen. Gern nahm Albert die Einladung seiner freundlichen Wirthe an, mit einem Nachtlager, so bequem man in dem dürftig ausgerüsteten Hause es anbieten könne, vorlieb zu nehmen und auch der kommende Tag trennte ihn nicht von ihnen. Es that dem Mahler so wohl, sich endlich wieder in einem Kreise von Menschen zu finden, vor denen er sich aussprechen und ohne Scheu sein Inneres enthüllen konnte, ohne befürchten zu müssen, mißverstanden zu werden. Aber auch der lange abgetrennt lebenden Familie war nicht minder angenehm der Eintritt eines geistreichen, wohlwollenden Mannes in ihre Mitte, welcher ihrer Unterhaltung, neue interessante Stoffe zu-

führte und durch den der gewohnte Kreis ihrer Ideen, der in jeder Familie sich um so mehr beengt, je mehr diese auf sich selbst beschränkt ist, neue Ausdehnung und Erweiterung erhielt. Wie vieles hatte man nicht auch gegenseitig zu besprechen! Alle zogen die Ereignisse des Tages an und Albert hatte theils auf seiner eigenen Reise manche nicht unwichtige Nachricht gesammelt, theils manchen Aufschluß über frühere Begebenheiten aus seinem Vaterlande mitgebracht. Daneben, zu wie vielen Unterhaltungen boten nicht die Italischen Meister, Dichter sowohl als Mahler, die er sorgfältig studiert hatte, einen unerschöpflichen Stoff dar, und Cäcilie besonders nahm großen Antheil daran, da sie schon seit geraumer Zeit angefangen hatte, mit Ludwig bei dem Vater die Sprache des Landes zu erlernen.

Wohin sollte sich Albert auch wenden? Alle Wege waren streng bewacht und jeden Fremden besonders schien man mit mißtrauischer Vorsicht zu beobachten. Er beschloß, bei diesen edlen Menschen abzuwarten, bis eine gute Gelegenheit zur Rückreise sich ihm darbieten würde. Um sie in ihrer engen Wohnung nicht zu belästigen, miethete er sich in dem nahen Dorfe in einem Hause ein, dessen Fenster gerade nach denen des Landhauses hinblickten; und wenn er dann in der Frühe des Morgens einen Ausflug gemacht und Blumen und Kräuter gesammelt hatte, so kam er zu den Freunden und brachte ihnen die gesammelten Schätze, nahm an ihrem frugalen, auf vaterländische Weise zubereiteten Mahle Theil, oder er mahlte auch den Tag über oder

entwarf in Umrissen irgend ein Bild, worüber man sich besprochen hatte Ludwig, der nach der Anleitung des Großvaters schon einen guten Anfang in dieser Kunst gemacht hatte, war dann gewöhnlich bei ihm, zeichnete die vorgelegten Bäume oder Figuren nach, und am Abend, wenn die Schwüle der heißen Sommertage, die nun mit ganzer Gluth brannten, nachließ, ging Albert mit der befreundeten Familie in den Garten oder fuhr sie in dem Kahne auf dem See. Bald war er, wie ein Glied des Hauses, schon in demselben unentbehrlich geworden. Cäcilien besonders schien eine stille Neigung an ihn, und ihn mehr als gewöhnliche Theilnahme an sie zu fesseln. Nicht bloß mit Farben, die sie nicht sah, auch mit Worten wußte er zu mahlen. Weite Reisen hatte er schon gemacht; es vergnügte ihn zu erzählen, und welche Freude gewährte es nicht Cäcilien zu hören, wenn er die Länder, die er schon durchreist, und die Sitten und eigenthümliche Art und Weise ihrer Bewohner, oder so manches berühmte Bild großer Meister in aller Anschaulichkeit seiner lebendigen Phantasie vor ihrer begeisterten Seele mit den hellsten Farben nachmahlte und so ihren Geist in eine fremde, unbekannte, wundersame Welt führte, in welche ihr Auge nicht blicken konnte Ein eigenes Interesse band beide an einander. Auf ihren kleinen Wanderungen war Albert, so wie Ludwig gewöhnlich an dem Arme des Großvaters hing, allmählig Cäciliens Begleiter geworden, und wenn dort das Alter die Jugend leitete, so schien hier der bleiche Tod das blühende Leben zu

führen, und wohl mußte das Leben erblindet seyn, daß es den Tod sich zum Führer wählte.

Viertes Kapitel.

Was war erträglicher, als daß man, je näher man einander kam, nun länger nicht mehr bloß von Dingen, die, so sehr sie auch unsre Theilnahme erwecken, doch außer uns liegen, daß man auch von den eigenen Schicksalen und Erfahrungen sich unterhielt. Wie oftmals, so saßen sie auch eines Abends auf einer Bank, die Albert an einem erhöheten Orte, von wo aus man den See überschauen konnte, aus Brettern zusammengefügt hatte, Cäcilie in der Mitte, der Freund zu ihrer einen, der Vater zu ihrer andern Seite. Während Ludwig in geschäftigem Triebe der Jugend auf der nahen Wiese Blumen sammelte, war ihr Gespräch ernster und bedeutender geworden, was es immer ward, so oft die Erinnerung der Vergangenheit ihren Blick von der lachenden, friedlichen Umgebung weg auf die Dornengewinde eines entschwundenen, verhängnißreichen Lebens zurückwandte

O es war einst eine schöne Zeit! begann nach langer Stille der Freiherr. Alle meine Wünsche sah ich erfüllt, mich geehrt von meinem Fürsten, geliebt von

allen Untergebenen; glücklich fühlte ich mich in einem nützlichen, meinen Kräften und Neigungen gleich angemessenen Berufe, aber glücklicher noch in dem Kreise einer liebenden Familie. Da kamen nach einander schwere Stürme. Erst starb Cäciliens Mutter; noch war diese Wunde offen, als auf die frohe Botschaft von Ludwigs Geburt schnell auch die traurige Kunde von dem Hinscheiden seiner Mutter folgte. Wenige Jahre darauf mußte meine Cäcilie erblinden. Dann stiegen die Ungewitter über unser Vaterland auf. Ein hoffnungsvoller Sohn fiel in dem Treffen, das nur zu entscheidend für den Sturz unsres Staates war. Mein älterer Sohn, Ludwigs Vater, der eben von einer Krankheit wieder genaß, sank von neuem bei der Nachricht von dem Tode des heißgeliebten Bruders und der verlornen Schlacht in sein altes Übel zurück und schnell raubten ihm Gram und Unmuth die wieder erstarkte Kraft. Mit einer Innigkeit, die tiefer war, als sie es insgemein bei einem Kinde zu seyn pflegt, hing Ludwig an seinem Vater; nur mit Mühe war er zu bereden, zuweilen dessen Lager zu verlassen. Auch als seine letzten Kräfte schwanden, stand das Kind bei ihm. All sein Hoffen war zu nichte geworden; das Beste, woran sein männlicher Geist sich hielt, war untergegangen. Eitel, o eitel alles! mit diesen Worten entschwebte seine geängstigte Seele, und tief drang dieser Ausruf in das Innerste des Knaben, setzte da sich fest und löst nur dann sich los, wenn die Erinnerung an seinen Vater lebendig in ihm erwacht oder sonst etwas ihn erschreckt oder

gewaltsam erschüttert, und wie im Wahnsinn stößt er dann unwillkürlich diese Worte aus.

Dabei gedachte Albert, wie dieser Ausruf bei seinem ersten Eintritt in den Garten ihn seltsam begrüßte, ohne daß er damals bemerken konnte, wer eine so ernste Mahnung ihm entgegen rief und wie ihm seitdem oftmals dieser Ruf in dem Geiste wiedergeklungen.

Wohl, fuhr der Freiherr fort, sprach des Kindes unschuldiger Mund in diesen Worten nur den Inbegriff aller Erfahrung meines Daseyns aus. Eitel, alles eitel! das ist der Spruch meines Lebens geworden. Ein Flüchtling bin ich nun in fremdem Lande, und wo seyd ihr nun, meine Kinder, meine Hoffnungen, meine Freuden alle? Verlassen stehe ich nun, ich alter Mann, am dunklen Ziele!

Da wandte Cäcilie ihr Angesicht, gleich als ob sie ihn anblickte, auf den Vater, und zwei Perlen fielen unter ihren Augendeckeln hervor; aber diese öffneten sich nicht. Denn hätten sie sich auch geöffnet, so sahen keine lichte Sterne hervor, sondern eine zweite undurchdringliche Hülle überdeckte diese. O Vater! sprach sie im Gefühle tiefster Wehmuth, hast du nicht auch noch eine Tochter, die dich lieb hat? Cäcilie ist zwar eine arme Blinde, doch hat sie dich sehr lieb. Und Ludwig? Und lebt dir nicht noch ein Sohn jenseits der Berge? Hast du denn Roberts ganz vergessen?

Der Mahler war stumm geworden; eine tiefere Rührung hatte ein Band um seine Zunge gelegt.

Der Vater aber fuhr nach einer kurzen Pause, voll

heiliger Liebe auf die Tochter blickend, indem er segnend seine Hände auf ihr Haupt niedersenkte, also in tiefer Bewegung fort: Ja, du bist mir noch meine fromme Cäcilie, die letzte Freude in meinem Alter! Auch Roberts habe ich nicht vergessen; ich zürne ihm nicht, aber eben das thut mir wehe, daß ich ihn verloren achten muß, er mir verlockt ward in den Netzen der Täuschung und er zu dem Feinde übertrat gegen seinen König und sein Vaterland.

Aber doch nicht aus Feindschaft entgegnete Cäcilie; doch ist er edel und gut!

Gott weiß es, daß er es ist! entgegnete der Freiherr, und zu dem Mahler gewendet, sprach er weiter: Jener Wahn, der so viele selbst von den Edelsten aus unserm Volke täuschte, hat auch meinen Robert irre geführt. Frühe schon war das Studium der Geschichte seine Lieblingsbeschäftigung. Mancherlei Ideen hatte sein Lehrer auf der Akademie zu Berlin in ihm geweckt und da hier selbst der große Geschichtsforscher der Täuschung nicht entging, wie sollte man diese dem Jünglinge nicht verzeihen? In allen Begegnissen unsrer Zeit glaubte er nun die Zeichen zu lesen, die auf eine gewaltige Umwälzung unsrer gegenwärtigen Weltordnung hindeuteten. Auf den Fürchterlichen hinweisend, in dem er nur den Diener des unbesieglichen Schicksals erblickte, fragte er oft: Zeigt sich nicht klar die Hand des Verhängnisses in ihm? Muß nicht alles sinken, was ihm in den Weg tritt? Und alle die großen Vor-

bereitungen, sollten sie zuletzt auf ein leeres Nichts hinauslaufen?

Wenn ich ihm dann so manches Schreckliche, was geschah, und den Sturz unsrer eigenen Familie bemerklich machte, so bat er mich flehentlich, doch dem verhängnißvollen Rade nicht in den Lauf treten zu wollen, dessen Umschwung kein sterblicher Arm zu hemmen vermöge. Zwei theure Opfer habe dieses Widerstreben uns schon gekostet; ob wir nicht schmerzlich genug gewarnt seyen? Freilich unbequem müsse es vielen seyn, aus ihren alten Verhältnissen sich aufgestört zu sehen. Alles neu hervortretende Große sey von je her für die Zeit, in welcher es kam, belästigend gewesen und müsse es nothwendig seyn; die Saat und die Erndte lägen nicht unmittelbar neben einander; aber die Enkel würden einmal segnend die Früchte einsammeln. Da der Gewaltige zu Ausführung seiner weit umfassenden Plane gar verschiedenartiger Werkzeuge bedürfe, so könne er die Hand eines jeden nicht so beschränken, daß sie nicht zuweilen über die Schranken hinausgriffe, und so vieles geschehe auf keine Weise in seinem Plane und nach seinem Willen, sey ihm daher nicht zuzurechnen, was viele kleinliche oder widerstrebende Geister in seinem Namen und Befehle zu vollführen vorgäben. Aber es werde zuletzt alles herrlich enden und jetzt müsse jeder mitwirken, herbeizuführen die neue Zeit und dem seinen Dienst widmen, durch den sie allein kommen könne. Eben hierdurch hoffe er einmal mir und uns allen am sichersten zu nützen; weil er mich liebe, müsse er, wenn auch mit blu-

tendem Herzen, mich verlassen. So wich der Verblendete von mir; o daß er es einmal wird schwer bereuen müssen!

Wohl, stimmte Albert ein, diese Verblendeten, die es nicht unredlich meinen, werden einmal den ganzen Schmerz der beschämendsten Reue fühlen müssen, wenn sie zur Erkenntniß gelangen, wie sie, statt das erwartete Große herbeizuziehen, hauptsächlich zum Sturze des Vaterlandes und zum Siege des Feindes wirkten. Aber verachten kann ich diese Menschen nicht, die wenigstens in einem höhern Sinne die Ereignisse der Zeit auffassen, und in solchen Gedanken mit Opferung des eigenen Wohles sich dem hingeben, was sie als Ruf des Schicksals und Rückkehr zum Bessern betrachten.

Freilich, versetzte der Freiherr, verächtlich machen sich nur die, welche ohne Liebe zum Vaterlande, ohne Theilnahme an dem Wohle der Welt, alle Ereignisse der Zeit nur nach deren Einwirkung auf ihr eigenes Interesse segnen oder verfluchen; oder die ohne Glauben und höhere Idee, dumpf und stumpfsinnig der Gewalt sich beugen, der die eigene Kraft entgegen zu setzen ihnen der Muth mangelt. Aber mein Glaube ruhet fest auf Gott; kann ich auch mit meinem schwachen Arme jetzt meinem Vaterlande nicht dienen, so will ich ihm wenigstens meinen Ludwig für eine bessere Zeit erziehen.

Fünftes Kapitel.

Hatte Albert früher schon seinen Freund verehrt, so schätzte er ihn nun doppelt, da er dessen festen Glauben erkannte, den alle Stürme nicht zu erschüttern vermochten, und den hohen Muth, womit er in männlicher Ergebung alles trug. Aber auch dem bejahrtern Manne schien es wohlzuthun, sein erkaltet Alter an dem Feuer des jungen Mahlers, dessen bleiches Gesicht ihm nicht mehr auffiel, zu erwärmen. Albert ward immer mehr ein Sohn des Hauses; der Morgen führte ihn regelmäßig in dasselbe und erst der späte Abend trennte ihn wieder. Cäcilie sprach seit jenem Tage oft von dem fernen Bruder Robert mit ihm, nach dem in schwesterlicher Liebe sehnend ihr Herz sich hinneigte, und oft, während der Vater mit Ludwig sich beschäftigte, war sie mit Albert in dem Garten und erzählte ihm, weil er das besonders gern hörte, von ihrem frühern Leben und dem lichthellen Paradiese ihrer Kindheit; wie sie allmälig in eine Welt der Dunkelheit übergetreten, und was für eine Gestalt alle Bilder, die sie aus dem lichten Tage in dieselbe mitnahm, nach und nach in ihr gewonnen. Dazwischen beschäftigte sich Albert, in dem Garten die Beete, welche sich in wild verschlungener Verwirrung befanden, zu ordnen, und der Freiherr freute sich nicht wenig, zu beobachten, wie unter dessen geschickter Hand und mit Beiziehung einiger Leute aus

dem Dorfe alles ein ganz andres Ansehen gewann und ein anmuthiger Garten aus der verwachsenen Wildniß hervorstieg. Aber er mochte nun durch das Gebüsch Gänge bahnen, Beete ordnen, Wege von dem Grase reinigen, Blumen anbinden, mahlen oder umherwandeln, seine Gedanken wichen nicht von Cäcilien, die ihm schon mehr als Schwester war. Er nannte sie nur die stille treue Magd des Herrn, aber innen vor seiner Seele stand sie wie das Bild einer bessern Welt, so groß und herrlich, und doch in demüthiger Magdgestalt; so hoch begeistert und doch so stille; so tiefen Gemüthes und doch so klaren Sinnes; so vieles entbehrend in der einen köstlichsten Gabe und doch so heiter duldend. Ja sie schien gar nichts zu entbehren und nur das Eine zu betrauern, daß mit dem Augenlichte ihr auch die Gelegenheit entzogen war, sich dem Vater auf so manche Weise dienstbar und dem Freunde gefällig zu beweisen.

Je mächtiger aber so immer mehr bisher ungekannte Regungen in dem Innern des Mahlers aufkeimten, um so mehr fühlte er das Bedürfniß der Mittheilung; und wenn ihm früher die Unruhe, die ihn ohne Rast von einem Orte zum andern trieb, kaum gestattete, mit wenigen flüchtigen Zeilen dem theilnehmenden Freunde die Richtung seines Weges zu bezeichnen, so trat er nun in einen fleißigen Briefwechsel mit demselben. Aber so unverholen er jedes Geheimniß seines Innern dem reinen und frommen Auge Heinrichs enthüllte, so sorgfältig verdeckte er vor Leopold die verborgene Gluth seiner Liebe,

und er verlangte ausdrücklich von seinem Freunde, den Baron von seinem jetzigen Stillleben und der Familie, die in ihren Kreis ihn aufgenommen, so wenig als möglich wissen zu lassen, gleich als fürchtete er, dieser möchte einmal mit seinem Weltsinne ungeschickt hineingreifen und in den zarten Verhältnissen etwas erdrücken.

Die Briefe unsres Freundes aber möchten am besten geeignet seyn, uns den Zustand seines Innern und sein Verhältniß zu der Familie, so wie das stille unschuldige Leben derselben, anschaulich zu machen. Die folgenden sind ganz so, wie sie aus seiner Feder flossen.

Wenn du, geliebter Freund, nach mancher mühevollen Wanderung zu den Ruinen des Alterthums am Abend in deiner stillen Wohnung die Beobachtungen des Tages niederschreibst, und nach vollendetem Tagewerk nochmals über die stumme Stadt zu dem Himmel aufblickst und dich labest an dem Glanze einer überirdischen Welt: so denkst du wohl, bevor du dem Schlummer dich in die Arme giebst, des wandernden Freundes und betest für die unruhige Seele, die ohne Rast in der Welt umherirrt. Aber, du Lieber, ich bin kein Flüchtling mehr, jetzt wenigstens bin ich es nicht; auch mich umwebet nun die Stille des Himmels mit ihren sänftigenden Fittichen. Denke dir ein Elysium, hell, sonnenbeschienen, eine reine milde Himmelsluft, welche das kranke Herz gern einathmet, einen See zwanzig Stunden lang, aber alle sechs oder drei Stunden von

Bergen umschlossen, wie der Rhein bei Bingen, die Ufer besäet mit den herrlichsten Landhäusern und die Berge selbst mit Lorbeer- und Oleander-Bäumen, die ewig grün sind, dazwischen einen Reichthum der mannichfaltigsten Blumen auf dem Boden — die Sprache hat keinen Ausdruck, diese Natur zu beschreiben. Dort stehet, fern von den stolzen Villen, unweit eines bescheidenen Dörfleins, an dem Ufer des Sees eine stille Wohnung, aber das Köstlichste schließt sie in sich. Eine heilige Familie wohnt hier und dieses Heiligthum hat mir den Eintritt nicht versagt. Ein Vater, eine Tochter, ein Enkel, eine treue Dienerin und ein alter Diener bilden die fromme Hausgenossenschaft. Lieber Heinrich, ich habe nie des Glückes mich erfreut, eine Schwester zu besitzen; ach, wenn Cäcilie meine Schwester wäre! Warum müssen wir so oft in der Ferne ein schwesterliches oder brüderliches Gemüth suchen? Warum ist es uns nicht durch das heilige Band der Natur schon nahe gerückt? Ach, eine solche Schwester wie Cäcilie, um sie in jeder Schickung des Lebens zur Vertrauten zu haben! Wie süß müßte an ihrem Busen sich jeder Schmerz verweinen lassen! Was sie billigt, was sie preist, welche Begeisterung erweckte ein Wort von ihr! Und wenn ich oft zaudre und zaghaft bin in meinen Entschlüssen, wer könnte mir sicherer überall das Rechte zeigen, als ihr reiner untrüglicher Sinn? — Aber lieber Bruder, antworte auch du mir bald; nicht bloß wird des Freundes Wort mein Herz erfreuen, auch alle zusammen werden wir freudig manche Mittheilung

vernehmen, und deine Blätter sollen stets eine neue Würze unsrer Unterhaltung gewähren.

Ich war so erfüllt von dem Vollgefühle der Freude; diese Menschen in dieser Natur: gäbe es auch einen schönern Gruß? Ich habe dir nicht gesagt, daß Cäcilie blind ist? — Du liesest staunend dieß Wort; ja Freund, Cäcilie ist des Augenlichtes beraubt, schon seit ihrem zehnten Jahre ist ihr die von der Sonne beleuchtete Welt verdeckt. Welchen Jammer habe ich nicht empfunden, als ich zum ersten Mahle das holde blinde Bild sah. Diese Schönheit, diese Demuth! Aber nein, Freund, nun beklage ich sie nicht mehr, und wenn ich wohl grollend, in sündigem Wiederstreben, bei mir selbst fragte: Du ewige Macht, die du mit deinem Lichte alles erhellest und jeden Strahl der Himmelssonne zu einem Freudenquell schufest für das Wesen, dessen Auge ihn einsaugt, warum hast du nur vor dem Blicke der Einen, Reinsten, deine wundervolle Welt verhüllt? — so habe ich nun die Antwort gefunden: nur darum ward ihr Auge geschlossen, weil es zu rein ist, zu schauen diese versunkene Welt, und weil ihr Blick nur, indem er sich auf sie selbst zurückwendet, dem Besten begegnet. Ja, diese himmlische Güte und Reinheit konnte sich nur in einem Wesen erhalten, das von der frommen Huth eines hochherzigen Vaters umschirmt, nicht aufhörte in der innern Welt fortzuleben, aus welcher der Sinne gaukelnde Bilder nur zu bald uns hervorlocken, und

nur so vermochte sie die ungetrübteste Kindesunschuld zu bewahren. Wohl, sie ist Jungfrau und ganz noch Kind. Wie tief mich oft die Schrift ihrer Hand rührt! So viel sie als Kind hat schreiben gelernt, hat sie durch fortgesetzte Übung erhalten. Wenn ich dann oft ein so recht einfältiges und doch tief bedeutendes Wort aus ihrem Munde vernehme oder sie, wie sie gern pflegt, manchen schönen Spruch eines Dichters, bei sich darbietendem Anlasse ausspricht, so bitte ich sie wohl, mir dieses Wort, diese Stelle auf einem Blättchen niederzuschreiben; und sie läßt sich nicht lange zu dem bitten, was irgend ein Wesen erfreuen kann. Solcher Blättlein habe ich nun schon viele. Wenn du sie ansiehst, so glaubst du, die ungeschickte Hand eines Kindes habe die Zeichen geschrieben, und doch die tiefste Weisheit vermöchte oft kaum etwas Köstlicheres zu ersinnen, um es zum ewigen Denkmahle in Erz einzugraben.

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Quaal!“ Wie oft haben wir von den Bergen der Freiheit herab oder sonst an einem anmuthigen, das Herz erweiternden Orte uns diese Stelle meines Lieblingsdichters wiederholt; hier aber habe ich erst recht den Sinn derselben fühlen gelernt. Wo diese Menschen wandeln, da bringen sie die Quaal nicht mit sich hin, denn diese allein ist die Schuld; da bleibt die Welt vollkommen. Und nun diese herrliche Natur! Wie fühle ich mich durch dieselbe gelabt; mit

reiner Luft sauge ich die Himmelsluft ein, das müde Herz scheint endlich den rechten Lebensbalsam gefunden zu haben.

Du betest noch, mein Heinrich. Wie oft habe ich gewünscht, wie du, so recht aus freudigem Herzen beten zu können; mein irrer, unmuthvoller Sinn hatte auch dieses Trostes mich beraubt; jetzt kann ich beten. Und wer vermöchte auch Cäcilien beten zu sehen, ohne in Andacht sein Haupt zu senken und mit ihr sein Herz dem Himmel zu öffnen? Und in welches Herz stiege nicht ein Himmel mit aller seiner Seligkeit nieder, das in ihrer Nähe schlägt? Wie einförmig ist das Tagewerk dieser Menschen. Frühe stehen alle auf, um die Kühle des Morgens zu genießen. Außen unter dem freien Himmel bringen sie vor allem mit wenigen Worten, die der Vater spricht, dem Herrn, der sie von neuem zum Leben erweckte, ihren freudigen Dank dar. Das ist keine Gewohnheit, es ist keine auswendig gelernte Formel, wenige Worte sind es, die aus dem Herzen fließen. So hat mich noch kein Gebet gerührt! Und sie suchen nichts dabei; man fühlt, daß es bei diesen Menschen nicht anders seyn kann. Dann wird gefrühstückt und nun ein kleiner Spaziergang gemacht. Der größere Theil des Tages geht in Beschäftigung mit dem blonden Ludwig hin und der Abend fließt schnell unter freundlichen Gesprächen vorüber.

So ist ein Tag wie der andre, jeder gleich unschuldig. Ich bin nun schon der Hausgenosse und keine Stunde trennt mich von diesem Heiligthume. Wohin soll's

ich auch irren, um von neuem von peinigender Unruhe wie ein flüchtiges Wild, umhergetrieben zu werden? Wenn ich nur einige Stunden im Garten, den ich in Ordnung bringe, arbeite oder die Thätigkeit der Arbeiter ohne Cäciliens Gegenwart leite, so ist mir, als müsse ich sie bei jedem heran rauschenden Tritte mit den Augen suchen, als könne ich auch einen Augenblick nicht mehr ohne sie seyn.

Wie wohl in einem solchen Geiste, dem mit dem zehnten Jahre die Welt verhüllt ward, alle Bilder derselben sich spiegeln mögen? Mit welcher Rührung höre ich oft zu, wenn sie von der Zeit ihrer Kindheit erzählt und mit welcher hohen Freude gedenkt sie nicht stets der Tage, da sie noch die Blumen um sich blühen, freundliche Menschengestalten neben sich wandeln, die Sterne über sich leuchten sahe, und in welcher kindlichen Ergebung dankt sie nicht Gott, daß er sie doch in das Dunkel der Nacht den Genuß so froher Erinnerungen aus einer freudenreichen Welt mit hinüber nehmen ließ; und ja dadurch nur lebte sie auch jetzt in diesem Paradiese fort, daß sich ihr da, wo wir hinausgetrieben werden, ein dichtes Gewölk vor den Ausgang lagerte und der Heiligen, allein Reinen, den Austritt wehrte. Was muß das für ein Kind gewesen seyn!

Ich frage sie oft, wie sie diese oder jene Dinge sich vorstelle? Da solltest du hören, welche wunderliebliche Bilder, wie in zartem Hauche, aus ihrem Munde her-

vorwehen, und wie die ätherischen Gebilde einer durchsichtigern, geistigern Welt vor meinem entzückten Sinne sich gestalten. Ich habe lange nichts gemahlt, als diese Bilder, und die Himmelskönigin inmitten ihres wundersamen Reiches. Auch du, mein Freund, sollst sie sehen, aber auch nur vor deinem Auge werde ich die hehre Welt enthüllen, welche die Reine im Herzen trägt. Der Vater steht oft stundenlang mit heiterm Blicke vor diesen Bildern. Ach! und ich stehe vor dem Bilde und wandle neben ihm; in kindlicher Unbefangenheit reicht sie mir die Hand; oft schon wollte ich einen Kuß darauf drücken, aber es ist ja die Hand einer Heiligen; dürfen diese auch die Lippen eines sündigen Menschen berühren?

Ich habe sie neulich gefragt, oder vielmehr ohne Frage — denn wie hätte ich dieß vermocht? — hat sie mir erzählt, wie sie zuerst zum vollen Bewußtseyn der Dunkelheit gelangte, welche die Welt ihr verdeckt. Nach und nach erfolgte ihr Erblinden, wie man aus dem Tageslichte durch die Dämmerung allmälig in die Nacht übertritt. Als ein armes Kind von den Ältern bemitleidet, nur um so inniger von den mit ihr aufblühenden Geschwistern und Gespielen geliebt, entbehrte sie in dieser Zeit um so weniger irgend etwas, was von ferne ihre kindlichen Wünsche begehren mochten. Alle bemühten sich um sie: gutmüthig brachten die Brüder der Schwester all ihr Spielzeug, und als dieses sie

nicht mehr zu erfreuen anfing, wußten sie erfinderisch die liebe Blinde in so manches erheiternde, anmuthige Spiel zu ziehen, wobei sie, von den andern geleitet, des Lichtes der eigenen Augen nicht bedurfte. In diese Zeit fiel ein Besuch bei Bruder Robert, der, ein Jahr älter als Cäcilie, sich auf einer Erziehungsanstalt befand. Die Reise dahin dauerte mehrere Tage, und die sorgsamen Ältern wollten sie ohne ihr liebes Kind nicht antreten. Da war es ihr ein eigenes, grauenvolles Gefühl, durch eine ferne fremde Welt hinzuziehen und sie nicht zu sehen. Sie fragte wohl öfter in kindlichem Unverstande: aber, lieber Vater, wird es den nicht Tag in diesem Lande? ist es denn immer noch Nacht und geht die Sonne gar nicht auf? An einem stillen, ländlichen Orte erzogen, hatte sie das Geräusch einer Stadt noch nicht gehört; die Erziehungsanstalt aber befand sich in einer ziemlich bedeutenden Festungsstadt. Wie dumpf dröhnte da in ihr erschrecktes Ohr das Rollen des Wagens über die Zugbrücken, der Ruf der Wachen, das Rasseln der Räder durch die hallenden Thorwege und über die gepflasterten Straßen hin, und das Geräusch einer laut wogenden Volksmenge. Und als nun der Wagen hielt, kam Robert ihr entgegen; er brachte ihr sein bestes Spielzeug, er wußte, welche Freude Cäcilchen an den Blumen hatte; selbst war er auf den Markt gegangen und hatte die schönsten gekauft. Aber den Bruder konnte sie nicht sehen; sie hörte nur seinen Freudenruf, dann sein Weinen und seine Betrübniß, daß Cäcilchen keine Blumen mehr sehen könne!

Von diesem Tage an fühlte sie sich losgeschieden von der äußern Welt, aber darum erstarb die innere Freudigkeit nicht in ihr; das nur beklagt sie, daß so manches liebe Bild nach und nach in ihrem Geiste sich verwischte. So kann sie den Bruder Robert, da er jetzt erwachsen ist, sich nicht vorstellen; des Vaters Bild ist noch ganz lebendig in ihr; Ludwig hat sie nie gesehen, und das, sagte sie, sey ihr immer die herbste Entbehrung, sich von so manchen guten Menschen, die ihr auf ihrem dunklen Pfade liebevoll begegnen, kein Bild machen zu können.

Aber ihr Bild stehet hell und unvergänglich vor meiner Seele, zu diesem Bilde bete ich nur, das wird nie aus meinem Innern verschwinden; auch wenn des Todes tiefe Dunkelheit mich umschattet, wird doch dieses Bild lichthell in der ewigen Nacht leuchten.

Sechstes Kapitel.

Von solchem Hauche waren fortan alle Briefe Alberts durchweht, und mit banger Besorgniß beobachtete Heinrich die steigende Leidenschaft, die immer mehr über seinen Freund Macht gewann. Das war länger nicht die Stille des Himmels in ihm! An gar mancher liebevollen Warnung ließ der Freund es nicht fehlen; aber er erkannte auch, daß man den vergeblich zu halten sucht, welchen eine solche Gewalt unaufhaltsam fortzieht. Sie schrieben sich nun regelmäßig zu bestimmter Zeit, und welcher Jubel war nicht im Hause, so oft ein Brief von Heinrich anlangte, der mit Albert ganz einheimisch in der Familie geworden war. Dann eilte sogleich der Mahler hinüber, und von ferne hielt er oft schon triumphirend das Blatt in die Höhe; alle versammelten sich auf dieses Zeichen um ihn; gewöhnlich ward der Brief in einer Laube im Garten gelesen, und welchen Genuß gewährten diese Blätter! Denn sie enthielten, man konnte es wohl sagen, die Blüthe von allem dem, was Heinrich in Rom beobachtete, seine Wanderungen zu den Denkmählern der Stadt und eine sorgfältige Beschreibung dieser letztern. Hierdurch ward die kleine Hausgenossenschaft, ohne ihren stillen Aufenthalt zu verlassen, nach und nach in Rom so einheimisch, als ob sie mit dem Freunde selbst die Wanderung durch die Stadt täglich angetreten hätte.

Aber während so durch Heinrichs Briefe und Alberts Gegenwart das Stilleben in der Familie einen höhern Reiz gewonnen hatte, brannte immer versengender die Gluth in dem Innern des Mahlers. Bald zeichnete er selbst auch die Bilder nicht mehr, wie sie früher oft in seinem phantasiereichen Geiste bei Cäciliens traulicher Mittheilung sich gestaltet hatten. Alle Bilder, die seine Hand schuf, dünkten ihm kalt und erstorben gegen das leuchtende Bild, das er in seiner Seele trug. Oft, wenn er an ihrer Seite am Abend in den Gängen des Gartens wandelte, und der letzte Strahl der Sonne über den See hin glänzte und einen goldenen Schein über die ganze Umgegend ausgoß, war es ihm, als müsse er vor ihr niedersinken und das himmlische Bild in seine Arme schließen, um es nie wieder von dem Herzen zu lassen, das so ganz damit erfüllt war.

So auch wandelten sie eines Abends in dem fernsten schattigsten Gange des Gartens. Mit sehnender Liebe hatte Cäcilie des Bruders gedacht, und auch Albert hatte theilnehmend von Robert, wie von einem fernen Bruder, gesprochen. Seine Innigkeit zog sie selbst inniger zu ihm hin; sie wandte, als wolle sie ihn anblikken, ihre Augen auf ihn. Er glaubte nun auch sie erwärmt von der Flamme, die ihn so heiß durchglühete; er sank vor ihr auf die Kniee nieder, und — du blindes Bild, rief er aus, und doch so lichthell in meinem Geiste! Ja, du bist meines Daseyns höchstes Gut, ohne dich ist dunkel mein Pfad, und willst du nicht ganz mir angehören? Er breitete die Arme nach ihr

aus; da klang der Ruf schreiend und schneidend in sein Ohr: Eitel, o eitel alles! und wie mit einer unsichtbaren Hand riß es ihn von ihr.

Ludwig war den langen Gang hergeschritten, und da er Albert vor der Tante auf die Kniee hingesunken sah, bebte er, von dem Anblicke des bleichen Gesichts überrascht, erschrocken zusammen, und, daß sein Anfall sich wiederholt hatte, bezeugte sein Ausruf.

Wohl alles eitel! begann endlich, als er seine Sprache wiedergewann, der erst verstummende Mahler; nur Eines ist es nicht, Cäcilie, die Liebe ist nicht eitel. — Und auch der Glaube ist es nicht, fuhr sie beruhigt fort, und nicht die Hoffnung, wo diese zwei sie geleiten. — Ja, Cäcilie, dich nur liebe ich; wenn alles trügt, so ruhet doch fest mein Glaube auf dir, und was mag ich je noch hoffen, wenn ich von dir nichts hoffen darf! Er wollte weiter reden, in ganzer Gluth war seine gestörte Empfindung zurückgekehrt, aber Cäcilie unterbrach ihn. Was für ein versengendes Feuer! rief sie ängstlich; so hat Robert nie zu seiner Schwester gesprochen. O lassen sie uns dem armen Ludwig zu Hülfe eilen!

Und er wandte sich von ihr. Er sahe wohl, daß es nur die Schwester war und in ihrem Herzen noch keine andere Liebe keimt, als die zu dem Vater und Bruder, und zu dem Vater oben. Vor sich selbst bebte er zurück; sündhaft nannte er die Gewalt, welche ihn getrieben hatte, von den Lippen eines Engels die Gunst irdischer Liebe zu fordern. Er verschloß seine Flamme in seinem Herzen, aber weichen konnte er nicht von ihr; sein

ganzes Daseyn war von nun an ein Ringen mit sich selbst und seinem Wunsche. Er fühlte wohl, am besten sey es zu fliehen; und wie oft nicht beschloß er, sich loszureißen. Nur heute noch ihre Nähe, sagte er zu sich selbst, morgen, morgen willst du deinem süßen Glücke den Rücken kehren. Aber ein Tag nach dem andern ging vorüber; er blieb. Schon war der Winter vor der Thür. Wiederholte Einladungen der Seinigen riefen ihn nach Hause, wo verschiedene Vorfälle seine Anwesenheit nothwendig machten; und wollte er diesem Rufe gehorchen, so war es jetzt hohe Zeit, bevor der Winter die Reise über das Gebirge außerordentlich erschwerte, wo nicht unmöglich machte. Aber sollte er die Freunde, die nun schon an seine Gesellschaft sich gewöhnt hatten, den Winter über ihrer Einsamkeit überlassen? — Allein, mußte er nicht fürchten, wenn er länger weilte, das himmlisch reine Wesen, welches er so hoch verehrte, zuletzt in das eigene Verderben mit hineinzuziehen? In diesem Gedanken ermannte er sich endlich; er riß sich los und trat die Rückreise an, zu der eben eine Gelegenheit sich darbot. Doch konnte er sich nicht überwinden, nicht zu versprechen, mit dem Frühlinge wieder zurückzukehren.

Bevor er sich aber trennte, sandte er noch zum Abschiede dem Freunde dieses Blatt.

Vergebens heischen schon drei Briefe Antwort von mir, und wohl, du treue Seele, sind schon viele Tage vorübergegangen, ohne daß ich dir schrieb. O Gott,

dahin ist es gekommen, daß mich vor dem Freunde eine Scheu befällt! Doch nein! habe ich dir mein Herz geöffnet, als ich selbst mit Freuden hineinsah, so will ich es jetzt vor deinem Auge nicht verschließen, da mir selbst graut hineinzublicken. Verwirf mich, wenn ich es verdiene; aber treu und wahrhaft will ich dem Freunde bleiben. Den Frieden des Himmels glaubte ich gefunden zu haben, aber die alte Quaal ist wieder wach geworden, und eine schrecklichere Unruhe, als je, treibt mich in die ungewisse Weite. Die Welt habe ich so oft angeschuldigt, nun muß ich gegen mich selbst zeugen. Oder soll darum immer wieder das Heil uns in die Ferne hinausgerückt werden, damit nie das Sehnen darnach in uns ersterbe? In ein Heiligthum war ich getreten, freudig haben die Guten in ihrem Kreise eine Stelle mir eingeräumt; nun stößt mich die Schuld hinaus Ob ich auch zaudre, der Engel mit dem Flammenschwerdte dräuet, weil ich mit sündiger Lust die heilige Stätte entweihet habe. Von der Heiligen, der bloß darum die Welt verhüllt ward, damit durch den weltlichen Schein ja die verborgene Herrlichkeit in ihr nicht getrübt werde, habe ich wie von einem irdischen Frauenbilde Liebe begehrt. Die himmlisch reine Magd verstand gar nicht den weltlichen Klang! Ein Entweiheter, stehe ich nun vor ihr, ferner ihrer Nähe nicht werth; und nun ist es mir, wenn ich das engelschöne Angesicht schaue, als ob es nur vor mir die Himmelslichter schlösse, und ein Grauen faßt mich in dem Gedanken der eigenen Schuld. Ja, wandern muß ich wieder, irren ohne Rast. Auch

ruft mich meine Familie, sie bedarf jetzt meiner; nicht auch an ihr will ich sündigen. Und so gehe ich denn und lasse dahinten mein holdes Glück. Mein Glück? Wer gibt mir ein Recht darauf? — Und doch, o Freund, kann ich nicht auf einmal ganz entsagen. Noch einmal muß ich das Bild sehen meiner Freude und meiner Quaal. So Gott will, kehre ich mit dem ersten Hauche des Frühlings zurück, dann reiße ich auf immer mich los und wir treten zusammen die oft besprochene Reise an.

Bete für mich, Freund, wie ich für dich bete. Ach, für dich kann ich noch beten, für mich jetzt nicht, und sie bedarf keines Gebetes. Auch um deinetwillen gehe ich in Sorgen; eine schwere Ahnung nehme ich mit. Leopold ist um dich; den lebendigen Todt hat er mich wohl scherzweise genannt; meide den, es ist etwas Satanisches in diesem Menschen.

Siebentes Kapitel.

Nach der Abreise des Mahlers schlossen sich wieder die Glieder der kleinen Familie näher an einander, und der herannahende Winter beschränkte sie mehr auf den Raum des engen Hauses. Der Freiherr beschäftigte sich fortdauernd mit dem Unterrichte des Enkels. Mit erneutem Eifer ergriffen sie das Studium der Italienischen Sprache, worin es Cäcilie schon so weit gebracht hatte, daß sie dem Vater, wenn er aus einem Dichter oder Geschichtschreiber vorlas, mit ziemlicher Leichtigkeit folgen konnte. Nebenbei verwandte Ludwig vielen Fleiß darauf, die ihm von Albert zurückgelassenen Blätter nachzuzeichnen. Auch bis in die Einsamkeit unsrer Freunde drang der Ruf von den unerhörten Schrecknissen des Krieges und den neuen gleich ungeheuern Rüstungen, und wie das ferne Morgenroth eines bessern Tages, fiel der blutig rothe Schein von dem Brande in Osten in das innere Leben des Freiherrn. Wie wohl hätte es ihm gethan, sich einem gleichgesinnten Freunde, wie Albert, mittheilen zu können, und wie oft gedachten sie nicht seiner, wenn sie am Abend um das Feuer des Kamins zusammen saßen. Denn daß er um ihretwillen geflohen war, ahneten die guten Menschen nicht, am wenigsten Cäcilie, die noch gar die Gluth nicht kannte, die erst ihren Freund so verzehrend zu ihr hingezogen und dann von ihr gestoßen hatte. Ihr Gesang und Guitarren-

Spiel trug nicht wenig bei, die langen Abende zu verkürzen, wobei dann Ludwig mit seiner Stimme sie begleitete und bei mancher ernsten, feierlichen Weise wohl der Vater selbst mit einstimmte.

So ging unter vielfältigen Studien, Beschäftigungen und Unterhaltungen der Winter um so schneller hin, je einförmiger er gewesen war. Der Frühling erschien mit seinem frischen Schmucke. Schon stand mit der Nähe des milden Aprils die Natur neu verjüngt in ihrer schönsten Pracht da; die Veilchen hatten unter den immer grünen Lebensbäumen und Oleandern der Berge einen blauen Teppich hingewoben, und der Garten blühete, nach dem Plane geordnet, den der Mahler noch vor seiner Abreise entworfen hatte; aber er selbst zeigte sich nicht in seiner blühenden Schöpfung. Statt seiner erschien unerwartet ein anderer Besuch, durch den erst dieser Frühling für unsre Freunde recht zu einer Lenz- und Freudenzeit werden sollte.

Es war ein herrlicher Tag; zwischen Blüthen und Düften stand schon an dem See das bereitete Mittagsmahl auf dem gedeckten Tische, um den man sich eben niederlassen wollte, als ein Fremder dem Ufer sich nahete. Seine Kleidung und ganze Weise verrieth sogleich einen Deutschen in ihm. Eine lange hagere Gestalt war es, einfach gekleidet in einem dunklen Überrock. Den abgenommenen Hut trug er nebst dem Stocke in seiner Linken, während die müßige Rechte sie begrüßte. Seine greisen Locken ließen, so reich sie noch auf der Seite des Hauptes herabfielen, doch den Scheitel unbedeckt,

und der dadurch verlängerte Bogen der Stirne verlieh dem ohnehin schon geistigen Gesichte etwas ungemein feines und Ehrfurcht gebietendes. Der Freiherr lud den Herbeitretenden auf das freundlichste ein, sich bei ihnen an dem mäßigen Mahle genügen zu lassen und dem Genusse desselben durch seine Theilnahme erst die beste Würze zu verleihen. Der Fremde ließ sich nicht lange bitten, und ohne seinen Wirth auch nur einen Augenblick über seine Person im Zweifel zu lassen, stellte er sich ihm als einen Arzt dar, und zwar in doppeltem Sinne, als einen Mann, der sein Leben dazu gewidmet hatte, nicht minder die Gebrechen der Seele als die des Leibes zu heilen.

Man ließ sich nieder und bald ward die Unterredung, ohne eigentlich bedeutende Gegenstände zu berühren, anziehend. Aber sichtbar beschäftigte während der ganzen Mahlzeit etwas anderes den Deutschen Arzt. Als man sich endlich erhob und nach einem kleinen Spaziergange an dem See den Gast einlud, in die Wohnung zu folgen, bat dieser: man möge ihm vor allem gestatten, die Augen des Fräuleins näher zu betrachten, damit er entweder dankbar erwünschte Hülfe in die Wohnung seiner gütigen Wirthe bringe; oder ohne zu weilen, seinen Wanderstab weiter fortsetzte. Aber bedenklich schüttelte er das Haupt, als er das Übel ansah. Verschiedene Ärzte schon hatten, zu Hülfe gerufen, die Operation als allzu gefahrvoll abgelehnt. Heilung, erklärten sie, sey nicht unmöglich, aber der Versuch mißlich, und wenn er mißlinge, alle Hoffnung für immer

entnommen; und der Freiherr hatte diese letzte Hoffnung nicht in die schwankende Hand eines sich selbst mißtrauenden Arztes legen wollen. Auch der geistliche Arzt erklärte den Versuch für gewagt; aber es sey gewagt, setzte er in fester Zuversicht hinzu, es wird nicht mißlingen. Als ich von Padua herkam, wo ich einen alten Freund besuchte, da war mir es, als vernähme ich einen Ruf in meinem Innern: gehe hin nach dem Comer-See. Die herrliche Gegend führt mich immer weiter, da finde ich Sie. Ja, Gott schickt mich Ihnen; nicht auf meine schwache Kunst vertraue ich, aber er ist mächtig in dem Schwachen.

Auch dem Freiherr war es bei diesen Worten klar, daß, wenn für seine Tochter durch diesen Mann keine Hülfe käme, sie diese niemals finden werde. Man kehrte nach Hause zurück und die Vorbereitungen wurden für den folgenden Tag getroffen, dem alle mit freudig banger Erwartung entgegen sahen. Die treue Elisabeth und der alte Bernhard vereinigten ihre Gebete mit denen ihrer lieben Herrschaft; es war der Vorabend eines heiligen Tages und der Himmel ließ ihn zu einem frohen Feste werden. Von Cäciliens Auge sank die Hülle unter der sichern Hand des erfahrenen Mannes. Sie sah nun wieder ihren Vater, dessen Antlitz nur einmal noch zu schauen, sie so oft in heißer Sehnsucht geflehet hatte; sie sah die Thränen der Freude über seine Wangen herabrinnen und den frommen Arzt mit gefalteten Händen dem Himmel seinen Dank bringen, und es war ein Jubel ohne Ende in dem ganzen Hause. Selbst die

Nachbarn kamen und wünschten Glück in theilnehmender Freude; denn jedes Herz hatte die schöne blinde Jungfrau gerührt und zu sich hingezogen.

Doch durfte sie ihre Augen nicht mit einem Male dem lichten Scheine des Tages öffnen, der sie von neuem würde geblendet haben. Der Medicus legte einen Verband um dieselben und die Fenster ihres Gemaches blieben verdeckt. Allein mit wie ganz andern Gefühlen weilte sie jetzt in dieser Dunkelheit! Die Arme war mit einem Male so überschwenglich reich geworden, und in seligem Hoffen sahe sie dem Tage entgegen, da die ihr so lange verborgene Herrlichkeit der Welt und die ganze Pracht, womit der Himmel das schönste Land der Erde schmückt, vor ihrem trunkenen Blicke sich enthüllen sollte. Der Vater und ärztliche Freund aber waren darauf bedacht, ihr diesen Moment recht werth und feierlich zu machen, und sie mit einem großen und erhebenden Schauspiele zu überraschen. Noch waren ihre Augen nicht stark genug, den vollen Glanz der Königin des Tages zu ertragen; in dem mildern Scheine des Lichtes der Nacht sollte sich zuerst vor ihr die Größe des Weltalls enthüllen.

Sie bestiegen zusammen an einem Abend eine Barke, und glitten in dem stillen Dämmerlichte über die ruhig wogende Fläche hin. Als sie die Mitte des Sees erreicht hatten, hielten die Ruderer inne; der Vater stellte seine Tochter an den Rand des Fahrzeugs und der Freund nahm die Binde von ihren Augen. Und sie schaute und schaute, und konnte es nicht fassen; sie wähnte zu

träumen, aber es war alles wirklich, wie sie es schaute. Über ihr stand der Mond mit voll leuchtender Scheibe; und blickte von unten zu ihr herauf aus dem klaren See, in dem der ganze Himmelsbogen mit allen seinen Sternen, die in dem mittäglichern Lande größer und heller funkeln, sich spiegelte. Und rings um den erleuchteten See standen die dunklen Berge, große Massen von Licht und Schatten wechselten mit einander, und über der hintersten Bergwand glänzten hervor die höchsten weißlichen Häupter. Mächtige Gefühle bewältigten das Herz der Jungfrau; sie sank auf ihre Kniee nieder, und prieß in stummen Gebete den Herrn, der ihr so hohe Huld erwiesen. Stille die Augen niedersenkend, aus denen Thränen hervorquollen, stand Ludwig neben ihr, zu ihrer Rechten der Vater, zur Linken der helfende Mann, etwas weiter zurück der alte Bernhard, der es sich als besondre Gunst von seinem Herrn erbeten hatte, ihre Freude theilen zu dürfen, wenn das liebe Fräulein zum ersten Male seine Augen wieder eröffnen würde. Alle neigten in Demuth das entblößte Haupt, sogar die Schiffer waren tief betroffen; die Ruder ruhten, unbewegt stand das Schiff auf dem stillen See. — Warum war Albert nicht zugegen, in einem rührenden Bilde diese Scene zu verewigen? — Stille und in ernster Freude kehrten sie dann zurück, brachten ihren feurigsten Dank dem Arzte dar, den sie wie einen Boten des Himmels verehrten, und er selbst gestand, noch nie einer schönern Belohnung für seine stets zu jeder Hülfe willige Dienstfertigkeit sich erfreut zu haben.

Bald konnten Cäciliens Augen auch den blendendern Glanz der Sonne ertragen, und zu welch einem herrlichen Feste ward nicht dieser Frühling für sie. Die kleinste Blume sprach sie eben so sehr an, wie der mit Blüthen überschüttete Baum, der selbst nur schien eine einzige Blume geworden zu seyn. Sie konnte nicht fertig werden, zu staunen und die Pracht der Gegend, das frische Leben der Pflanzen und das vielfach wechselnde Grün zu bewundern, womit diese Landschaft von dem dunklen Lorbeer bis zu dem hellen Blatte der Olive bekleidet ist. Es war ihr, als sei die innere Welt ihrer Phantasie aus ihr herausgetreten, und umfinge sie, zur Wirklichkeit geworden, nun selbst von außen in schönerer Verklärung. Die lange Entbehrung schien ihr vielfach belohnt durch desto reichern Genuß.

Achtes Kapitel.

Wie aber der Schmerz und die Freude, ein eben so unzertrennliches Geschwisterpaar, als, Tag und Nacht, nie ferne von einander stehen und wenn uns die lichte Schwester mit dem Tranke aus krystallheller Schale berauscht, auch sogleich der dunkle Bruder herbeitritt, und uns den Becher ernster Besonnenheit hinreicht: so sollten die heitern Tage unsrer Freunde bald durch einen schmerzlichen Verlust getrübt werden. Schon wollte

der geistliche Arzt aus dem dankbaren, durch ihn beglückten Hause seine Wanderung weiter fortsetzen, als man sich genöthigt sah, seine Hülfe von neuem anzusprechen, und er Gelegenheit erhielt, auch in der Kunst seines andern Berufs seine Erfahrenheit zu zeigen. Die Gesundheit des alten Bernhard hatte lange schon gelitten, und so sehr auch der Freiherr des treuen Dieners zu schonen suchte, so wenig that es dieser selbst, und er meinte, es in etwas fehlen zu lassen, wenn er in seinem Dienste sich nicht abmühte. Ein bedeutendes Übel warf ihn nun nieder; alle Kunst des erfahrenen Arztes war fruchtlos, und nach kurzem Leiden schlummerte der fromme Diener in freudigem Danke ein, daß er noch an dem Abend seiner Tage die Sonne der Freude hatte das düstere Leben seiner Herrschaft erhellen sehen. Cäcilie, der in dem herrlichen Frühlinge überall die Bilder des reichsten Lebens begegneten, sollte nun auch zuerst das Bild des Todes erblicken. Schon hallten die Trauerglocken aus dem nahen Dorfe herüber; mit theilnehmender Wehmuth standen alle Hausgenossen um den Entschlummerten, der auch recht wie in ruhigem Schlafe vor ihnen lag, und aus dessen Zügen im Tode noch Treue und Gutmüthigkeit hervorschimmerten. Da nahm der geistliche Arzt, wie im Dienste seines frühern Berufs, das Wort und sprach mit zum Himmel gewendetem Blicke.

Ein Augenpaar hast du, o Herr, geöffnet, und ein Augenpaar hast du geschlossen in diesem Hause. — Und gäbe es auch etwas Erfreulicheres, als seine Augen zu öffnen, und anzuschauen alle die Werke, welche deine

Liebe gegründet hat? Denn wo wir auch hinblicken, erzählen sie uns, du Herrlicher, deine Wunder. Wie aus dem Sternenlichte des Himmelsgewölbes, so aus dem flammenden Farbenlichte des blühenden Bodens — wie aus dem Glanze der Sonne, so aus dem milden Scheine eines frommen Augenpaares, blickest du uns entgegen, der du alles in allem erfüllest, und nicht ferne bist von einem jeden, der dich suchet. Aus der heiligen Tiefe unsrer innern Welt schaust du zu uns herauf, und die Außenwelt ist uns der Abglanz deiner Herrlichkeit. Darum ist es so reizend, die Welt zu schauen und dich in ihr. So blicket dich die an, deren fromme Augen zu öffnen du deinen Knecht gewürdiget hast; darum ist sie so selig im Schauen. Aber nicht alle Augen, die du erschlossest, blicken so zu dir. Sie sehen in allem nicht dich, sondern nur sich selbst, und täuschen sich und nehmen den Schein für die Wahrheit. Auch in deinem Lichte wandeln sie in Finsterniß; sie haben Augen und sehen nicht, denn dich, o Herr, sehen sie nicht. Ihnen wäre besser sie sähen gar nicht; und ob sie auch an diese flimmernden Schätze ihre Blicke fesseln, ob sie vor ihren Augen festhalten möchten diese schwankenden Bilder: so muß ihnen doch alles sinken und entweichen, weil sie nur dich nicht schauen, der du allein feststehst hinter dem Wandel der Dinge. Aber wer an dich sich hält, dem entschwindet nie das herrlichste Gut vor seinem Angesichte.

Darum ist es auch erfreulich, zu schließen diese Augen; denn damit thut sich uns erst recht auf der innere

Blick, und dich, den wir hier nur schauen in einem Spiegel, sehen wir dann in Klarheit und von Angesicht zu Angesicht. So siehet dich nur der, welcher hier schlummert von der Erdenmühe, und dem du die Augen geschloßen in dieser Welt. Über weniges hattest du ihn gesetzt; er hat sich dir treu erwiesen. So nimm ihn denn, o Herr, zu dir und führe ihn ein in deine Herrlichkeit!

Noch sprach er diese letzten Worte, als der Geistliche aus dem Dorfe mit seiner Begleitung herannahete, den Entschlummerten zu empfangen; und alle folgten ihm nach der Ruhestätte.

Am folgenden Morgen schied auch der geistliche Arzt von ihnen. Sie waren nun wieder allein, und statt des verstorbenen bedurfte es eines andern Dieners. Man wählte dazu einen Mann aus dem Dorfe, der früher (wie den dies Gewerbe recht eigentlich in dieser Gegend zu Hause ist) mit seinem Bilderkrame auf dem Rücken, einen Theil von Deutschland durchwandert hatte, weil er neben seiner Muttersprache auch die Deutsche ziemlich fertig redete, und früher Albert schon, während seines Aufenthaltes in dem Dorfe, dessen Treue und Dienstwilligkeit erprobt hatte.

Aber mit welchem Verlangen sah man nicht der Ankunft des letztern entgegen, um mit dem Freunde seine Freude zu theilen und bei seiner Freude erst recht zu fühlen, wie glücklich man geworden war. Schon neigte sich der April zu Ende; da eilte eines Morgens Joseph (so hieß der neue Diener) Cäcilien, die eben im Garten

beschäftigt war, Blumen zu begießen, mit der Nachricht entgegen: ein Herr kommt über den See gefahren, gerade auf den Garten zu, gewiß Herr Albert! — Wer sollte es anders seyn? Freudig eilte ihm Cäcilie nach dem Eingange des Gartens entgegen, und begrüßte den Eintretenden auf das herzlichste, wie nach langer Trennung eine Schwester den rückkehrenden Bruder bewillkommt.

Doch bevor wir weiter dem Gange der Geschichte folgen, wenden wir von dem Stillleben an dem See den Blick nach der geräuschvollern Weltstadt Rom zurück, wo unsern Freunden nicht in gleicher Ruhe der Winter vorüberfloß.

Neuntes Kapitel.

Sogleich nach Alberts Entfernung hatten Heinrich und Leopold gemeinsam mit einander in einer stillen, entlegenen und zugleich einer der angenehmsten Gegenden der Stadt eine Wohnung bezogen, die zwar eng, aber für zwei einzelne Männer, die außer dem Bedienten des Barons keine Dienerschaft hatten, hinlänglich bequem war. Durch ihre hohe luftige Lage gewährte sie nicht bloß einen der Gesundheit sehr zuträglichen Aufenthalt, sondern auch den freien Anblick zu dem in dem reinsten Blau glänzenden Himmel, und eine weite Aussicht

über einen großen Theil der tiefer liegenden Häuser, Kirchen und Denkmähler bis zu dem fernen Dome von Sanct Peter hin. Hier beschlossen sie, sich in der abgetrenntesten Zurückgezogenheit vorerst gänzlich dem Studium alter und neuer Kunst und Wissenschaft hinzugeben, und Leopold, der bisher gewohnt war, in den glänzendsten Zirkeln und zahlreichsten Gesellschaft seine Unterhaltung zu suchen, fühlte sich ganz entzückt in dem Gedanken, nun ausschließlich nur sich selbst, dem treuen Freunde, der Wissenschaft und dem Alterthume zu leben. Und wirklich sah man sie beide eine Zeit lang, unzertrennlich auf allen Pfaden, zwischen den Ruinen des Alterthums umherwandeln und die berühmtesten Kunstsammlungen besuchen, wobei es einem Beobachter hätte auffallen müssen, was für ein sonderbares Spiel des Zufalls doch dem hohen, schlanken, freundlich ernsten Heinrich, dessen ganzes Äußere ein ruhiges, sich in stiller Betrachtung wohl fühlendes Gemüth verkündete, den kleinern, lebendigern, wohlgenährten, gewandten, mit allem Anstande höfischer Sitte gezierten Leopold vereinte, den man eher bei den Belustigungen der Großen, als auf so einsamer Wanderung hätte suchen sollen. Oft gesellte sich ihnen noch ein dritter bei, der Abbate Castigliano, der besonders mit der Geschichte, allen Denkmählern und Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt wohl vertraut war, daneben ein Mann, der viel in der großen Welt gelebt hatte und ein sehr unterhaltender Gesellschafter. Leopold war ihm eben darum von einem Freunde empfohlen worden, und sie fanden in ihm einen

gar vortrefflichen Wegweiser. Wenn aber den beiden Freunden die große Erfahrung und Vertrautheit des Römers mit allen Örtlichkeiten der Stadt sehr zu statten kam, so hatte nicht weniger der Abbate eine große Freude an den tiefen und gründlichen Kenntnissen, welche der in Deutscher Schule gebildete Heinrich in der Kunde des Alterthums besaß, und ein gemeinsames Interesse knüpfte bald diesen und seinen Führer näher an einander. Bei solchen Gesprächen und Unterhaltungen war dann häufig der minder erfahrene Leopold nur ein stummer Zuhörer oder gelehriger Schüler, der durch seine geistreichen Fragen und große Theilnahme die andern nur noch mehr anfeuerte.

Desto mehr war der Baron in seinem Elemente, wenn sie an manchem geräuschvollen oder glänzenden Feste von ihrer stillen Warte (wie er nur ihre Wohnung zu nennen pflegte) in das Volksgetümmel hinabstiegen, und die Stillen des Landes (welchen Namen er sich selbst und seinem Freunde beilegte), die beiden einzigen, welche einander kannten, unter lauter fremden Gestalten umher wandelten, oder wenn sie die Kirchen der Stadt besuchten; und es verging fast kein Tag, an welchem man nicht entweder vor der Wanderung zu den Alterthümern, oder nach der Rückkehr von denselben, sich an dem Anblicke eines dieser herrlichen Bauwerke ergötzt hätte. Wenn aber Heinrich mehr die Wunder der Kunst anzogen, so schien sein Freund besonders von dem Gefühle religiöser Begeisterung erfüllt, seit er den prunkvollen Dienst seiner Kirche mit allem, was nur die

Sinne reizen und das Gemüth erheben kann, in dieser Stadt vor Augen sah. Zugleich zog ihn, vielleicht ihm selbst unbewußt, ein anderes Verlangen nach den Kirchen, der Wunsch, dem Bilde des Corso, das gleich an dem Tage seiner Ankunf einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und das er indessen noch einmal, aber auch nur von ferne und wie ein Brustbild aus dem Galla-Wagen gesehen hatte, in einem dieser Gottestempel zu begegnen. Und es schien, als ob ihn auch bald das Glück zugleich seine ganze Gunst und seinen Neid wolle erfahren lassen, als sie eines Tages der herrlichen Treppe nahten, die in hundert und vier und zwanzig Stufen von dem köstlichsten weißen Marmor zu der Kirche Santa Maria Araceli hinanführt. Unten hielt ein Staatswagen; zwei hohe Gestalten in weißem Gewande stiegen, wie es schien, nachdem sie in der Kirche ihre Andacht verrichtet, die Treppe herab. Was das für zwei Frauen sind! Das sind keine irdische Wesen, so schweben die Heiligen des Himmels zu den Kindern der Erde hernieder! schrie Leopold entzückt auf. Aber statt seine Schritte zu beflügeln, um näher zu kommen hemmte er betroffen dieselben. Indessen hatten die beiden Damen die untersten Stufen erreicht. Ihr stolzer, würdevoller Gang erinnerte ganz an die Matronen des alten Roms, besonders der der einen, ältlichen Dame, deren Schönheit selbst die Jahre vergeblich schienen den Sieg abringen zu wollen; die andere jüngere Dame zu ihrer Seite war von gleich majestätischem Gange und Wuchse, aber wenn die Züge ihrer Begleiterin unver-

kennbar eine Römerin andeuteten, so erinnerte die Schönheit der jüngern, welche ihre Tochter zu seyn schien, mit einem gewissen milden, lieblichen Scheine und den lichtern Locken, mehr an die Züge nordischer Frauenbilder. Es waren die beiden Damen des Corso. Nun erkannte sie auch Leopold wieder; aber bevor er näher herankam, hatte auch schon der Wagen die Damen aufgenommen, und von den stolzen Rappen gezogen rasselte er schnell an den beiden Freunden vorüber, deren Blicke denen der Damen im Vorüberfahren begegneten.

Leopold segnete und verwünschte sein Geschick, das ihm das holde Bild so nahe geführt und so schnell wieder entrückt hatte. Mit welchen Gefühlen schritt er nicht die Stufen hinan, die sie herabgestiegen war; mit welchem Entzücken trat er in die Kirche hinein. Da hat sie gebetet! sagte er. Wer dieses Bild hätte können beten sehen, wer die Laute dieser Lippen hätte vernehmen können! O diese Stadt soll alles Herrlichste besitzen: sie zeigt allein die schönsten Gottestempel, die schönsten Madonnenbilder und auch die lieblichsten Töchter der Erde.

Wunderlicher Mensch! redete ihn Heinrich an. Wie du hinstürmst, sogleich von jedem Eindrucke dich bewältigen lässest! Wie viele Frauen hast du mir, seit ich dich kenne, schon gepriesen und von jeder betheuert, daß sie nicht ihres gleichen habe unter der Sonne?

Wer vermöchte auch, entgegnete Leopold, diese holden Wesen anzusehen, ohne sie mit Wohlgefallen zu

betrachten und ein Wort zu ihrem Preise zu sprechen! Wohl, ich läugne es nicht, schon manches Frauenbild hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; aber diese nur ist die Königin von allen, sie nur hat bei dem ersten Anblicke mich ganz besiegt.

Zehntes Kapitel.

Dem Geiste des Barons war von diesem Tage an die ruhige Stille, welche das Studium der Wissenschaft so nothwendig erfordert, genommen. Noch folgte er unzertrennlich dem Freunde bei den täglichen Wanderungen; ja durch das Bedürfniß der Mittheilung fühlte er in einer unbekannten Welt, unter lauter fremden Menschen, sich um so mehr zu dem einzigen Vertrauten hingezogen, vor dem er unverholen sein Herz aufschloß. Aber wenn Heinrich sich mit dem Abbate unterhielt, war er sichtbar Stunden lang in sich selbst vertieft, so daß Castigliano ihn auch oft deßwegen mit scherzender Rede durchzog; und auf den Wanderungen schien er unruhig nur das Bild seiner Liebe zu suchen; aber aller Nachforschungen ungeachtet, wußte ihm niemand etwas näheres über die Dame zu berichten.

Auch auf Heinrich hatte der würdevolle Anstand und die große Schönheit der Unbekannten einen gewissen Eindruck nicht verfehlt, so wie denn alles Schöne,

besonders wo es uns unerwartet überrascht, nie ermangelt, eine gewisse Gewalt über uns auszuüben. Doch hatte er sie mit keinem andern als dem Wohlgefallen angesehen, womit er so manches hohe und liebliche Bild in den Kirchen und Gallerieen betrachtete; und auch wenn ähnliche Gefühle, wie in Leopold, durch ihre vorüberschwebende Erscheinung in ihm wären geweckt worden, eben damit, daß sie der Gegenstand der glühendsten Leidenschaft seines Freundes geworden, war sie ausserhalb des Kreises seiner Wünsche getreten; so wie denn nichts wirksamer ist, in einem edlen Herzen die Liebe gar nicht aufkeimen zu lassen, als daß es das Wesen, welches wohl seiner Wünsche werth wäre, sogleich als den Besitz eines Freundes erkennt, es ihm so ein heiliges unantastbares Gut wird und dem Verlangen bereits das Entsagen zuvorgekommen ist.

In Leopold aber hatte das feurigste Liebessehnen, suchend nach einem unsichern, in der Ferne schweifenden Gute, von dem es ungewiß war, ob er es finden werde, oder ob es nicht schon, wenn er es fand, einem andern angehörte, und religiöse Begeisterung, noch heftiger entzündet durch seine Liebe, alle Gefühle bis zur Überspannung gesteigert. In solchem Entzücken konnte er oft nicht begreifen, wie Heinrich, der doch, wenn er ein schönes Kunstwerk ansah oder von einer hohen That der Helden des Alterthums sprach, sichtbar von solcher Begeisterung ergriffen wurde, so kalt durch die herrlichen Kirchen hin zu wandeln oder zu den Bildern der Heiligen aufzublicken vermochte, ohne, wie er,

Thränen zu vergießen oder Stunden lang, auf die Kniee gesunken, vor so manchem Bilde in tiefer Betrachtung da zu liegen. Kam gar die Rede auf die große Verschiedenheit religiöser Verehrung, mit wie feurigem Lobe prieß er nicht den Vorzug eines Cultus, wie der seiner Kirche, besonders der römische, sey.

So redete er auch einst, als sie an einem Feste aus der Peterskirche heraustraten, mit diesen Worten seinen Begleiter an: Und ist dir nicht auch, Freund, als ob du heraus träteſt aus der Wohnung der Seligen? In solcher Stunde ist mein ganzer Mensch befriedigt, es gebricht mir nichts mehr, und ich möchte die Erde nicht gegen den Himmel vertauschen. Wie kalt und trocken spricht doch eure Religion zu euch. Man tritt in eure Kirchen ein, wie in einen Gerichtssaal oder eine Werkstätte. Nicht einmal der Schmuck findet sich darin, wie in euern großen Gesellschaftssälen, die doch jeder mit köstlichen Möbeln, Teppichen, Uhren, Spiegeln, mit Büsten oder Gemählden zu schmücken und sich so an dem Orte, wo er in reicherm Maaße die Heiterkeit des Lebens in der Gesellschaft verehrter oder geliebter Menschen genießt, auch eine freundliche, anständige Umgebung zu schaffen sucht. Selbst dieser Schmuck fehlt euern Kirchen, und nur zu oft hört man die Rede des gewerbsamen Lebens auch da fort tönen, wo das Wort des Herrn alle Geister zur Buße oder Beschauung wekken sollte. Noch erinnere ich mich recht gut, einmal in Schwaben eine Predigt von der Arbeitsamkeit, eine andere von der Sparsamkeit gehört zu haben, und es

fehlte wenig, daß der Redner nicht alle Regeln der Ökonomie entwickelt und seine Zuhörer die Kunst der Rechnungsführung gelehrt hätte.

Aber trete in die Himmels- und Gotteshäuser des Laterans, von Sanct Peter, der Maria Maggiore und andere, reden nicht schon die Steine und Säulen zu dir? Und wenn du ansiehst die frommen Märtyrer unsres Glaubens, den am Kreuze blutenden Erlöser, oder die Scenen aus dem Leben heiliger, von Gott mit besondrer Gnade erhöheter Menschen, und ihr Anblick so manche rührende Geschichte in deine Erinnerung zurückruft: kannst du dann den Strom von Thränen hemmen, der aus deinen Augen hervorbricht, und reden diese stummen Zeugen nicht beweglicher zu dir, als irgend eines Menschen Worte es vermögen? Wenn dann die herrliche Musik beginnt, dazwischen der Gesang der Andächtigen tönt, sind dann nicht mit dem Herzen Aug und Ohr und alle Sinne befriedigt, ja vergeistigt, alles Sinnliche zu einem geistigen Vollgenusse emporgehoben und das Geistige zu einem Göttlichen hinaufgesteigert? Dann fällt jede Fessel, jedes Band bricht, alles erweitert sich in uns; jede Trennung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hört auf; der ganze Mensch wird zumal erhöht, geheiligt und beseligt; wie mit verklärtem Leibe steigen wir zum Himmel auf! Können zu solcher Auffahrt auch die todten Worte eurer Prediger die Fittiche verleihen?

O Freund, fuhr er unter Thränen fort, ich habe dich so recht von Herzen lieb; daß ich dich doch überzeugen,

daß ich diese Gefühle dir beschreiben könnte, damit auch du von ihnen ergriffen und in die schirmende Huth unseres beseligenden Glaubens herübergetragen würdest. Siehe in solchen Momenten ist nur Gott in mir und ich fühle so recht seine Nähe; ich bin versöhnt mit ihm, er hält mich in seinen Armen und ich liege an seinem Herzen. Oder wenn ich dann meiner Sünden gedenke, und in dem Lichte des Herrn die Nichtigkeit aller Erdenlust in mir zu heller Überzeugung hervorleuchtet, ja dann fühle ich in mir die ganze Zerknirschung alles Irdischen, alles dessen, was sündhaft in mir ist und um mich; dann rinnen meine Thränen; an dem Fuße der Bilder der Heiligen, die für mich zu Gott flehen und selbst die Erdenlust überwunden haben, sinke ich nieder und thue Buße von ganzem Herzen.

Das Sündigen könnt ihr einmal so wenig lassen, als wir; aber wir nur genießen des vollen Trostes; die gütige Mutter verdeckt mit ihrem Liebesmantel unsere Gebrechen, und aus ihrem Gnadenschatze reicht sie Vergebung dar für begangene und zukünftige Fehler. —

So glaubte oft Leopold recht eindringlich zu seinem Freunde zu reden; aber Heinrich hörte mit tiefer Ruhe und ängstlicher Besorgniß diese und ähnliche Reden an, da sie ihm immer mehr das Gefährliche des Zustandes enthüllten, in dem sein Freund sich befand. Weit entfernt, davon überzeugt zu werden, fühlte er sich nur immer mehr von einem Glauben zurückgeschreckt, den er hier an seinem Hauptsitze, in dem Leben der Gläubigen zu beobachten hinlängliche Gelegenheit hatte. Diese

Mischung des Höchsten und Niedrigsten, von Himmelsseligkeit und schwelgender Erdenlust, dieses Schwanken zwischen Gott und der Hölle, dieser Glaube und Unglaube wollte ihn nicht ansprechen. Er kannte die Heftigkeit, womit Leopold allen Eindrücken sich hingab; jetzt sahe er ihn auf der Höhe des Himmels, er fürchtete, ihn, wenn nicht gütige Mächte über ihm wachten, bald wieder eben so tief sinken zu sehen; und eine rechte Trauer konnte ihn oft befallen, wenn er sahe, wie diese edle, mit den herrlichsten Talenten ausgestattete Natur, so ganz ohne eigenen Halt, hin und her schwankte. Um durch ein ernstes Wort den Schlummernden aufzustören, sagte er dann wohl zu ihm:

Es entgehet meinem Blicke so wenig, als dem deinigen, daß man in protestantischen Kirchen nur zu oft den Anstand vernachläßigt, der einem solchen Versammlungshause gebührt und die weltliche Rede da forttönt, wo der Ruf des Herrn die Schlummernden zur Auferstehung wecken sollte. Doch das liegt gar nicht in dem Wesen des Protestantismus und davon wollen wir jetzt so wenig reden, als ich dich an den polternden Lärm eurer Mönche und überhaupt an diese schwächste Seite eurer Kirche erinnern will, wo der Priester nicht mehr durch die imponirende Würde des Priesterthums, sondern durch die Invidualität seiner Person wirken soll. Auf dich selbst möchte ich dich hinweisen. Denke doch, wie nach und nach alle diese Regungen in dir entstanden, wie du allmälig zu einem solchen Zustande der Überspannung gelangt bist. Nenne ja nicht die geistige Unmündigkeit,

worin so viele Bewohner dieser Stadt durch die Übermacht eines glänzenden Cultus niedergehalten werden, religiöse, Erhebung, oder das, was du in dir selbst fühlst, wahre Begeisterung. Der höchsten Verblendung steht es näher als dieser. Wenn du in das Licht der Sonne siehst, wird dein Auge, das den Glanz derselben nicht ertragen kann, geblendet, und in dem Augenblicke der Blendung ist dein Geist zugleich verwirrt; du schließest dein Auge, und in dir selbst scheint sich alles zu drehen und nichts mehr fest auf seiner Stelle zu stehen. So geht dir es hier bei den Festen und in den Kirchen. Alle deine Sinne werden zugleich geblendet, eine Verwirrung, eine Übertäubung kommt in dein ganzes Wesen; das nennst du nun Begeisterung; Taumel, augenblickliche Naserei, Wahnsinn solltest du es nennen. Was haben die Sinne für einen Antheil an der Begeisterung? Und wo ist denn der Heilige, der als Gottes Sohn sich uns kund gab, in solchem Taumel befangen gewesen? Ausdrücklich sagt er: das Himmelreich kommt nicht mit äußerlicher Gebehrde; es ist inwendig in euch. Und vollends nun, in welcher Gemeinschaft steht die Sünde mit den Gläubigen? Sind sie ihr nicht abgestorben und dadurch frei geworden? Wenn sie dessen unerachtet in unglücklicher Stunde davon überrascht werden, so ist das nur ein augenblickliches Schwanken; aber sie sind wiedergeboren und selig weil sie reines Herzens sind. Für euch Sinnenmenschen ist das freilich keine Religion; da ist die eurige weit bequemer; denn diese läßt euch, wenigstens wie ihr sie ansehet, Gott dienen, ohne daß sie

euch zwänge, dem eigenen Willen und verkehrten Triebe zu entsagen. Ihr wißt, eure gute, nachsichtige Mutter wird ihren verwöhnten Kindern ihre Fehler verzeihen, und so sündigt ihr denn wacker darauf los, getröstet im voraus, daß ihr mit körperlicher Sühne, des Herzens Unreinigkeit abbüßen könnt. Aber der Schalk weicht darum nicht aus euch; das Himmelreich ist nicht in euch. Von innen muß durch geistige Wiedergeburt das Heil errungen werden. Christus in euch, nicht der Beichtvater, muß die Versöhnung gewähren.

So redeten sie oft Stunden lang gegen einander, wie zwei Kämpfer, welche auf einander zielen, ohne sich mit ihren Streichen je zu erreichen; nur mit dem Unterschiede, daß wenn Leopold gewöhnlich zuletzt ungeduldig ward und seinen Freund nicht begriff, dieser nie seine Ruhe verlor und er vollkommen den Zustand des Barons durchschaute. Auch hatte er nie die Absicht, seinen Freund, wie dieser es oft versuchte, zu seinem Glauben herüber zu ziehen, sondern er entgegnete ihm nur, um dessen unnatürliche Gluth etwas zu mäßigen und ihr zu zeigen, wie auch noch eine ganz andere Ansicht statt finden könne.

Eilftes Kapitel.

Heinrich und der Abbate waren von einer der Wanderungen, bei denen schon zuweilen Leopold zu fehlen anfing, zurückgekehrt, als dieser mit Heftigkeit in das Zimmer hereinstürzte, und in seiner Freude jetzt auch die Gegenwart des Abbate nicht beachtete.

Ein guter Genius hat mir es eingegeben, rief er aus, daß ich heute zu den Wohnungen der Todten nicht mit euch hinabstieg, statt dessen sollte ich aller Holdseligkeit des blühendsten Lebens begegnen.

Nun, erwiederte der Abbate, man sollte wirklich glauben, Sie seyen heute von dem Tode wieder aufgelebt, der Sie lange Zeit schon zu drücken scheint.

Wie wir doch thöricht sind! fuhr der Baron fort, ohne sich an Castigliano's Rede zu kehren. Wir mühen uns ab und suchen in der Ferne, was uns so oft nahe steht, und das wir nicht eher gewahren, bis ein glücklicher Zufall uns die Augen öffnet. Du weißt, Freund, ich hatte heute keine Lust, mit euch die Wanderung zu den alten Grabmählern zu machen. Bloß um mich mit mir selbst zu beschäftigen, lief ich mein Portefeuille durch. Da finde ich eine Menge Empfehlungsschreiben, zum Theil an die ersten Häuser, die ich nicht abgegeben, um nicht aus meiner Einsamkeit in allerlei Gesellschaften gezogen zu werden. Aus langer Weile lese ich

die Addressen durch; ich finde darunter die einer gewissen Gräfin. Wie, schoß mir der Gedanke durch die Sinne, wenn du hier vielleicht Aufschluß finden könntest über die Unbekannte, deren Vorüberschweben und Verschwinden dich schon seit dem Tage deiner Ankunft in der Irre umherführt. Schnell, wie der Gedanke kam, ward er zur That. Auf meine Nachfrage wieß man mich zu einem herrlichen Pallaste. Ich lasse mich melden; durch eine Reihe der prächtigsten Säle werde ich in das Cabinet der Frau vom Hause geführt. Die Thüre öffnet sich, und denke dir mein Erstaunen: die ältere Dame, die Begleiterin der jüngern, steht vor mir! Ja, was noch mehr ist, in der Enträthselung der Rede ergiebt es sich, daß ich eine nicht ganz ferne Verwandte vor mir hatte. Gern hätte ich auch nach ihrer Begleiterin gefragt, aber eine gewisse Scheu hielt mich zurück; doch das Glück, das einmal an diesem Tage mir seine Gunst zugewandt hatte, leitete alles ein. Schon wollte ich mich empfehlen, mir die Erkundigung für einen andern Besuch vorbehaltend, als die Gräfin beym Abschiede sagte: doch ich muß Ihnen Ihre Verwandte, meine Tochter, noch vorstellen; sie liebt sehr die schattigen Gänge des Gartens; unten werden wir sie treffen, wenn es ihnen beliebt, mir hinunter zu folgen. Wie freudig ich ihren Schritten folge, brauche ich dir nicht zu sagen; wir gehen durch einige duftige Gänge, da tritt uns Clorinde, ihre Tochter, aus einer Laube entgegen. Sie war es wirklich, die herrliche Gestalt, aber noch viel lieblicher, als wir sie von der Kirche die Stufen herabsteigen

sahen. Und nun steht mir, als einem Verwandten, jeden Tag der Zutritt zum Hause offen.

Es ist die Comtessa Calina mit ihrer schönen Tochter, sagte der Abbate. Da hätte ich Ihnen leicht Auskunft geben und Sie des langen Suchens überheben können, hätten Sie, mein Freund, mir nur ihr Vertrauen schenken wollen, denn in diesem Hause bin ich wohl bekannt.

Nun so haben Sie es denn jetzt! versetzte noch in lebhafter Freude der Baron. Ja, auch das andre Räthsel ist gelöst, fügte er hinzu, sich zu Heinrich wendend. Ihr wollt eine Nordländerin in ihr erblicken, ich wollte es nicht gelten lassen; wir haben beide Recht. Sie vereint die Anmuth beider Völker in ihrem schönen Bilde. Ihr Vater ist nämlich der Baron von F., ein Verwandter unsrer Familie, der ihre Mutter, als den besten Schatz von seiner Reise nach dem Südlande, zu uns an den Rhein mitbrachte. Jetzt erinnere ich mich wieder der Erzählung von der schönen Römerin, die ich oft bei uns hörte. Allzu früh ward er seiner Gattin entrissen, und diese kehrte nun, da sie länger kein Band der Liebe an das nördliche Land fesselte, mit ihrer einzigen Tochter nach ihrer Vaterstadt zurück, wo sie wieder den Namen ihrer Familie, einer Comtessa Calina, annahm.

Nun ich sehe, sagte der Abbate, sie haben heute bei den Lebenden wenigstens eben so viel gelernt, als wir bei den Todten.

Und Ihnen mein Geheimniß verrathen, entgegnete

Leopold. Sie sind, wie Sie sagen, im Hause der Contessa wohl bekannt?

Das lassen Sie sich nicht kümmern, versetzte Castigliano; wo es gegen eine Dame geht, haben alle Männer zusammen gemeinsame Sache.

Wirklich knüpften von jetzt an die beiden ein engeres Band an einander, so wie überhaupt mit diesem Tage eine bedeutende Veränderung in dem Verhältnisse unserer beiden Deutschen, und ein gänzlicher Wechsel in dem Leben des Barons vorging. Seine fromme Begeisterung machte allmälig allerlei weltlichem Verlangen Raum, und die Schätze des Himmels schienen ihn weniger zu reizen, seit die Erde ein so kostbares Gut ihm nahe gerückt hatte. Sein Studium des Alterthums war mit einem Male geschlossen. Thöricht, sagte er, wäre es auch, sich unter die Ruinen der Vorwelt zu begraben, wo eine so lachende Gegenwart uns lockt. In dem Hause der Gräfin ward er bald mit andern angesehen Familien bekannt, und nachdem ihn einmal das erste unbeachtete Blatt einem solchen Glücke entgegen geführt hatte, so machte er nun auch von den andern Empfehlungsschreiben Gebrauch; nach und nach ward er immer mehr in das Geräusch und die Vergnügungen der großen Welt hineingezogen. Damit aber vertrug sich länger der Aufenthalt auf seiner stillen Warte nicht. Er miethete sich unten an einem der besuchtesten und lebhaftesten Plätze der Stadt in einem großen Pallaste ein, kaufte sich Pferde und Wagen, und gesellte seinem alten Diener, den er aus Deutschland mitgebracht hatte, einige Italiänische

Bedienten bei. Nachdem er sich in seiner neuen Wohnung auf das prunkvollste eingerichtet hatte, so lud er beim Abschiede seinen Freund ein. — Kehre mit mir, Freund, aus der Einsamkeit in das muntre Leben zurück. Oder bleibt es fest dabei, auf der stillen Warte dein einsiedlerisches Trieben fortzuführen?

Heinrich sah ihn mit stiller Wehmuth ziehen. Deine glücklichsten Tage, erwiederte er, sind, fürchte ich, in dieser Stadt vorübergeschwunden. Statt mit dir hinunter zu steigen möchte ich dich lieber oben behalten. Möge nur nicht irgend ein dräuendes Geschick dich am Ende wieder zu deinem Freunde nach der friedlichen Warte zurückschrecken. —

Auch Leopold trennte sich nicht ohne Rührung. Es war eine so stille unschuldige Zeit, die er in der Zurückgezogenheit hingebracht hatte. Aber, sagte er beim Scheiden, ich tauge einmal für solches Leben nicht. Du kennst mich lange, und nur deine Gutmüthigkeit konnte deinen sonst so hell sehenden Geist täuschen, in dem, was bloß vorübergehender Einfall bei mir war, einen festen Entschluß zu erblicken. Laß es mich nur gestehen, es war eine Thorheit von mir, daß ich Weltmensch, wie du mich oft genannt hast, glaubte, an euren gelehrten Studien je Geschmack finden zu können.

Um so schmerzlicher aber war Heinrich die Trennung von Leopold, als um diese Zeit auch die Briefe Alberts, die eine immer steigende Leidenschaft verriethen, ihn zu beunruhigen anfingen — Da reißen sie sich nun gewaltsam von mir, rief er aus, die beiden wunderlichen

Freunde! Den einen treibt seine Unruhe in die Weite, bis er anbetend vor einem blinden Bilde niedersinkt und dort die Stille des Himmels wähnt gefunden zu haben. Der andere kann erst nicht genug hinstürmen in dem Entzücken himmlischer Gefühle; dann sinkt er mit einem Male aus der Höhe in die alltägliche Welt hinab, und jagt einem ungewissen Ziele nach, das er vielleicht nie erreichen wird.

Zwölftes Kapitel.

So war nun Heinrich ganz sich selbst und seinen Studien überlassen. Die ersten Tage kam öfter Leopold auf eine flüchtige Stunde zu ihm herauf. Bei der Leere der ihn umgebenden Welt fühlte er erst recht die Tiefe in dem Gemüthe seines Freundes, und wenn er dann mit ihm aus seiner stillen Warte über die große Stadt hinsah, so fiel er ihm wohl um den Hals, und — du bist doch die reinste Seele in dieser Stadt, rief er aus. Wenn auch noch die Glorie unseres heiligen Glaubens dich umleuchtete, dann fürwahr! würde ich bald als einen Heiligen des Himmels dich anbeten. — Welche Übertreibung wieder! sagte Heinrich unmuthig. Laß doch einem jeden seinen Glauben, und laß uns, ehe wir zur Heiligkeit aufstreben, vorerst uns bemühen, in

Demuth die Reinheit des Herzens zu bewahren. — Leopold fühlte recht gut den Ernst einer solchen Warnung, aber allerlei Zerstreuung und ein fast abgöttischer Dienst, den er der Königin seines Herzens weihete, zog ihn nach und nach immer mehr von seinem Freunde ab.

Desto häufiger fand sich bei diesem der Abbate Castigliano ein. Dieser hatte aus den Bemerkungen, die Heinrich bei Besuchung der Kirchen machte, und mehr noch aus seinen Unterredungen mit Leopold bald abgenommen, daß Heinrich ein Protestant sey, und unser Freund hatte nie ein Geheimniß daraus gemacht. Erst betroffen und zurückgestoßen über diese Entdeckung, fühlte er sich zuletzt durch seinen Bekehrungseifer nur um so mehr an den Deutschen Jüngling gefesselt. Denn obgleich Castigliano ein Mann war von vielem Wissen und gründlicher Kenntniß in der alten classischen Literatur, und mit scharfem Blicke alle Verhältnisse des Lebens durchschaute, so schien doch von Einer Seite sein sonst freier Geist in Schranken eingeengt, über die hinaus ihm kein Blick gegönnt war. Es fehlte ihm jene freiere religiöse Ansicht, und alle seine Kenntnisse, seine Weltklugheit und überhaupt den Schmuck seiner Bildung schätze er nur als Mittel zur Verherrlichung seiner Kirche, der er fanatisch zugethan war. Einen desto herrlichern Triumph aber hoffte er dieser zu bereiten, wenn er in ihren Schooß einen Mann zurückführte, den er keineswegs als einen Laien betrachtete, da er ihn in jede Wissenschaft seines Glaubens eingeweiht sah. Auf das redlichste unterstützte ihn in diesem Bemühen ein

anderer Geistlicher, der Pater Anselmo. Die beiden Stillen des Landes hatten diesen früher schon bei einem Besuche in dem Dominicaner-Kloster kennen lernen, und man hatte sie auf ihn aufmerksam gemacht, weil er in dem Rufe einer besondern Heiligkeit stand. Er hatte einen großen Theil der Erde durchwandert und lange Zeit in den Indischen Missionen gearbeitet Von seinen Reisen hatte er eine große Lebenserfahrung und Kunst, die Menschen zu behandeln, mit zurückgebracht, ohne doch im geringsten etwas in seiner religiösen Ansicht und seinem kirchlichen Glauben geändert zu haben.

Diese beiden Männer waren nun die fast täglichen Gesellschafter unsres Freundes. Mit der größten Dienstfertigkeit führten sie ihn an alle heilige und merkwürdige Orte, und mit dem Scheine der Erhebung über jeden Glauben, der ausschließlich einer besonderen Secte angehörte, und mit der leutseligsten Duldung jeder Meinung, warfen sie dabei zuweilen, wie durch die Gelegenheit des Augenblickes veranlaßt, manche Bemerkung hin, theils ihren Begleiter auszuforschen, theils um zugleich den ganzen Cultus ihrer Kirche ihn in recht anziehendem Lichte erblicken zu lassen.

Ich habe viele Völker kennen lernen, bemerkte einst der Pater, als er den Deutschen von dem Anblicke der Peterskirche tief ergriffen sah; ich bin bei den Indiern gewesen und bis nach China gekommen; überall habe ich den Menschen als ein geistig sinnliches Wesen gefunden und ihn auch da nur recht von dem Dienste religiöser Verehrung ergriffen gesehen, wo dieser, indem er dem

Geiste Erhebung gewährte, zugleich seine Sinne nicht unbefriedigt ließ. Aber freilich diesem Baue muß jeder andere Erdentempel weichen; die einzigen, die ihm vielleicht den Vorrang an Größe und Erhabenheit streitig machen könnten, die berühmten unterirdischen Pagoden und in den Fels der Berge eingehauenen Hallen und Säle mit ihren gigantischen Bildern aus der Indischen Vorwelt, liegen nun in Trümmern und verfallen immer mehr.

Und auch dem Schönheitssinne des Menschen, fügte der Abbate bei, könnte kaum ein anderer Bau mehr genügen.

Dennoch, entgegnete Heinrich, hat die hohe, einfache Rotunde des Pantheons, dem Gewölbe des Himmels an Größe und Einfachheit des Baues vergleichbar, stets einen noch tiefern Eindruck auf mich gemacht. Sie wissen ich bin Protestant, und möge es Ihnen nicht mißfallen, mein offenes Bekenntniß anzuhören. Es ist wahr, ein Bau wie der des Pantheons oder des Domes des heiligen Petrus ist etwas Großes und Herzerhebendes. Es ist ein kühner Gedanke in einem Menschengeiste, nur den Plan zu solch einem Werke zu entwerfen, und von welcher Beharrlichkeit, von welchem Festhalten der einmal erfaßten Idee zeigt es nicht, denselben auszuführen und nicht abzulassen, bis der große Bau in hoher Vollendung dasteht. Und wer vermöchte hineinzutreten, ohne von der Größe desselben sich bewältigt zu fühlen! Musik, Mahlerei und Baukunst, und alle Künste vereint, lösen gleichsam die Fesseln, welche unser

Herz umengen, und wenn in solcher Stimmung der Ruf Gottes und der Religion zu uns dringt, so sind wir empfänglicher dafür. Allein eine solche Bewältigung des Gemüthes durch ein übermächtiges Werk der Kunst kann ich unmöglich schon Frömmigkeit nennen, und, sollte ich glauben, man müsse Gott, auch ohne eines solchen Tempels zu bedürfen, im Geist und in der Wahrheit verehren können. Auch ist er ja der einzige auf der Erde; alle Völker können nicht in demselben zu Gott sich versammeln, und so müßten sie der rechten Andacht entbehren, wenn sie nicht auch eines solchen Erweckungsmittels sich erfreuten.

Auch dafür ist gesorgt, fiel der Pater ein; Gott führt jeden seinen eigenen Weg, wen er aber hieher führt und wem das Glück zu Theil wird, an so heiliger Stätte besonders nahe und mächtig die Stimme des Herrn zu vernehmen, für den, sollte ich denken, läge auch ein Beruf darin, auf dieselbe zu hören und ihr sein Herz nicht zu verschließen.

Aber, hochwürdiger Vater, entgegnete Heinrich, wohl merkend, wohin des Paters Rede ziele: es soll mich dünken, Gottes Stimme ertönte überall gleich nahe zu uns, am allernächsten aus dem eigenen Herzen. Wenn aber schon ein Menschenwerk, wie die Peterskirche, uns so tief ergreift, wie sollte nicht Gottes Werk eine noch gewaltigere und dauerndere Macht über unser Gemüth üben! Und das brauchen wir nicht etwa bloß in Rom zu suchen. Wer so recht Gott und Christum in sich trägt und überall von der unendlichen Rotunde sich

umschlossen sieht, deren azurner Bogen über alle Völker der Erde und ihre Werke sich hinwölbt: wie sollte er nicht in der innern Stimme überall einen Ruf Gottes und in jedem Blicke auf den Weltenbau eine Erweckung seiner Andacht finden? Sagt doch unser hochgefeierter Meister: nicht auf diesem Berge, nicht in dem Tempel werden die rechten Verehrer zu dem Vater beten. War doch der große und hochgepriesene Tempel zu Jerusalem, mit allen seinen Hallen, Sälen, Kleinodien, und geheimnißreichen Orten für den Sinn der damaligen Israeliten gewiß eben das und mehr, als nur die Peterskirche für einen Römer seyn kann; und wo hätte er je eine besondere Wichtigkeit darauf gelegt, den Herrn im Tempel anzubeten? oder wo hat er an gewisse Ceremonieen seinen Dienst geknüpft?

Sehr wohl! erwiederte der Abbate; es war ein sinnliches Volk, das noch erst zur Erkenntniß geführt werden sollte, das über den Buchstaben des Gesetzes den Sinn desselben verloren hatte: dieses mußte erst von der Fessel der Ceremonie frei gemacht werden. Aber nun, da die himmlische Wahrheit den Herzen der Gläubigen sich aufgeschlossen hat, ist eine bedeutungsvolle Handlung, ein heiliger Gebrauch sehr förderlich, um durch dieselben die Wahrheit in den Herzen festzuhalten, und an den Anblick der Handlung, des Bildes, so wie es vor die Sinne tritt, auch in dem Innern so manche liebe, fromme und freudige Erinnerungen oder erhebende Gedanken anzuknüpfen.

In diesem Sinne aufgefaßt, versetzte Heinrich,

war es gewiß eine recht schöne, fromme Sitte, allenthalben an Straßen und Wegen ein Cruzifix aufzupflanzen, damit der Mensch, wo er auch wandle, überall durch das Bild seines Erlösers zu dem rechten Ernst und der Freudigkeit des Lebens erweckt, und ein gewisser erhöheter Zustand seines Gemüthes in ihm erhalten werde. Allein ich glaube, wo einmal dieser in einem Menschen statt hat, da wird er auch in der ganzen Natur diese Erweckung finden. Und um von diesem einzelnen Gegenstande abzusehen, wie verschieden sind nicht die Ansichten der Menschen über solche Dinge! Der eine fühlt sich durch ein zufälliges Bild, eine Handlung, dieses oder jenes Zeichen besonders angeregt, eine Idee scheint ihm besonders klar, gleichsam auch verkörpert, in diesem Bilde, dieser Handlung, und nun will er sie zu einem Symbol religiöser Verehrung, für die ganze Christenheit erheben; aber ein anderer findet eine solche Andeutung, wenigstens in gleicher Anschaulichkeit nicht darin. Überhaupt kann ein solches Symbol — um bei diesem Ausdrucke stehen zu bleiben — nur auf das Gemüth dessen wirken, welcher das Geheimniß der Wahrheit durchschaut hat, die ihm damit vorgebildet werden soll. Findet aber der Mensch von früh an überall das Bild um sich, ehe er zur Erkenntniß der Bedeutung desselben gelangt ist, so wird er sich allmälig so an dessen Gesellschaft gewöhnen, daß er am Ende gar nichts mehr darin sucht. So geht es insgemein der grossen Masse des Volkes mit symbolischen Handlungen, und sollen sie einmal Mittel zur Erweckung religiöser Be-

trachtung werden, so müssen sie vor allem auf das Volk, nicht auf die Zahl der Einsichtsvollern berechnet seyn. Aber nur wenige sind es überall, die bis zu dem rechten Verständnisse sich erheben und das Symbol in dem rechten Sinne auffassen. Für den gemeinen Verstand bleibt es ein Gaukelspiel der Sinne, es kann nicht wecken und erheben, höchstens nur durch die Macht der Gewohnheit und die daran geknüpfte Rückkehr gewisser früher festgewordener Gefühle eine augenblickliche Stille und Betroffenheit hervorbringen, der ähnlich, wie sie in dem Menschen bei dem Eintritt in einen herrlichen Tempel erregt wird, die aber von selbst sich verliert, so wie er den Tempel verläßt. Soll die Erhebung in dem Menschen rechter Art seyn, in ihm selbst muß sie dauernd, ein freudiges Emporstreben von innen, aber nicht ein Erdrücktwerden von außen oder der augenblickliche Reiz einer in ihm schlummernden Kraft seyn. Dazu kommt noch eine sehr verderbliche Verirrung, wozu ein solches Symbol nur zu leicht führen kann. Ein Mensch, den man frühe gewöhnt hat, von der Beobachtung gewisser Gebräuche — wo er also selbst die symbolische Handlung verrichtet — eine gewisse Heiligkeit zu erwarten, wird nur zugeneigt, die Handlung selbst zu einem Heilsmittel zu machen, sich von der treuen Übung derselben die Beseligung zu versprechen, welche nur der in derselben vorgebildete Glaube und die Kraft der Wahrheit in dem Herzen wirken kann; ja er kommt in Gefahr, da er die rechte Bedeutung des Symbols nicht kennt, ganz andere irrige Vorstellungen damit zu verbinden.

Beliebe es Ihnen doch, sagte der Abbate, dieses letztere, besonders was Sie von symbolischen Handlungen sagen, die jeder Gläubige selbst verrichtet, etwas weiter auszuführen.

Ich dächte doch, entgegnete Heinrich, alles äußere Leben des Christen soll nur ein Bild seyn seines innern Lebens in Gott. Ich fürchtete Sie durch allzu weite Ausführlichkeit zu ermüden, doch da Sie selbst mich hierzu auffordern, so ist dieß meine Ansicht. Nicht bloß der Geistliche verrichtet vor der Gemeinde symbolische Handlungen zum Zeugnisse ihres gemeinsamen Lebens in Gott, auch jeder Gläubige selbst verrichtet diese, um damit anzudeuten, daß auch er selbst ganz insbesondre ein lebendiges Glied sey an dem Leibe des Herrn. Denn so wenig das Brod oder der Wein bei dem Abendmahle im geringsten für das leibliche Bedürfniß zulänglich ist, eben so wenig hilft Fasten, Wachen oder irgend eine Bußübung dem zeitlichen Leben; im Gegentheile, sie thun demselben Zwang an und wirken auf die Zerstörung desselben, und wären zu nichts nütze, wenn sie nicht in einem höhern Sinne vollbracht würden. Es sind nicht bloß ascetische Übungen, um dem Geistigen in dem Menschen die Übermacht über das Sinnliche zu verleihen, es sind zugleich symbolische Handlungen, womit jeder, welcher sie verrichtet, andeutet: daß die geistige Kraft in ihm auch über die Macht Gewalt habe, womit das natürliche Bedürfniß den Menschen bewältigt, ja daß sie, um das ewige Leben zu retten, geradehin das zeitliche zerstören könne. Die gei-

stige Macht, der Glaube in dem Menschen; nicht die Handlung, ist es, wodurch er sich heiligt und dem Reiche Gottes angehört. Verrichtet darum der Mensch die Handlung bloß aus herkömmlicher Sitte oder aus Furcht vor Übeln, mit denen er sich bei Unterlassung derselben bedroht glaubt, also aus Zwang, nicht in des Herzens Freudigkeit und der Erleuchtung des Geistes: so kann sie ihm zu nichts nützen, sie hört für ihn auf, Symbol zu seyn. Kostet es ihn zugleich Mühe und manche Entsagung, diese Handlung zu verrichten, so sondert er sie um so mehr aus dem Leben aus, und glaubt auf der andern Seite wieder sich um so mehr erlauben zu dürfen, wenn er nur das treulich übt, was ihm schon frühe, als zu seiner Beseligung unentbehrlich, an das Herz gelegt ward.

Wundern Sie sich über meine Ansicht nicht, fuhr Heinrich nach einer Pause fort, während der die beiden andern mit stummen Staunen ihn angesehen hatten; suchen Sie die Beläge dazu in dieser Stadt, welche der glänzendsten, an sinnbildlicher Verkörperung reichsten Gottesverehrung sich erfreut. Wie viele habe ich oft fragen müssen, bis mir einer auch nur die Bedeutung von Gebräuchen, die jeden Tag in der Kirche wiederholt werden, von Festen, die jedes Jahr wiederkehren, anzugeben vermochte. Ja andere verirren sich so weit, daß sie völlig den Menschen von dem Christen trennen und des Glaubens leben, als ob sie recht treue Christen seyn könnten, ohne gerade edle und treffliche Menschen zu seyn. Denn Christen sind sie in ihrer Meinung nicht

durch ihre geistige Wiedergeburt, sondern durch die gewissenhafte Beobachtung bestimmter Gebräuche; so wie sie denn auch jeden als aus der Kirche ausgeschlossen betrachten, der diese Gebräuche nicht verrichtet. Darum, um dem Gläubigen seine geistige Freiheit zu sichern, und weil es oft bequemer ist, dem Buchstaben als dem Geiste nachzuleben, diesen nicht über jenen zu verlieren, nicht die Kraft und Wahrheit über den Gebrauch einzubüßen, erkennen wir Protestanten keine andere symbolische Handlungen an, als die beiden von dem Erlöser selbst angeordneten Sacramente. Dazu tritt noch ein Grund mehr: ist es einmal vergönnt, dem uranfänglichen Worte des Herrn, sey es in Lehre oder in symbolischer Darstellung des innern Lebens in Gott, eine Erweiterung, einen Schmuck beizufügen, wie weit dürfen wir dann greifen, und wo ist die Schranke, die wir nicht überschreiten dürfen? Dann, zum Beispiele, kann es so gut zwölf als sieben Sacramente geben, und der Willkür ist freier Spielraum verliehen. Und so verwerfen wir denn auch alles, was wir ansehen als durch Tradition oder Menschensatzung zu dem uranfänglichen Worte hinzugekommen.

Ein Fremder, welcher zu den beiden Geistlichen hinzutrat, unterbrach die Unterredung.

Dreizehntes Kapitel.

Ihr habt uns neulich, begann der Pater, als sie nach einigen Tagen auf das frühere Gespräch zurückkamen, die Tradition so ganz verworfen und scheint als ächter Protestant alles zu verwerfen, was nicht in euern heiligen Büchern aufgezeichnet ist. Aber, wenn Ihr es recht betrachtet, ist nicht — verstehet mich nicht falsch — schon ein großer Theil des Neuen Testamentes Tradition, alles, was nicht Johannes und Petrus und die andern als Augenzeugen niederschrieben? Ja, geben uns nicht selbst diese bloß wieder, was sie empfangen haben? Und vollends Paulus, und Marcus, und Lucas? Denn der Erlöser selbst hat nichts aufgezeichnet; und so sind unsre heiligen Bücher nur der Anfang einer Tradition, die durch mündliche Überlieferung der in der Erinnerung heiliger und wahrhafter Menschen unvergeßlich aufbewahrten Begebenheiten und Lehren ihre weitere Ausführung erhielt, und als ein Quell des Heils aus jener hochgefeierten Zeit, da der Gottessohn selbst es nicht verschmähte, in Knechtsgestalt zu uns hernieder zu steigen, durch alle folgende Jahrhunderte fortrann, damit alle daraus den Trank des Lebens schöpfen sollen.

Und sollten nicht, fügte der Abbate, diesen Gedanken weiter ausführend, hinzu — Anstalten, die von

treuen, frommen Menschen, welche des Glückes genossen, sich des Anblicks ihres Erlösers zu erfreuen, die ihm wenigstens näher standen als wir, und gar manches Wort, das uns nicht aufgezeichnet ward, durch unmittelbare frische Überlieferung überkamen — sollten nicht Anstalten, die von diesen Menschen in einfältigem Glauben und in dem Sinne ihres angebeteten Meisters gegründet wurden, eben so anzusehen seyn, als ob er sie selbst gestiftet hätte? Verdient denn bloß das auf das Papier niedergeschriebene, verdient nicht auch das in gleichem Grade unsern Glauben, was sicher und unverfälscht in dem reinen Sinne der Gläubigen sich erhalten hat? was Väter ihren Kindern in hoher Freude und ängstlicher Gewissenhaftigkeit als ihr bestes Erbe hinterließen, und was so durch alle Zeiten von einem auf den andern übergetragen wurde? Ja, haben nicht die Häretiker selbst unsere heiligen Urkunden durch absichtliche Entstellung zu verfälschen gesucht?

Es liegt viel Erbauliches in dem, entgegnete Heinrich, was Sie, Monsignor, und was der hochwürdige Pater sagten. Aber wenn doch immer nur die heilige Einfalt den lautern Glauben der Vorwelt überliefert, und in dem Sinne des Heilandes mit mancher Heilsanstalt die Christenheit bedacht, wenn doch nicht auch der Stolz und die Herrschsucht, und mit dieser der Trug sich zuweilen eingedrängt hätte! Und da Sie doch einmal das Bild von einem Quell brauchen, wer wird, um an dem reinen Labetrank sich zu erquicken, zu der trüben sumpfigen Mündung des Stromes hinab, und

nicht lieber in das Hochland hinaufsteigen wollen, wo unter dem unwandelbaren Felsen krystallhell das Bächlein hervorsprudelt? Der Strom, dessen unlauteres Wasser wir zum Trunke verschmähen, rinnt in demselben Flußbette hin; es sind dieselben Wasser, die hell und rein aus dem Berge hervorquellen, und fort und fort fließen, bis sie das Weltmeer erreichen. Aber hundert Bäche haben indessen ihr Wasser damit vermischt, der Regen hat allerley Schlamm und Erde hinein gespült. Als ein stolzer gewaltiger Strom fließt nun das Bächlein hin, vielleicht mächtig genug, um schwer befrachtete Schiffe zu tragen; aber den rechten Labetrank vermag es nicht mehr zu gewähren. So will mich oft der Glaube bedünken, der sich so gern vorzugsweise der katholische nennt. In dem Strome desselben möchtet ihr gern alle Herzen hinziehen, und euer Cultus ist das Schifflein zugleich, in dessen Raume ihr die ganze Christenheit versammeln möchtet, und eure Priester stehen an dem Ruder und leiten das Schifflein, um es dem alles verschlingenden Weltmeere, Rom, zuzuführen. Allein weil etliche Christenseelen nach dem lautern Bergquell dursteten, so sind sie dem Schifflein entsprungen. Den Quell aber verschließt ihr, und das heilige Wort unsers großen Meisters soll nur demjenigen seiner Verehrer geöffnet seyn, dem ihr es aufschließt.

Ich bewundre die Kühnheit eures Gleichnisses, erwiederte Anselmo, vergeblich bemüht, eine gewisse Empfindlichkeit in sich zu unterdrücken; aber erlaubt mir,

eurem Bilde mit einem andern zu begegnen. Gesetzt, ein sorgsamer Vater besäße ein Arcanum gegen alle Uebel, so ein rechtes Lebens-Elixier: wird er ohne weiteres dem Unverstande seiner Kinder die Flasche mit dem köstlichen Getränke überlassen? Sie würden es entweder zur Unzeit oder im Uebermaaße genießen, oder gar die Flasche zerbrechen, und das Getränk, nur halb genossen, zu Grunde gehen, oder das Gefäß offen stehen und die beste Kraft des Trankes verduften lassen. Darum nimmt er selbst den Lebenstrank in sichern Verwahr und reicht ihnen jedesmal nur so viel davon, als sie bedürfen. Auf eine ähnliche Weise macht es die Kirche mit der heiligen Schrift. Ueber den Buchstaben derselben sind wir alle einverstanden; aber weil sie uns in menschlicher Sprache die Geheimnisse einer unaussprechlichen Welt offenbart, weil der Vater mit den Worten seiner Kinder zu diesen redet, so findet jeder nur zu oft in diesen Worten seinen eigenen Sinn, oder legt ihnen denselben unter. Gelang es doch den größten Weisen und tiefsinnigsten Gelehrten erst nach langer Forschung, das Geheimniß so manches Spruches zu enthüllen; wie könnte der gemeine Verstand sich das Recht der Auslegung der Schrift anmaßen? Wie müßte ihm nicht so manches Wort, durch falsche Deutung in seinem Sinne entstellt, statt zum Heile, zu ewigem Verderben gereichen? Darum verschließt ihm seine sorgsame Mutter das geheimnißvolle Buch. Aber dabei entzieht sie ihm nichts. Wessen er zu seinem Heile bedarf, das gibt sie ihm und zugleich mit das rechte Verständniß desselben;

und ist er genug heran gereift, so legt sie ihm ja ohnehin das ganze Buch in seine Hände.

Wie wenige, setzte der Abbate hinzu, vermögen doch in dem gemeinen Leben sogleich den rechten Weg zu finden und ihn beharrlich zu behaupten, geschweige denn in geistlichen Dingen. Darum sucht sie die Kirche durch allerley bedeutungsvolle Hinweisungen, Gebräuche und Anstalten zu führen, und wacht über sie, damit sie den Trost des Glaubens in sich bewahren und sich nicht selbst durch eigene falsch geleitete Forschung den Frieden des Lebens rauben. Was beglückt auch in der That den Menschen mehr, ein freudiger Gehorsam, oder eine stets wählende, zweifelnde, nie mit sich selbst einverstandene Freiheit?

O, entgegnete Heinrich, ihr möchtet uns gar gern als Unmündige betrachten, damit wir eurer Führung stets bedürfen sollen. In eurer Kirche steht der Stand der Priester und der der Laien in strenger Sonderung, wie Hirten und Heerde, neben einander; und die Priester wahren das Geheimniß Gottes, und leiten und führen das Volk, dem sie nur so viel davon mittheilen, als sie für dasselbe nützlich erachten, und welches sie überhaupt nicht als gleichgeborene Brüder, sondern eben nur als eine anvertraute Heerde betrachten, die man zu gewissen Zwecken bilden und erziehen muß. Aber soll statt dessen nicht vielmehr die ganze Christenheit eine einzige Gemeinde Gottes darstellen, alle erregt und belebt von Christus, der in ihnen wohnet? Und wenn vorzugsweise der Geistliche unter ihnen das Wort

führt, so geschieht es, weil er, frei von den Sorgen und Beschäftigungen des Lebens und ausschließlich sich der Betrachtung des Wortes Gottes widmend, auch in reicherm Maaße von dem Lichte desselben erleuchtet und mit allen Tugenden geschmückt, und so am geschicktesten ist, in seinem Leben die Hoheit des Glaubens darzustellen, von dem alle ihre Beseligung erwarten, und der Gemeinde das Wort des Heils mit Mund und That laut zu verkünden, damit es in keinem Herzen ruhe oder gar ersterbe. Und dieß eben ist die Milde und Freundlichkeit unseres Glaubens, daß keiner sich vor den andern das Recht über das göttliche Geheimniß anmaßt, daß alle einander als Brüder betrachten, jeder allen freudig das Beste, was er hat, in ganzer Fülle darbietet, und einer den andern ermundert, mitzuschöpfen aus dem Borne des Heils, den Gott allen seinen Kindern in der heiligen Schrift eröffnet hat. Außer diesem göttlichen Gesetze, oder auch nur neben ihm erkennen wir kein anderes an, das ihm gleichkomme. Wer mag aber behaupten, daß nur den Gelehrten und Weisen die Tiefe des Geheimnisses sich erschließe? O, diese haben mit ihrem Übermuthe immer das allermeiste verdorben! Daß dieser Born des Heils dem Menschen fließe, dazu bedarf es mehr nicht, als eines reinen einfältigen Herzens, eines nicht in sich selbst befangenen Sinnes und eines aufrichtigen Verlangens nach dem himmlischen Gute. Wer mit solcher Sehnsucht in der Schrift forschet, dem wird Christus den verheißenen Geist nicht versagen, und der Geist der Wahrheit wird ihn in alle Wahrheit leiten. Und ist nur einmal

ein Mensch wiedergeboren und hat er Christum in sich aufgenommen, wer mag es wagen, diesem sich zum Führer aufwerfen zu wollen? Wird aber der Wiedergeborne zweifeln und wählen in seinem Thun? Ist nicht sein ganzes Leben eben der freudigste Gehorsam, den er, freiwillig dem eigenen Willen entsagend, dem leistet, der ihn frei gemacht hat und dessen Stimme lind und milde zu ihm spricht?

Das klingt alles recht schön, sagte der Abbate, aber ich fürchte, mein Lieber, viel schöner, als es in der That ist. Denn woher haben sie die Gewißheit, daß der Christus in Ihnen nicht ein Gebilde Ihrer eigenen Phantasie, daß wirklich des Herrn Geist in Ihnen ist, und daß sie nicht um so mehr täuschen, je sicherer Sie solcher eigenen Eingebung sich überlassen? Aber die Kirche kann sich nicht täuschen; auf ihr hat von je her geruhet die Gabe des Geistes. Nur, wen sie führet, der gehet sicher, wem sie verzeiht, kann der Vergebung gewiß seyn und braucht nicht mit eigenem Zweifel sich zu beunruhigen. Aber woher wissen Sie, mein Freund, daß Sie nicht in der Irre wandeln?

Wer das nicht wissen sollte! entgegnete Heinrich mit tiefem Gefühle. Kann die rechte Freudigkeit anders woher kommen als von dem, welcher uns frei macht von allen Zweifeln? der den Frieden giebt, nicht wie die Welt ihn giebt, sondern seinen Frieden? —

Er brach das Gespräch ab und suchte von nun an jeder ähnlichen Unterredung so viel als möglich auszuweichen.

Aber seltsam möchte es uns vielleicht dünken, wie überhaupt unser Freund die Gesellschaft dieser beiden Männer so lange dulden konnte, wenn wir nicht eben in seinem Character die Lösung dieses Räthsels fänden. Wie jede lautre treue Seele, in sich selbst ohne alles Falsch, auch bei andern den Trug nicht sucht, so hatte er wirklich die beiden anfangs für so uneigennützige, über alle Vorurtheile eines besondern Glaubens erhabene Männer genommen, als sie gern den Schein haben mochten. Dabei kamen ihm die ausgezeichneten Kenntnisse des Abbate bei seinen Studien vortrefflich zu statten, und der Pater, der sehr wohl zu reden wußte, unterhielt ihn nicht selten auf die angenehmste Weise mit der Erzählung so manches Merkwürdigen und Ausserordentlichen, was ihm auf seinen weiten Reisen begegnet war. Als er anfing ihren verborgenen Plan zu durchschauen, war er schon durch ein gewisses Band der Gewohnheit an den Abbate gebunden, und sein zarter Sinn erlaubte ihm nicht, auf eine ferne Weise etwas zu thun, was wie eine Unfreundlichkeit oder Undankbarkeit gegen einen Mann scheinen konnte, der sich ihm so gefällig gezeigt und ihm so wesentliche Dienste geleistet hatte. So ließ er denn die beiden gewähren; sie waren ihm eine merkwürdige Erscheinung mit ihrem sonst so geübten Blicke, und der großen Beschränktheit von der einen Seite. Er machte sie selbst zum Gegenstande seines Studiums, und alle ihre weltliche Klugheit und die Macht ihrer geistlichen Waffen mußte an der Einfalt seines reinen Herzens den Sieg verlieren. Sie aber

schlossen um so unzertrennlicher sich an ihn, als sie im voraus ihres Triumphes genoßen. Sein Widerstand erhöhete ihren Eifer. Wie rechte Zionswächter hielten sie Wache um seine stille Warte — denn diesen Namen behielt nun einmal die hoch gelegene Wohnung — und suchten um so mehr durch ihre Gesellschaft ihm den Mangel jeder andern zu ersetzen, als sie in dieser Einsamkeit, wenn es ihnen gelang, alle störende Einwirkung ferne zu halten, doch am Ende seinen Widerstand zu ermüden hofften.

Vierzehntes Kapitel.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, welcher die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt beschäftigte und manche fromme Seele mit nicht geringem Entsetzen erfüllte, unserm Freunde aber in dem grellsten Lichte die ganze Macht zeigte, welche ein ungeläuterter Glaube und die zügelloseste Leidenschaft über den Charakter dieses Volkes behaupten. — Ein Winzer, mit Namen Samarello, der unweit der Porta del Popolo in einem kleinen Hause wohnte, hatte mehrere Jahre hindurch seine Familie von dem Ertrage eines Weinberges und seiner Hände Arbeit redlich ernährt; dann aber war er durch allzu ausschweifende Neigung zum Spiele, und durch eine lange dauernde Krankheit seiner Frau in seinen häuslichen Verhältnissen

so zurückgekommen, daß er die Zinsen von einem kleinen, doch für seine Glücksumstände nicht unbedeutenden Capitale, welches er einem Geistlichen schuldig war, nicht mehr zu entrichten vermochte. Der Geistliche, hierüber aufgebracht, forderte die geliehene Summe zurück, und trieb, ohne auf die wirklich beklagenswerthe Lage des Mannes Rücksicht zu nehmen, die Sache so weit, daß dem Winzer nicht bloß sein Weinberg genommen wurde, sondern er, da sein Gut nicht zur Bezahlung der Schuld hinreichte, auch noch seine kleine Wohnung verlieren sollte. Samarello bat, ihn wenigstens nicht aus dem Hause mit seinen Kindern und seinem, noch kranken Weibe zu vertreiben; diese selbst fielen jammernd dem Geistlichen zu Füßen, und flehten ihn bei dem Gotte um Erbarmen an, dessen heiligem Dienste er sich geweihet habe. Das harte Herz des Mannes blieb ungerührt. Nun machte der geängstigte Winzer den letzten Versuch, durch Drohung seinen unbarmherzigen Gläubiger zu dem zu vermögen, was Bitten und Thränen zu erlangen nicht vermocht hatten. Er mahlte inwendig an das Thor, wodurch man in die Wohnung des Geistlichen eintritt, einen ermordeten Geistlichen und nebenbei einen Galgen, an dem der Mörder aufgeknüpft war. Auch diese Mahnung fruchtete nicht; der Geistliche spottete nur der Drohung seines ohnmächtigen Feindes, der besser thun würde, mit klingender Münze, als mit so ungültigem Wechsel zu bezahlen. Schon sieht der Verspottete den Tag nahe, da er mit Weib und Kindern aus dem eigenen Hause soll gestoßen

werden. Grenzenlose Wuth und Verzweifelung erfaßte sein Gemüth. An einem Morgen, an dem der Geistliche, wie er wußte, die Messe lesen werde, geht er mit dem wohlgeladenen Gewehre unter dem Mantel in die Kirche. Sein Feind trat hervor und verrichtete nach der Sitte die Gebräuche seiner Kirche; eben will er den Entsündigungskelch zum Munde führen; aber bevor dieser die Lippen erreicht, sinkt er von dem Schusse seines Gegners durch die Brust getroffen, entseelt vor dem Altar nieder. Während Schrecken und starres Entsetzen alle Anwesende fesseln, ersieht Samarello den Augenblick, aus der Kirche zu entfliehen, fest überzeugt, durch die fürchterlichste Rache den unerbittlichen Mann der ewigen Seligkeit beraubt zu haben, indem er ohne Sacrament, ja noch in seinem Hintritte das Heiligste entweihend, aus der Welt gegangen. Der Mörder flüchtete sich in eine Kirche in der Nähe seines Hauses und würde auch hier eine Zuflucht gefunden haben, hätte nicht die fremde Polizei ins Mittel gegriffen, und denselben mit Gewalt von seiner Freistätte weggeführt.

Wenn aber schon die That dieses Menschen alle Herzen mit Entsetzen erfüllte, so that es noch weit mehr die große Verstocktheit, womit er hartnäckig alle Mahnung zur Reue und Buße von sich wieß. Mehrere Geistliche hatten umsonst alle ihre Kunst und Beredsamkeit aufgeboten, den unbußfertigen Sünder noch vor seiner Hinrichtung zu bekehren. Endlich rief man den Pater Anselmo zu Hülfe, da man sich von diesem, wegen des besondern Rufes von Heiligkeit, worin er stand,

nicht geringe Wunder versprach. Heinrich hörte hiervon, und neugierig, ein solches Bekehrungsgeschäft mit anzusehen, bat er den Pater, wenn es mit seinem heiligen Berufe sich vereinbare, ihn bei seinen Besuchen mitzunehmen. Anselmo willigte mit großer Freude ein, indem er sich auch auf das wiederstrebende Gemüth des jungen Deutschen keine geringe Einwirkung von der Bekehrung des verhärteten Sünders versprach.

Sie fanden den Verbrecher in einem der unterirdischen Gefängnisse der Engelsburg. Der Mann in dessen ganzem Wesen sich eine dumpfe Ergebung aussprach erhob sich von seinem Sitze, als der Geistliche hineintrat, und küßte ihm ehrerbietig die Hand. — Es ist schön, daß ihr kommt, hochwürdiger Herr, begann er, bevor noch sein geistlicher Helfer das Wort genommen, ich danke euch; aber bemüht euch nicht um mich, ich bin allzu weit vom Heile, als daß eure Hülfe mir frommen könne. — Und mochte nun der Pater so gewaltig reden, als er wollte, Samarello hörte stumm zu, aber ohne das geringste Zeichen der Reue zu verrathen. Bei dem zweiten Besuche langte der Pater ein Cruzifix unter dem Gewande hervor und hielt es dem Unbußfertigen vor. Wenn denn meine Stimme zu schwach ist, sagte er zu ihm, so höre den Ruf dessen, der am Kreuze für dich geblutet! Fliehe endlich zu seiner ewigen Huld und Gnade, die auch dem Schächer noch verzieh, der neben ihm an dem Pfahl erhöhet ward. — Demüthig sank Samarello vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee, aber er blieb in sich selbst verschlossen, wie zuvor.

Hat er, sagte der Pater zu seinem Begleiter bei dem dritten Besuche, dem milden Liebesrufe seiner gnadenreichen Mutter nicht gehorcht, so laßt uns versuchen, ob der Widerspenstige auch dem Dräuen der Hölle widerstehen wird. Er mahlte ihm nun in den schauerlichsten Farben alle Quaalen der ewigen Pein vor, so daß sich kaum ein Bild in Dante's Hölle finden möchte, das er nicht erschöpft, ja in gräßlich lebendiger Schilderung übertroffen hätte. Zuletzt, da alle flammende Worte, wie spitze Pfeile an einem stählernen Schilde, an der großen Herzenshärtigkeit des zu Bekehrenden abprallten, ließ der Pater Pech schmelzen und goß es ihm über die Fingerspitzen. So habe denn, rief er ihm zu, jetzt schon einen Vorgeschmack der ewigen Quaalen, aber wisse, wie die milde Wärme der Wintersonne gegen diesen Schmerz ist, so linde ist diese Quaal gegen die ewige Pein des Abgrundes, und kehre noch zur Buße zurück, so lange es Zeit ist. — Krampfhaft zogen sich alle Muskeln in dem Gesichte des Mannes zusammen, aber es war nicht ein Zucken des Schmerzes, sondern der gräßlichsten Freude. Er stöhnte tief auf, und — ist es gewiß, hochwürdiger Vater, fragte er, brennt so gewaltig die Höllenflamme? — Mit stummen Neigen des Hauptes bejahete es der Pater, in gespannter Erwartung, daß endlich die harte Rinde um das Herz des Verstockten bersten werde; aber bevor er noch das Wort ergriffen, hatte auch Samarello schon fortgefahren: Ha, da muß Lorenzo — so hieß der Geistliche — schwere Quaal leiden! Wie will ich ihn verhönen, an seiner

Pein mich laben, und ihn in den Flammen noch verfolgen! —

Ein kaltes Entsetzen faßte Heinrich. Diese Wuth der Rache, die sich nicht bekehrt, nur um in den ewigen Quaalen dem verhaßten Feinde zu begegnen! Der Pater bebte zusammen in eigenem Grimme. Dräuend hob sich die lange hagere Gestalt, um die in schwankender Bewegung das weite Gewand wogte, und der Mönch mit dem kahlen Scheitel, der hohen Stirn, der gebogenen zugespitzten Nase und den eingefallenen Wangen, mit einem Gesichte in dem alles Feuer irdischer Leidenschaft erstorben schien, hätte es nicht, zu erhöheter Gluth gesammelt, aus dem flammenden Auge hervorgeblitzt, reckte die Hand aus, und mit den langen dürren Fingern ergriff er den verstockten Sünder an der Brust und schüttelte ihn, daß die Ketten an ihm klirrten, und es wirklich schien, als ob schon die unterirdische Macht mit ihren Krallen ihn packe. — So fahre denn in die Tiefe des Abgrunds, wenn du nicht hören willst! schrie er mit gräßlicher Stimme, daß das Gewölbe des Kerkers widerhallte. Noch gebe ich dir zwei Tage Zeit, dann schließt sich der Born der Gnade, und wenn du in den ewigen Quaalen winselst wird dein Hohn von selbst verstummen!

Zweites Buch.

Wachet, stehet im Glauben, seyd männlich und seyd stark.

1 Cor. 16, 13.

Erstes Kapitel.

Heinrich fühlte kein Verlangen, den Pater auf seinem letzten Gange zu Samarello zu begleiten. Er bebte zurück vor der Keckheit, womit ein Mensch sich erdreistet, das Urtheil der schrecklichsten Verdammung über einen andern auszusprechen. Bist du nicht auch ein sündiger Mensch, sprach er bei sich selbst, und stehst in dem Augenblicke, während du so unbarmherzig richtest, vor dem ewigen Rächer?

Von dieser Stunde an faßte ihn ein Grauen vor dem Mönch, und er fühlte zum ersten Male die ganze Unheimlichkeit einer Lage, die ihn ohne andere Gesellschaft, zwei so fanatischen Männern in die Hände gab. O, dachte er, entzöget ihr den Menschen das rechte Licht des Geistes nicht, lehrtet ihr sie von früh an Liebe üben, und wäret ihr selbst in Liebe und versöhnlicher Duldsamkeit dem großen Meister ähnlicher, so bedürfte es eurer

Schrecken und des Gerichtes der Verdammung nicht! — Albert erregte immer mehr bange Besorgnisse in seinem Geiste, den Baron sah er nur wenig. Er fühlte in ganzer Innigkeit wieder die Sehnsucht nach einem Herzen, mit dem er die Gefühle des seinigen theilen konnte. In dieser Zeit kam ihm zufällig ein Brief in die Hände, den er vernachlässigt hatte abzugeben und wodurch er von einem Freunde einem Deutschen Bankier empfohlen ward, der sich schon mehrere Jahre in Rom aufhalten und ein sehr angenehmes Haus bilden sollte. Er fragte bei dem Pater der in vielen Familien sehr vertraut schien, nach Füllemann (so hieß der Bankier). Anselmo schien etwas betroffen bei dieser Frage und suchte auf jede Weise unsern Freund von der neuen Bekanntschaft abzuhalten. Es sei wahr, bemerkte er, der Bankier lebe mit seiner Familie in recht heitern Verhältnissen, aber in dem Umgange mit so weltlich gesinnten Leuten, die nur ihrem Vergnügen nachlebten, würde ein so stilles Gemüth und ein so wissenschaftlicher Sinn, wie der Heinrichs sey, sich nur gestört fühlen. Aber eben die unverkennbare Absicht von Seiten des Abbate nicht minder als von der des Paters, ihn von dieser Familie fern zu halten, bestärkte in Heinrich um so mehr den Vorsatz, ihre Bekanntschaft zu suchen. Bei seiner Nachfrage wieß man ihn nach einer Villa hin, die nicht sehr weit von seiner Warte, gleich frei und hoch gelegen war und deren geschmackvollen Bau er schon früher oft mit Wohlgefallen angesehen hatte. Die Reinlichkeit, Ordnung, und Bequemlichkeit, welche Wohnung und Garten dem ersten Blicke

des Auges schon verriethen, zogen ihn sogleich bei seinem Eintritte an. Nicht weniger fühlte er sich angesprochen durch das bescheidene, gesittete Betragen eines Dieners, der ihm auf dem Flur des Hauses entgegen kam, und ihn auf seine Erkundigung nach dem Herrn desselben, ohne langes Anmelden, durch das Haus in den hintern Theil des Gartens führte, wo er Füllemann in der Mitte seiner zahlreichen Familie antraf. Der Bankier saß, mit einem Buche in der Hand, aus dem er den andern vorzulesen schien, an einem steinernen Tische in dem Schatten einer dichten Taxus-Laube, seine Gattin ihm zur Seite, um beide ihre drei ältern Töchter, Mädchen von dreizehn bis siebenzehn Jahren, und der ältere Knabe. Ein andres Mädchen zog einen dicken freundlichen Jungen in einem kleinen Wagen. Eben hatten sie das Ende des Ganges erreicht — jetzt, Victor mußt du mich zurück fahren, sagte das Mädchen; und der Bruder stieg gutwillig herab und half der Schwester auf den Wagen, den er, so sehr er sich auch beeilte, doch kaum mit Mühe von der Stelle brachte. Zwei noch jüngere Knaben, die so wenig an Größe verschieden waren, daß man sie hätte für Zwillinge halten sollen, spielten unter den nahen Orangenbäumen, indem sie die herabgefallenen Früchte einander zurollten; und von dem Schooße der Mutter lachte ihm das jüngste Kind entgegen. Alle waren vor dem Eintritt des Fremden so wenig scheu, daß ihr kindisches Spiel und Scherzen ganz so fortging, als ob sie für sich allein wären.

Füllemann empfing Heinrich mit all der gewandten

Sitte eines Mannes, der oft Fremde bei sich zu sehen pflegt, und zugleich mit der freundlichen Zutraulichkeit, wie diese dem Deutschen Character eigen ist. Nachdem er nur einige flüchtige Blicke auf das ihm überreichte Blatt geworfen, so dankte Heinrich ihm auf das verbindlichste, daß er mit diesen Zeilen wieder in ganzer Lebendigkeit die Erinnerung eines sehr werthen Freundes in ihm hervorrufe. Heinrich mußte sich sogleich in der Mitte zwischen dem Hausherrn und dessen Gattin an dem Steintische niederlassen. Füllemann erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Freunde, von dem der Brief war, an dessen Schicksal er großen Antheil nahm, und den auch Heinrich genau kannte. Er freute sich durch diesen manches Angenehme über die gegenwärtige Lage desselben zu vernehmen. Wie leicht und schnell aber floß nicht Heinrich in der Mitte dieser verständigen und gutmüthigen Menschen der Abend hin, die alle in ihrem Äußern so wohlanständig waren und doch im Innern so natürlich und ganz ohne Ziererey. Beym Abschiede lud man ihn ein, bald wiederzukommen, und die Art, wie dieß geschah, zeigte unverkennbar, daß es nicht leere Höflichkeit war, und daß, wenn er sich sehr wohl unterhalten, man auch in seiner Gesellschaft sich nicht übel befunden hatte. Er selbst aber sagte ihnen nur die strengste Wahrheit, wenn er beim Weggehen nicht unbemerkt ließ, daß dieß die ersten recht erlabenden Stunden gewesen, deren er sich in Rom erfreute. Denn wenn auch Kunst und Alterthum ihm viele hohe Genüsse gewährt hatten, so waren dieß doch die ersten befreundeten Men-

schen, mit denen er zusammentraf. Er selbst aber besaß einen hohen Grad von Offenheit und Zutraulichkeit des Gemüthes, und kam er mit solchen Menschen zusammen, denen er sich durch innere Stimmung verwandt fühlte, so konnte er sich ihnen ohne Rückhalt ganz so hingeben, wie er war, und man konnte wohl sagen, daß dann das ganze Geheimniß seines Innern offen auf seiner Stirn lag.

Die September-Regen fingen an nachzulassen. Es war die Zeit, mit welcher für diese Gegend ein zweiter Frühling beginnt, und wo mit dem October alles, was sich losreißen kann, auf das Land hinauszieht. Leopold kam, um Abschied zu nehmen; er hatte mit einem Markese gemeinsame Sache gemacht, und der Abbate wollte mit der gräflichen Familie die Villeggiature halten. So blieb unserm Freunde allein der Pater zur Gesellschaft zurück, und nur mit innerm Grimme sah dieser das sich neu bildende Verhältniß an, worein Heinrich mit Füllemann und dessen Familie trat. Der Bankier nämlich war einer von den wenigen Menschen, über die niemals Anselmo eine gewisse geistige Macht hatte gewinnen können; er fühlte stets nur zu sehr in dessen Gegenwart den Schein von Heiligkeit verwischt, den er vor andern künstlich um sich zu verbreiten wußte; und er befürchtete von dieser Seite große Hinderung für das Gelingen seiner Plane. Desto mehr wünschte er Heinrich äußerlich zu seiner neuen Bekanntschaft Glück. Sein früheres Urtheil nahm er zurück; aus einer Verwechselung der Namen sey es bei ihm hervorgegangen und gehe auf eine andere Familie. Er selbst bemühte sich um so mehr, alles

aufzubieten was nur Heinrich seine Gesellschaft angenehm, ja unentbehrlich machen konnte.

Aber nie fand dieser weniger Geschmack daran, als eben in dieser Zeit. Der letzte Brief, worin Albert seinem Freunde seine endliche Lossagung und Rückreise kund thut, war angelangt, und mit wie tiefem Schmerze blickte Heinrich dem Rückkehrenden nach, der nun abermals in ungewisser Flucht die Weite suchte. Du edler Freund, rief er aus, nachdem er dessen Brief gelesen, mit welchen Vorwürfen quält dein großes Herz dein leicht verletzliches Gewissen. Ja, fliehen mußtest du und lieber dich allein dem Verderben weihen, als ein schuldloses heißgeliebtes Wesen mit in den Untergang ziehen. Aber lässest du nicht dein bestes Lebensglück dahinten? Vermehrest nicht auch du durch ein verfehltes Daseyn die Zahl der Unglücklichen, die in eigener Quaal versiegen, weil sie nicht stark genug sind, sich selbst zu ermannen und den verwundenden Pfeil muthig aus der Brust zu ziehen? Doch nein, du wirst nicht gleiches Schicksal mit diesen Feigen theilen; du wirst Herr werden über die feindlich-freundliche Macht, welche dich nur in diesem Augenblicke überrascht, nicht aber besiegt hat.

Sein eigenes verwundetes Gemüth suchte Beruhigung in dem Umgange mit gleichgestimmten Menschen, und wo hätte er diese besser finden können, als bei Füllemann. Es verging bald kaum ein Abend mehr, den er nicht dort zubrachte, und eine gleiche, sich begegnende Offenheit, gleiches gegenseitiges Wohlgefallen an

einander und gleiche Übereinstimmung des Characters knüpften bald zwischen ihm und dieser Familie ein engeres Band der Freundschaft, als es sonst leicht unter ähnlichen Verhältnissen in so kurzer Zeit geschehen möchte.

Zweites Kapitel.

Ursprünglich für die Wissenschaften erzogen, hatte Füllemann seine Studien der Theologie gewidmet. Nachdem er die hohe Schule verlassen, war er als Erzieher des Bruders seiner Gattin in das Haus ihrer Eltern getreten und hatte sich in so hohem Grade die Liebe und das Vertrauen derselben gewonnen, daß, als der allzufrühe Tod seines Zöglings, ihres einzigen Sohnes, ihre freudigsten Hoffnungen täuschte, sie ihm die Führung zweier jüngeren Töchter übertrugen, ja ihn freudig zu ihrem Sohne aufnahmen, als ihm Auguste, ihre ältere Tochter, ihre Liebe schenkte. Dabei hatte man auf das lebhafteste den Wunsch geäußert, er möge, da er ohnehin durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in dem Hause in mancher Beziehung mit den Geschäften desselben bekannt geworden, unter der Leitung seines Schwiegervaters sich völlig damit vertraut machen, um einmal in der Folge ganz dessen Stelle zu vertreten. Um-

so williger aber stimmte er in diese Veränderung seines Berufes ein, als auch eigene innere Neigung ihm diese wünschenswerth machte.

Ich weiß wohl, sagte er zu Heinrich, daß alle die, welche ihr Nachdenken darauf wenden, die innere geistige Kraft in dem Menschen immer mehr jeder Fessel zu entledigen, und deren Beruf es ist, zur Veredelung des innern Menschen zu wirken, mit einer gewissen Verachtung auf den Kaufmann, als auf einen Menschen herabsehen, der seine Sorge einzig nur dem Bedürfnisse der Außenseite und dem Erwerbe von Schätzen widmet, die mit Vernachlässigung des Bessern in dem Menschen nur allzu theuer erkauft werden. Aber ich hatte in dem Hause, worin ich lebte, die höhere Bedeutung dieses Standes zu erkennen vielfältige Gelegenheit, wenn der Beruf desselben in dem rechten Sinne aufgefaßt wird und weniger auf den Umtrieb von allerlei Erzeugnissen im Kleinen, als auf den Absatz der eigenen Fabrikation im Großen geht. Bei den weitläuftigen Geschäften, die unser Haus gegründet hatte, waren mehrere hundert Familien thätig, deren Glück und Lebenszufriedenheit auf dem Umsatze der von ihnen an den Tag geförderten Erzeugnisse und auf der klugen Umsicht und Berechnung meines Schwiegervaters beruhete, und strenge sahe dieser Mann darauf, daß jeder in seinem Dienste stehende Arbeiter nicht weniger durch Reinheit der Sitten, als durch Fleiß und Thätigkeit sich empfahl. Aber auch mein eifrigstes Bestreben ging von je her darauf, für meine Mitbürger zu wirken, und mich ih-

nen nützlich zu machen. Wo bot sich mir hierzu eine bessere Gelegenheit dar, als in dem Wirkungskreise, der sich mir eröffnete. Ich kannte einen großen Theil der in unsern Geschäften arbeitenden Leute als sehr thätige, ordnungsliebende, geschickte und auch sittlich gute Menschen. Von mir also hing es ab, ihren und ihrer Familien fortdauernden Wohlstand zu erhalten, und mir einmal eben so ihre Liebe und ihren Segen zu gewinnen, wie mein Schwiegervater; ich fühlte mich ganz begeistert in diesem Gedanken.

Dazu kam bei mir eine andere Rücksicht. Meine Erziehung und gelehrte Bildung war in die Zeit gefallen, wo unter den Gelehrten allmählig der Glaube an Offenbarung und positive Religion zu wanken anfing. Auch in mir wurde nach und nach ein gewisser Unglaube mächtig, und ich gestehe es gern, noch fasse ich nicht, wie Gott in der Zeit, zu einer besondern Stunde, sich einem Menschen offenbaren kann, so daß diese Offenbarung eine andere wäre, als wie sie jedem Menschen in jedem Gedanken, der Licht in sein Inneres bringt, zu Theil wird. Ich verehre gewiß den Göttlichsten von allen, die je in menschlicher Gestalt erschienen, so hoch, als irgend ein Mensch es vermag; aber wie er, der Mensch, zugleich Gott und mit Gott Eines, also der auf die Erde hernieder gekommene, von der Jungfrau geborene Gott seyn kann, begreife ich nicht. Ich sehe nur den erhabensten Menschenfreund in ihm, der durch das Licht seiner Weisheit die Welt erlöst und durch einen neuen reinigenden Glauben mit

Gott versöhnet hat. Daß eine solche Überzeugung nicht vollkommen genügt, habe ich in mancher Stunde gar lebendig gefühlt, und wie freudig hätte ich oft all' mein Wissen und Klugseyn für einen recht einfältigen, zweifellosen Glauben an den Erlöser und seinen Versöhnungstod hingegeben; aber die Zweifel, die damals schon in mir mächtig geworden, habe ich noch nicht zu besiegen vermocht.

Ich versuchte es einige Male zu predigen. O daß ich es beschreiben könnte, mit welchen peinigenden Gefühlen ich vor die Gemeinde hintrat. Was ich sagte, war gewiß sehr gut gemeint und recht nützlich; die Leute schienen sich auch ganz wohl daran zu erbauen; mir selbst genügte es nicht. Ich sollte der Welt den Heiland verkünden, sie den Gottessohn in seiner Herrlichkeit erblicken lassen, ihr den Glauben geben; und ich selbst sah nur den Menschensohn, mir selbst fehlte der Glaube, der ich die Verkündigung aussprach. Wie freudig überließ ich Würdigern ein Geschäft, zu dem ich nicht die rechte Fülle und göttliche Gewißheit in mir trug, und das mich so oft würde genöthigt haben, Worte auszusprechen, die nicht aus der Wahrheit des Herzens flossen. Gutes konnte ich ohnehin wirken und vielleicht mehr, als ich je in dem engen Kreise einer ländlichen Gemeinde vermochte. Und bis auf diesen Tag habe ich auch nicht einen Augenblick den Wechsel meines Standes bereut.

Wenige Jahre nach uns verheirathete sich auch die zweite Schwester an einen sehr würdigen, in unsern

Geschäften wohl erfahrenen Mann. Beide Familien lebten in den glücklichsten und freundlichsten Verhältnissen mehrere Jahre zusammen, als der alte Vater mit einem Male zu erkranken und über eine merkliche Abnahme der Kräfte zu klagen anfing. Er hatte früher Italien bereist und hoffte unter dem mildern Himmel dieses Landes den Abend seines Lebens leichter hinzubringen; nur that es ihm wehe, von seinen Kindern und Enkeln sich loszusagen. Auch ich hatte frühe nach diesem Lande mich gesehnt, und so kamen wir überein, uns zu trennen. Die beiden Schwäger (denn auch die jüngste Schwester hatte sich verheirathet) übernahmen die Leitung der Geschäfte im Vaterlande; ich folgte mit meiner Familie dem Vater nach dem mittlern Italien, wo er in dem Schooße der Seinen ruhig und heiter sein thätiges Leben beschloß. Während dem bin ich hier so heimisch geworden, wir fühlen uns alle so wohl, daß ich mich noch nicht habe entschließen können, das schöne Land zu verlassen. —

Nun aber, indem wir so mit diesem Manne die Schicksale seines Lebens überschauen, wird es uns nicht befremden, in seinem Character Elemente gemischt zu sehen, die dem ersten Anblicke nach sich zu widerstreiten scheinen. Sah man ihn in den Zirkeln der großen Welt, so hätte man ihm für einen vollkommenen Weltmann halten sollen; und wer hätte auch in der Gesellschaft dieses klaren Verstandes, dieser Geschmeidigkeit, sein Betragen allen Formen der Convenienz anzupassen, dieses leichten Witzes, der, alles belächelnd, auch mit dem

Heiligsten nur ein tändelndes Spiel zu treiben und kein Gesetz, als das des Geziemenden und der geselligen Sitte anzuerkennen scheint, — doch auch wieder die große Zartheit, womit er alles unberührt ließ, was irgend einem Menschen heilig war und dessen Betastung ihn hätte verwunden können, die Tiefe des Gemüthes und den hohen Sinn für die Freuden der Familie suchen sollen, wie er diesen in den reinsten häuslichen Verhältnissen bewahrt hatte? Wenn ihm das Bewußtseyn der reichen Mittel, die ihm zu Gebote standen, jene Keckheit des Lebens verlieh, wie diese nur ein lange begüngstigter Sohn des Glückes besitzt: so hatte ihn zugleich sein früheres Studium mit den tiefern Bedürfnissen der Menschennatur vertraut gemacht. Er war ein Mann in der besten Kraft, offnen Angesichtes, mit freundlichem Blikke, mit großen blauen Augen und braunem Haare, das in schlichten Locken herabfiel. Der Zug eines immer währenden Lächelns um den Mund, der zuweilen den Schein einer ungemeinen Schalkheit gewann, verkündete jene Heiterkeit, wie nur lange Lebensbehaglichkeit sie zu erzeugen vermag; dabei lag zuweilen ein Ernst auf seinem Gesichte, wie nur die Tiefe des Gemüthes ihn gewährt, und sein Auge leuchtete nicht selten von dem Glanze, in welchem der Geist heller durchzuschimmern scheint, wenn irgend ein großer Gedanke ihn erhebt.

Sein Anzug war stets einfach, gewöhnlich nur von einer oder zwei Farben, aber alles von den feinsten und kostbarsten Stoffen, und dieser Character von Einfachheit, Heiterkeit und Gediegenheit sprach sich auch überall

in seiner Familie, in der Wohnung und dem Garten, ja in seiner Dienerschaft aus. Man sahe, alles zusammen bildete nur Ein Ganzes, es war nur Ein Geist, der alles erregte und der von dem Haupte des Ganzen ausfloß. Die Wohnung, die von ihrem flachen Dache eine herrliche Aussicht über die Stadt gewährte, bot, ohne allzu geräumig zu seyn, dem Bedürfnisse einer so zahlreichen Familie alle Bequemlichkeit dar. Alles darinnen war, wie das Gebäude selbst, einfach, geschmackvoll, ja kostbar, ohne prunkend zu seyn. Man sahe nichts, das nicht auch sogleich seine Bestimmung ankündigte, und kaum konnte man es mit etwas anderm ersetzen, das zu diesem Gebrauche geschickter gewesen wäre. Durch ein hohes zierliches Gitter von Eisen trat man von der Straße in den geräumigen Hofraum ein, den, während von vorn das anmuthige Landhaus dem Blicke begegnete, von den Seiten Reihen von Citronen-, Pomeranzen- und Granatbäumen umkränzten. Diese liefen zugleich in weitem Kreise um den ganzen Garten fort, der an das Haus sich anschloß und bloß für das Bedürfniß angelegt schien, nur daß die herrlichsten Blumen die Rabatten schmückten. Hinter den Orangen erhoben sich wieder höhere Bäume, die in dem buntesten Wechsel von Grün ihr Laubwerk durch einander mischten. Zwischen diesen liefen anmuthige Pfade und schattige Gänge von dem dichtesten Taxus hin. Alle führten wie zu ihrem gemeinsamen Ziele, in eine große Laube zusammen, welche geräumig genug war, auch die zahlreichste Gesellschaft aufzunehmen. Rankengewächse verschie-

dener Art stiegen, mit ihren Blättern und Zweigen sich dicht in einander schlingend, bis zu einer ungewöhnlichen Höhe hinan, und bildeten, indem sie sich mit ihren Wipfeln zusammenneigten, das herrlichste Laubgewölbe, in dessen luftiger grüner Kuppel oben ein runder Raum offen bleibt, durch den das blaue Auge des Himmels in die kühle schattige Rotunde heiter herab blickte. Denn, pflegte Füllemann zu sagen, auch wenn wir im Freien sind, sollten wir nie in dem Dickicht des Laubwerks uns so begraben, daß wir dem Blicke des Himmels uns entziehen. Von kleinen Tempeln, künstlich angebrachten Ruinen und ähnlichen Verzierungen der Gärten war er ein abgesagter Feind; zumal in diesem Lande, äußerte er, mag ich dergleichen nicht, wo uns die großen Originale aus dem Alterthume selbst täglich vor Augen stehen.

Wenn aber den Hausherrn seine Geschäfte öfters nach außen riefen, so stand Auguste, die Frau des Hauses, recht als die Wahrerin des innern Heiligthums im Kreise ihrer Familie. Sie war eben so verständige Mutter als thätige Hausfrau, und bewahrte bei einer hohen Bildung des Geistes den Sinn für das Kleinste und Geringfügigste, was nur in den Geschäften des Hauses vorkommen mag. Ohne selbst an den minder edlen Beschäftigungen mit Theil zu nehmen, wirkte ihr gewandter Geist doch überall so, daß alles nur durch sie selbst zu geschehen schien; und überall wußte sie dem Nützlichen das Angenehme beizugesellen. Sie war eine von den Frauen, bei denen hohe innere Anmuth den Mangel äußerer Reize kaum bemerken läßt, und so lebens-

kräftig und von so unverwelklicher Gestalt, daß man sie wenn sie sich im Kreise ihrer neun Kinder zeigte, eher für die ältere Schwester als für die Mutter derselben hätte halten ollen; ihrem Gatten aber wußte sie die Rückkehr in den Schooß seiner Familie stets als die süßeste von seinen Freuden zu erhalten.

In Erziehung ihrer Kinder stand ihr ein schon ältlicher Mann zur Seite; Arnold hieß dieser. Er hatte früh viel Mißgeschick und manche Täuschung erfahren; hierdurch war eine gewisse Scheu und Zaghaftigkeit vor Fremden in seinem Character herrschend geblieben. Desto zutraulicher war er in dem Hause selbst. Er gehörte unter die Menschen, welche, still und unscheinbar von aussen, jenen Gehäusen der Götterbilder im Alterthume ähnlich, dem eine große Herrlichkeit zeigen, dem es gelingt, den Schlüssel zu ihrem Innern zu finden und die Hülle zu eröffnen. Für das Haus besonders, in welchem sie wirken, sind solche stille Naturen ein rechter Segen des Himmels, und bei der großen Sanftmuth ihres Wesens, ihrer stätigen Thätigkeit, dem ruhig forschenden Blicke und ihrer unermüdlichen Geduld sind sie vorzüglich zur Erziehung der zartern Jugend geschickt. Wo der Fleiß eines solchen Mannes auch von den Ältern gehörig geschätzt und, wie es hier geschah, durch gemeinsame Mitwirkung unterstützt wird; wie sollten sich dessen nicht Kinder und Ältern, Erzieher und Zöglinge in gleichem Maaße erfreuen?

Liebe und Herzlichkeit, Sitte und Anstand schienen in dieser Familie heimisch zu seyn, die Kinder wuchsen,

wie in ihrem angeborenen Elemente, darin auf. Man sah es ihnen nicht an, daß es Erziehung war, es war dieß die Weise und der Geist des Hauses; das Rohe schien über so viele Anmuth gar keine Gewalt zu haben. Dabei waren alle von Körper stark, frisch, rühig und munter. Alles griff in diesem Hause in einander; der Unterricht stand nicht wie etwas Abgeschiedenes zur Seite, alles wurde als gemeinsame Angelegenheit von allen betrieben; was jeder gelernt hatte, suchte er die andern zu lehren, so wie denn der ältere Sohn seine jüngern Geschwister wieder unterrichtete, und die beiden ältern Mädchen ganz zu mütterlicher Pflege ihren jüngsten Bruder mit großer Freude übernommen hatten.

Kein Wunder, wenn sich Heinrich in diesem Hause so wohl fühlte und bald ganz heimisch darin ward. Wie manchen vergnügten Ausflug machte er in dieser ergötzlichen Jahreszeit mit den Freunden in die Umgegend der Stadt; wie manchen herrlichen Abend brachte er mit ihnen in der großen Laube hin! Diese schien wahrhaft zu einem Feenschlosse zu werden, wenn der Mond gerade über dem offenen Raum derselben stand, ein herabfallender Lichtstreif magisch die grünen Wände derselben von der einen Seite erleuchtete und einen Theil der Gesellschaft im Lichte zeigte, während den andern Dunkelheit verbarg. Heinrich war wie der älteste Bruder unter den Kindern. Bald führte er ein lehrreiches Gespräch mit den ältern Mädchen über Mythologie und Alterthum, wozu jeder Schritt bei ihren Spaziergängen Anlaß gab, oder er spielte mit den jüngern Geschwistern

unter den Orangenbäumen, oder er wußte sie durch das Versprechen eines Mährchens hinter sich her zu locken. Es war dann lustig anzuhören, wie eines dem andern zurief: komm Auguste, komm Julie, komm Victor, Herr Friedberg erzählt uns etwas; und wie man von einem Spielmanne erzählt, der mit seinem zauberischen Liede die Gesang liebende Jugend in den Venusberg verlockte, so folgte ihm Alt und Jung nach, und er machte sich oft ein Vergnügen daraus, sie durch die grünen Gänge hinter sich her zu ziehen, bis er an einer recht schattigen Stelle seinen Sitz nahm und alle sich um ihn lagerten. Besonders beschäftigte er sich viel mit dem jüngsten Kinde, einem schönen, goldgelockten Knaben mit hellen blauen Augen, den er oft stundenlang mit sich schleppte, ihn mit der Uhrkette, oder dem Stocke, oder den Rockknöpfen spielen ließ, oder ihm auch willig das Haupt hinreichte, wenn er Lust bezeigte, mit seinen kleinen Händchen darin zu wühlen. Der Kleine, hatte ihm auch bald seine Liebe abgemerkt, und so scheu er sonst gegen Fremde that, so reckte er doch Heinrich, wenn er diesen erblickte, seine Arme entgegen. Füllemann aber und seine Gattin freuten sich, so oft er kam, der Tiefe und großen Reinheit des Gemüthes bei ihrem neuen Freunde, und bewunderten die große Einfalt seines Geistes, die er sich bei so vielem Wissen erhalten hatte.

Drittes Kapitel.

Füllemann stand mit der Gräfin Calina in langer Berührung. Sie bezog gewöhlich durch ihn ihre Einkünfte aus Deutschland von den Gütern des Barons, ihres verstorbenen Gemahls, und er ward in ihrem Hause gern gesehen und als ein erfahrener Geschäftsmann hochgeachtet. Besonders in der Gesellschaft des muntern, lebenslustigen Abbate Castigliano, welcher täglich bei der Gräfin ein und ausging und früher als dienender Ritter in noch nähern Verhältnissen mit ihr gestanden haben sollte, fühlte er sich wohl, und freute sich, daß dieser gelehrte, mit der Geschichte seiner Stadt so wohl vertraute Mann sich seinem Freunde zum Führer dargeboten hatte. Mit Leopold, welchen er in dem gräflichen Pallaste hatte kennen lernen, wollte er nicht recht zusammenstimmen. Denn, sagte er, es ist keine Einheit in dem jungen Manne; noch befindet er sich in einer gefährlichen Gährung. Jetzt schon raset er in religiöser Schwärmerei, und vollends wird seine Liebe ihn toll machen, die er so offen zur Schau trägt, und worin er, nach dem Character der jungen Gräfin zu urtheilen, wenig Glück erringen wird. Einen wahren Widerwillen gegen Anselmo verbarg er aber gar nicht, und es schien, als durchschaue er eine geheime Seite an dem Pater, die allen andern verborgen war. Das Leben und die Religion, und alle Bestrebungen des Menschen sahe dieser

rastlos thätige Mann nur von Seiten ihrer Tüchtigkeit, ihrer rechten Kraft und Förderung des eigenen und gemeinen Wohles an. Sein frischer Geist und klarer Verstand konnte sich in all' das Bilder- und Phantasien-Wesen eines Volkes, das in der herrlichsten Natur darbt, nicht fügen. Dieses Paradies der Erde, rief er oft unmuthig aus, hat ein träger Dienst und pfäffischer Glaube verdorben! Und dann wann er die Sucht des Paters, alles für diesen Glauben zu gewinnen, seine Lieblosigkeit, womit er alle, die andern Glaubens sind, verdammte und seinen geistigen Stolz bei aller vorgespiegelten Demuth ansah, brach sein unschuldiger Scherz oft in den herbesten, beißendsten Spott aus. Dieser Mann will mir bedünken, äußerte er sich einst gegen Heinrich, wie der heuchelnden Pharisäer einer, gegen die sogar des Erlösers Langmuth nicht auszudauern vermochte. Wenigstens die Demuth wohnt nicht in ihm, obgleich er oft öffentlich genug über seine frühere tiefe Versunkenheit seufzt, aus der nur eine ganz besondere Gnade Gottes ihn habe emporheben können. Denn das scheint er nur zu sagen, um dem Heiligenscheine, der jetzt sein Haupt umleuchtet, einen neuen Strahl beizufügen, und fühlte er wirklich recht demüthige Reue in sich, er wäre bei den Heiden geblieben, würde wenigstens in die Verborgenheit seiner Zelle sich begraben, nicht aber überall, wo Ruhm zu ererndten, öffentlich prangen und nicht aus den angesehensten Familien die Beichtväter verdrängen, um sich selbst dies eben so lohnende als ehrende Geschäft anzueignen, wie es ihm in

dem Hause der Gräfin gelang, die ihn wie einen Heiligen verehrt. Dabei verbarg Füllemann Heinrich sein Erstaunen nicht, wie er nur diesen Menschen so lange habe um sich dulden können.

Heinrich erzählte ihm ganz einfach, wie alles völlig ohne sein Zuthun wie von selbst erfolgt sey. Wohl, sagte der Bankier, darin erkenne ich die ganze Langmuth meines Freundes wieder; aber es hält auch schwer, eine solche Klette, wo sie sich einmal angehäkelt hat, abzuschütteln. Auch um mich hat er lange seine Kreise gezogen, bemüht, mich mit manchem Zauber zu bannen. Aber solchen Gleißnern begegnet man nicht besser, als daß man ihnen nicht verbirgt, wie man durch die Larve in ihr Inneres blickt. Seit ich dieses thue, meidet er *mich* eben so sehr, als er früher mich auf allen Wegen verfolgte. —

Füllemanns Haß gegen den Pater mochte sich zum Theile mit auf die unbegrenzte Abneigung gründen, die er überhaupt gegen alle unverheirathete Geistliche hegte, mochten nun diese sich in den Mauern eines Klosters einschließen oder dem Stande der Weltpriester angehören. Besonders gern ließ er sich über diesen Gegenstand aus, und so wenig er sonst, als ein Mann, der zu leben wußte, sich allein des Wortes in der Gesellschaft bemächtigte, so wußte er doch kaum für seine Rede ein Ende zu finden, wenn diese hierauf geleitet wurde. Der weltlichen Priester, pflegte er wohl zu sagen, habe ich schon viele gesehen, aber nur wenige Weltpriester. Auch scheint mir in weit höherem Sinne die griechische Kirche

die Verehelichung, als die katholische die Ehelosigkeit ihrer Geistlichen zu fordern. Jeder, der selbst in der Ehe lebt, und dessen Ehe des rechten Segens nicht ermangelt, wird hinlänglich in sich selbst die Erfahrung gemacht haben, daß von allen Verhältnissen des menschlichen Lebens keines so wirksam ist, wie dieses, durch die vielseitigste Reibung die innere Bildung in uns zu vollenden. Zugleich, wie wohlthätig ist es nicht für uns, daß da, wo wir nun unsrer vollen Kraft genießen, die Selbstliebe uns am mächtigsten auf uns selbst hinzieht, und wir Gefahr laufen, in uns selbst zu verknöchern, — ein Kreis von Wesen um uns aufblüht, die uns theurer sind als wir selbst, deren Wohle wir alle Mühe und Sorge des Lebens widmen, dadurch von uns selbst losgezogen werden und so die Kraft in uns stets thätig, die Liebe rege bleibt. Dieser höhern Vollendung zur Menschheit entbehrt der ehelose Geistliche, wie jeder Unverheirathete, mit dem Verhältnisse, welches sie allein nur geben kann. Damit, daß er die priesterliche Weihe empfängt, tritt er sogar seiner eigenen Familie, von der ihn schon die klösterliche Erziehung im Seminar oder Collegium entfremdet hat, noch ferner, und sie blickt nicht mehr auf ihn, wie auf ihren Bruder, sondern ehrerbietig wie auf den Priester der Kirche. Sein Herz aber muß immer mehr veröden, je mehr es sich allen zarten Gefühlen schließt, wie diese nur in dem Heiligthum der Familie genährt werden. Denn wie wenige begeistert jene höhere Liebe, welche die ersten Diener des Evangeliums trieb, allem stillen

Glücke des Lebens zu entsagen, um desto ungehinderter umherwandeln und aller Welt das Wort von dem Gekreuzigten verkünden zu können! Nur nothgedrungen gehorchen fast alle dem Gebote eines Standes, dessen Vortheile sie nicht genießen können, ohne sich dem Zwange desselben zu unterwerfen.

Mit besondrer Rührung hat mich immer eine Stelle aus einem Briefe des Apostels Paulus *) erfüllt, die ich darum auch nicht aus meiner Erinnerung verloren habe. — „Daher mußte er aller Dinge seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu versöhnen die Sünder des Volkes. Denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden.“ — Also sogar der göttliche Erlöser muß, um ein treuer Hoherpriester vor Gott zu seyn und recht aus dem Grunde helfen zu können, die Last und Bürde der Erdenmühe selbst tragen; wie vermögen diese Priester die rechten Helfer, Tröster und theilnehmenden Freunde in einem Verhältnisse zu seyn, das sie selbst nicht durchlebt haben, und das jeder in seinen vielfältigsten Beziehungen nur durch eigene Erfahrung vermag kennen zu lernen.

Oder sollte man glauben, sie würden nun freier, großherziger, in erhabenerm Sinne darstehen, unbeengt und unbelastet durch so viele Rücksichten, Bande und Sorgen, welche auch wieder unläugbar an dieses Verhältniß gegnüpft sind? sie würden nun auch ausschließlich den

*) Hebr, 2, 17. 18.

Wissenschaften sich widmen? Auch dem widerspricht die Erfahrung. Man betrachte den katholischen ehelosen Geistlichen, zumal in den Ländern, wo ihn nicht der protestantische an seiner Seite zu einem Wetteifer aufregt, und man wird ihn, besonders was seine wissenschaftliche Bildung und seine Theilnahme an der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeistes betrifft, weit hinter diesem zurück finden. Wenn es aber oft scheint, als ob er mit einer gewissen Würde dastehe, deren der protestantische entbehrt, so liegt der Grund hiervon darin, daß er seine eigene Individualität unter der Ägide des Priesterthums verdeckt, während der protestantische, eines solchen Schutzes gänzlich ermangelnd, in der eigenen Blöße, in seiner Herrlichkeit oder Verworfenheit, dasteht, und er seine Würde weniger seinem Stande als seiner Person verdankt.

Der Bankier wollte diesen Gedanken noch weiter ausführen; er war eben bei Heinrich, den er auf seiner stillen Warte öfters zu besuchen pflegte, als der Pater Anselmo hereintrat, denn kaum ließ dieser einen Tag ohne Besuch vorübergehen. Nach den ersten Bezeigungen der Höflichkeit redete Füllemann diesen mit den Worten an: Sagt mir doch, ehrwürdiger Mann, glaubt ihr, daß der Heiland ein Katholik oder ein Protestant gewesen? Der Pater lächelte und wollte einen Scherz aus der Sache machen. Nein, erwiederte Füllemann, es ist mein voller Ernst, ich achte den Heiland für den eifrigsten und herrlichsten Protestanten, so wie er im höchsten Sinne des Wortes der erste war. Denn er hat

zuerst protestirt gegen alle Satzung des Tempels und den Zwang der Ceremonie, gegen jede Macht, welche dem Geiste das Licht und die Freiheit raubt und den Glauben in Bande legt; er hat zuerst der Welt eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit gegeben.

Der Pater lenkte mit fertiger Gewandtheit die Unterredung auf andere Gegenstände, und entfernte sich nach kurzem Aufenthalte wieder.

Viertes Kapitel.

Nach der Entfernung des Paters setzten die beiden Freunde ihre Unterredung fort, die sich nun darauf hinwandte, welche Gefahr einer jeden Art religiöser Verehrung drohe, durch die seltsamste Beimischung entstellt zu werden, sobald sie einmal von ihrer ursprünglichen Einfachheit und ihrem wahren Wesen sich entfernt hat. Denn in diesem Falle erleidet sie nur zu oft die Macht, welche sie selbst üben, nimmt den Character und die Mängel derer an, deren Sinn sie läutern und heiligen sollte; oder sie wird, statt alle Bande zu lösen und dem Menschen das rechte Licht und die Freiheit des Geistes zu verleihen, nur zur Fessel, ihn dauernd in einer gewissen Unmündigkeit zu erhalten.

Der Katholizismus, sagte Füllemann, liefert uns die reichhaltigsten Belege zu dieser Bemerkung. Die

Römische Kirche, welche von je her lüstern war, die ganze Welt zu beherrschen, und der dieß zu manchen Zeiten ziemlich gelungen, hat auch stets eine gewisse Würde und Hoheit in ihrem Cultus gezeigt, und es ist in der That ihre Schuld nicht, wenn es ihr nicht glückte, wie mit ihren glänzenden Kirchen und Festen die Sinne, so mit ihren Lehrsätzen den Geist zu blenden, und wenn nicht jeder Gläubige es sich zur heiligsten Angelegenheit seines Lebens achtet, während desselben wenigstens einmal zu den prunkvollen Tempeln zu wallen, die ohne die reichen Gaben eines frommen Glaubens so hoch ihre stolzen Kuppeln nicht erheben würden.

Überhaupt, entgegnete Heinrich, hat in den mittäglichern Ländern die Art religiöser Verehrung ganz dem Character der dortigen Völker sich angeschmiegt, deren fröhlicher Sinn in der großen Heiterkeit der kirchlichen Feste, deren Indolenz und Scheu vor körperlicher Anstrengung in der Menge und langen Dauer, deren lebendige Sinnlichkeit in dem Prunke derselben, den pomphaften Aufzügen, den schönen Bildern und prachtvollen Kirchen Befriedigung findet, so wie ihre glühende Leidenschaft sich am leichtesten mit einem Cultus versöhnt, welcher herablassend genug ist, mit ihr einen Vertrag einzugehen, und ihr die eine Hälfte des Menschen überläßt, während er die andere sich zueignet, dabei die Ausgleichung trifft, daß, was der Mensch geistig sündigt, er mit körperlicher Sühne zu büßen vermag.

Daß der kirchliche Cultus und die Sitte des Volkes in einen freidlichen Bund mit einander treten, versetzte

Füllemann, möchte kaum irgendwo mehr der Fall seyn, als auf den Azorischen Inseln. Ich habe hier einen Engländer *) kennen lernen, der diese Eylande, welche eben so sehr durch die reiche Fülle ihres vegetabilen Lebens als durch die große Lieblichkeit ihres Klimas den Schiffer zu längerm Verweilen einladen, bereisete, und mir besonders in dieser Hinsicht, wie der Character eines kleinen Volkes und seine Religion sich freundlich begegnen können, viel merkwürdiges erzählte, dessen ich mich immer noch mit Vergnügen erinnere. Ist es doch zu Ribeïra-Grande, einer diesen glücklichen Inseln, in dem dortigen Frauenkloster den Bräuten des Himmels gestattet, neben ihrer himmlischen Liebe auch das Glück eines unschuldigen irdischen Liebesverhältnisses zu geniessen. Jede Nonne von besonderer Schönheit oder ausgezeichnetem Geiste hat ihren Geliebten und rühmt sich dessen; so wie sie denn unter den sie besuchenden Männern ohne Scheu sich den auswählt, welcher ihre Neigung fesselte, und ihn freimüthig fragt, ob er ihr Freund und ihr treu seyn wolle. Mit diesem ihren Geliebten geht sie öffentlich um, sendet ihm Geschenke von getrockneten Früchten, künstliche Blumen oder noch sprechendere Liebespfänder, als Ringe und andere aus ihren eigenen Haaren verfertigte Zierrathen. Täglich

---

*) History of the Azores or Description of the Government, Laws, Religion, Customs, Ceremonies and the Character of the Inhabitans etc (By T. A. Captain of the light Dragoons.) London 1813. 4.

besucht sie der Liebhaber am Gitter, sie unterhält sich mehrere Stunden mit ihm und entläßt ihn nur unter den Bezeigungen des tiefsten Schmerzes über die Trennung. Nirgends zeigt sich eine Liebe zärtlicher und offenkundiger als hier, und eben in der Öffentlichkeit eines so sonderbaren Liebesbundes scheint die Bürgschaft seiner Tugend und Unauflöslichkeit zu liegen; denn jener Engländer versicherte, nur ein einziges Beispiel gesehen zu haben, daß diese Liebe getrennt wurde.

Und hat der Erzähler, fragte Heinrich, den Fall nicht näher angedeutet?

Es ist, versetzte Füllemann, folgende Geschichte, wenn es Ihnen dieselbe zu hören Vergnügen macht. Einem jungen Offizier von einer Englischen Fregatte, die bei den Azoren ihre Station hatte, war es gelungen, die Liebe der Donna Laurino, der schönsten Nonne in dem Kloster zu Ribeïra-Grande, zu gewinnen. Mit großer Trauer und nicht ohne die zärtlichsten Versicherungen ihrer dauernden Liebe und unwandelbaren Treue nahmen die beiden Liebenden Abschied von einander, als die Fregatte des Offiziers Befehl erhielt, nach *New-Foundland* abzusegeln. Während seiner Abwesenheit brachte ein Offizier von einem andern Englischen Schiffe der Nonne die Nachricht, sie werde wahrscheinlich ihren Geliebten nie wieder sehen, da dessen Schiff nach Madera abgesegelt sey, und er bemühte sich um so mehr, die schöne Laurino von der Untreue ihres Geliebten zu überzeugen, als er, von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, selbst nichts sehnlicher wünschte, als dessen Stelle

bei ihr zu vertreten; was ihm endlich auch gelang. Aber nach einigen Monaten kehrte der frühere Geliebte wieder zurück, und von zärtlichem Verlangen getrieben, sandte er von der Rhede, noch bevor er gelandet, zu seiner Geliebten, ihr seine Rückkehr zu melden. Allein wie sehr war er nicht erstaunt, statt freundlicher Botschaft einen Brief von ihr zu erhalten, worin sie ihm in den Ausdrücken des tiefsten Schmerzes zu wissen that: auf das grausamste getäuscht, habe sie unterdessen einem andern ihre Liebe geschenkt; sie werde darum ihren getreuen Freund nie wiedersehen, und so mit derselben Strafe büßen wie der Treulose, der sie hintergangen, welcher von nun an nie wieder ihres Anblickes sich erfreuen solle.

Es läßt sich, bemerkte Heinrich, ein gewisser Adel in dem Charakter der Donna Laurino nicht verkennen. Aber wenn sich hier die Kirche als eine nachsichtige Mutter gegen die unschuldige Liebe ihrer schönen Töchter zeigt, so ist sie auf andre Weise wieder, so viel Strenge sie sonst beweiset, der Schwäche der Gläubigen in den Kolonieen von Süd-Amerika behülflich, und ich erinnere mich hier einer Schilderung, welche uns der Franzose Dauxion Lavayssé*), der lange Jahre in diesen Gegenden lebte, von dem Glauben der Christen in den Provinzen von Venezuela macht. Seit langer Zeit

*) S. die Reise dieses Mannes in dem 5ten Bde. der zweiten Hälfte der ersten Centurie von Ehrmann-Sprengels Bibliothek der Reisebeschreibungen.

zwar hat der heilige Eifer aufgehört, die Indianer zu bekriegen, aber noch jährlich schickt man Indulgenzen nach dem Spanischen Amerika. Diese Bullen theilen sich in vier Classen: die der Milch- und Eierspeisen, die der Lebenden, die der Verstorbenen, und die der Composition. Die erstern sind in allen katholischen Ländern hinlänglich bekannt; aber kaum können wir uns von der Kraft, welche der fromme Glaube den andern zutraut, einen Begriff machen. Alle Gnade und Vergebung des Himmels, die man nur erlangen kann, sind nämlich das Eigenthum des glücklichen Besitzers der Bulle der Lebenden; nur muß er ernstlich daran glauben. Hätte er Vater und Mutter, das eigene Kind gemordet, sich jedes Verbrechens gegen die Natur schuldig gemacht, so dürfte er nur einen Priester aufsuchen, der ihm bei Ansicht dieses wunderbaren Papiers die Absolution nicht versagen kann, und damit ist sein Gewissen von jeder Schuld rein. Die Bulle der Todten aber ist ein wahrer Freibrief, der dem Gläubigen die Pforte des Himmels eröffnet, ohne zuvor die Quaalen des Reinigungsfeuers durchwandern zu müssen. Sobald jemand todt ist, so geht ein Freund oder Verwandter desselben zum Priester, um eine Bulle zu kaufen, worauf man den Namen des Verstorbenen schreibt, und augenblicklich schwebt er, als ein entsündigter Geist, in die Wohnung der Überglücklichen auf. Er habe oftmals, versichert Lavaysse, Leute bei dem Tode ihrer Verwandten in das jammervollste Wehklagen ausbrechen hören, weniger aus Schmerz über den Verlust der Geliebten, als aus Sorge und

Betrübniß; dieselben in den Quaalen des Fegefeuers zu wissen, um die Summe nicht auftreiben zu können, um sie daraus zu erkaufen. Man wäre versucht, die Glaubwürdigkeit des Erzählers in Zweifel zu ziehen und überhaupt die Möglichkeit zu bezweifeln, wie ein vernünftiger Geist solch einem Gaukelspiele Glauben beizumessen vermöge, wenn uns nicht die schreckliche Macht bekannt wäre, womit Aberglaube und Vorurtheil durch frühe Erziehung den freien Geist umdüstern, und wir nicht auch in dem sich klüger dünkenden Europa, zumal in diesem Lande, fast täglich ähnliche Beispiele vor Augen sähen.

Was bei allem diesen, sagte Füllemann, mich am meisten empört, ist nicht bloß, daß sich ein Mensch über einen Menschen ein Recht anmaßt, das allein einer höheren Liebe und Einsicht zukommt, sondern seine Gnadenertheilung auch an den Besitz irdischen Gutes knüpft, einen Kaufpreis bestimmt, um den sie zu erlangen ist, und so mancher fromme Mensch in redlichem Glauben und der Einfalt seines Herzens sich abängstigt, weil er die Groschen nicht zusammen zu bringen vermag, um eine solche Bulle zu kaufen, um für seine Hingeschiedenen, oder auch schon im voraus für sich selbst, dem Priester die erforderliche Zahl der Seelenmessen zu bezahlen. Allein sie haben mir noch nicht erzählt, was es mit der Bulle der Composition für ein Bewandniß hat?

Diese Vergleichsbulle, erwiederte Heinrich, von Papst Alexander, dem sechsten dieses Namens, ersonnen, ist eigentlich die sonderlichste von allen, indem sie die Kraft

besitzt, den Dieb oder Usurpator des Vermögens anderer zum rechtmäßigen Besitzer zu machen, sofern er nur die Person nicht kennt, welche er beraubt hat.

Wenn wir aber, fuhr Heinrich fort, solche einzelne Verirrungen übersehen, so glaube ich, beurkundet uns am deutlichsten die Art, wie katholische und protestantische Missionäre ihr Bekehrungsgeschäft in den Kolonieen zu betreiben pflegen, den Geist beider Kirchen im Allgemeinen. — Diese, zumal die Dänischen Missionäre, zeigen überall eine hohe Milde und Liebenswürdigkeit, und dabei eine Kraft und ein Vertrauen, ganz ihres großen Vorbildes würdig. Wie Väter unter ihren Kindern, leben sie unter ihren Neubekehrten, suchen diese vorerst sich selbst und der Menschheit wiederzugeben, durch Arbeit und die Künste eines mildern Lebens den innern geistigen Funken in ihnen zu wecken, und das Verlangen nach dem Heile und dem bessern Zustande in ihnen rege zu machen, zu welchem sie dieselben führen wollen. — Der katholische Missionär dagegen erscheint mehr mit einem gewissen Vornehmthun unter seinen Zöglingen. Auch er sucht sie in Dörfer zu vereinen und im Ackerbau und mancherlei Künsten und Gewerken zu üben, auch er läßt es an Beharrlichkeit und unermüdlichem Eifer nicht fehlen; allein vor allem sieht er auf die strenge Beobachtung von allerlei Ceremonieen, welche die Sinne dieser rohen Menschen blenden, aber von deren Bedeutung sie nicht, auch nur auf eine ferne Weise, eine Ahnung haben, und die für ihre eigene innere Entwickelung und geistige Freiheit nicht die

geringste Frucht bringen. An diesem Bande führt er sie fort und fort, und weit entfernt, sie dahin zu bringen, daß ihnen dasselbe entbehrlich würde, scheint er nichts mehr zu fürchten, als eben dieses. — So stehen denn in Hinsicht ihrer religiösen Entwicklung die Indianer in den Missionen noch genau auf derselben Stufe, auf der sie zur Zeit der ersten Eroberer standen, und ihre geistlichen Hirten und Führer eben so. Auch haben sie zu beständiger Reinhaltung des Glaubens die Inquisition nach beiden Indien mit hinübergenommen.

Wenn aber der Pater Anselmo, der selbst seiner Verdienste, als Glaubensbote, hoch sich rühmte, zufällig zu solchen Unterredungen kam, so fühlte er sich nicht eben in dem behaglichsten Zustande. Der Schmerz, den er empfand, war um so tiefer, als er alle seine Mühe durch das Verhältniß des jungen Mannes zu dem Bankier, das bereits den höchsten Grad von Innigkeit schien gewonnen zu haben, immer mehr mußte verloren achten. Es entging ihm nicht, wie überflüssig, ja wie lästig er geworden war; aber was solch ein Mensch einmal ergriffen hat, läßt er so leicht nicht los. Wie der Zufall störend die Verhältnisse aus einander geschoben hatte, konnte sie ein günstiges Ungefähr auch wieder zurecht rücken; und wirklich trat nun Heinrich in eine Beziehung mit einer neuen Person, woraus der Pater für seine Plane frische und größere Hoffnungen als je schöpfte und worin er ein Gegengewicht glaubte gefunden zu haben, das die nachtheilige Einwirkung des Bankiers vollkommen aufwog.

Fünftes Kapitel.

Die Octoberlust neigte sich allmälig zu Ende. Die großen Feste Aller-Heiligen und Aller-Seelen riefen die Ausgewanderten von den anmuthigen Villen und dem heitern Landleben zu ernster Feier in die Stadt zurück. Leopold war erst an dem Abend vor dem Feste zurückgekehrt; noch hatte er seinen Freund nicht gesehen, an einer düstern Stätte sollte er diesem wieder zum ersten Male begegnen.

Heinrich hatte mit dem Bankier an dem ersten festlichen Tage die berühmtesten Kirchen der Stadt durchwandert; am Abend besuchten sie auch die Kirche des Todes (Chiesa della Morte). Eine finstre Gestalt, in ein schwarzes Gewand gehüllt, schüttelte ihnen beim Eintritt eine blecherne Büchse entgegen. Für die Seelen, die in den Flammen der Quaal seufzen! bat diese mit halb lauter, dumpfer Stimme. Nachdem sie ihre Gaben gereicht, traten sie in den schauerlichen Raum der sparsam erleuchteten Kirche ein und die an den Wänden derselben aufgeschichteten Reihen von Todtenköpfen gewährten eine um so unheimlichere Gesellschaft, da nur wenige lebende Gestalten sich zwischen denselben regten; der größere Theil der Andächtigen hatte sich noch immer zu der Kapelle hingewendet. Stille gingen die beiden Freunde durch die Kirche hin, als der heranrauschende Tritt eines Mannes sie auf zwei Frauengestalten aufmerksam

machte, die, halb in dem Dämmerlichte verdeckt, an einem Seitenaltare knieeten und von denen er auf sie her zu eilen schien. Es war Leopold. Auf das herzlichste bewillkommte er seine Freunde, die er sogleich erkannt hatte. Möge das Zusammentreffen in dem Reiche der Todten kein Zeichen Unheil drohender Zukunft seyn, sagte Heinrich mit einer Ahnung, wovon er sich selbst nicht vermochte Rechenschaft zu geben. Im Gegentheil, erwiederte Leopold, dieß, sollte ich hoffen, müsse viel Gutes bedeuten; denn gedenkest nicht auch du noch dessen, wie ich, während ihr zu den Gräbern ginget, dem blühendsten Leben begegnete, dessen Nähe dir deine Ahnung, wenn sie rechter Art wäre, verkünden müßte. — Eben erhoben sich die beiden Damen. Füllemann faßte seinen Freund bei der Hand, führte ihn den beiden Frauengestalten, die er nun auch erkannte, entgegen, und indem ihm Leopold den Namen der Gräfin und ihrer Tochter nannte, stellte diesen der Bankier ihren gemeinsamen Freund vor. Nachdem man einige Worte über die feierliche Stille und das grauenvolle Dunkel der Kirche geäußert hatte, ergriff Leopold den Freund bei dem Arme und indem er Füllemann bei den Damen zurückließ, führte er jenen in die Kapelle hinab. War die Kirche schon schauerlich, so schien man jetzt völlig in die Behausung des Todes zu treten. Gerippe standen in künstlich von Schädeln, Rippen und andern Gebeinen erbauten Nischen, und von der Decke grinsten gedörrte Leichen herab, als wollten sie jedem darunter hinwandelnden zurufen: Alles welkt und verwefet, und

wo du auch wandelst, schwebt das Grauen des Todes über dir. Nur ein spärliches Licht fiel aus einer zweiten Abtheilung der Kapelle, die mit Andächtigen erfüllt war. Alle hatten sich zu einer Bühne hingedrängt, von der eben aus alabasternen Vasen das Licht sich ergoß. Hier bot sich dem betroffenen Blicke ein Lager dar. Alle Zelte waren aus künstlich zusammen gestellten Fuß- und Arm-Knochen gebildet. Das eine, größer als die andern, ließ sein Inneres offen. Man sahe da, auf einem köstlichen Ruhebette hingelehnt, ein großes Gerippe mit einer Königskrone auf dem Haupte, und um das Zelt lagen, in dem ewigen Schlafe, vier Wachen, zwei der Länge nach auf dem Boden hingestreckt, die dritte Gestalt sitzend und auf den Arm gestützt, die vierte gleichfalls halb aufgerichtet und in sich selbst gekauert, mit schwankendem Kopfe, der jeden Augenblick ihr auf die Brust zu nicken schien. Ihre blanken Schwerdter lagen bei den Schlummernden, der Sitzende aber hatte das seinige in der Hand. Eine andere Gestalt stand, lang und hager, aufrecht da, noch etwas gebückt, als ob sie eben aus dem Zelte, dem sie den Rücken zukehrte, sich hervorgehoben hätte; und sie hielt den Wasserbecher, den sie unter dem Haupte des schlafenden Königs weggenommen, mit der einen Hand hoch empor, während sie mit der andern auf dessen Speer mit leuchtender Metallspitze sich stützte. Eine tiefe Stille herrschte bei den Lebenden, wie bei den Todten.*)

*) Die zweite Abtheilung der Kapelle ist ein wahres Theater, mit Raum für die Zuschauer und einem Proscenium. Auf dem-

Eine Weile standen die beiden, besonders Heinrich, in stillem Staunen da; dann zog Leopold schweigend seinen Begleiter zurück, und indem sie wieder durch die Kapelle traten, sagte er in gewohnter Begeisterung; Welch' eine Hoheit in dem Glauben dieses Volkes, das selbst ohne Schauder zwischen Todtengebeinen wandelt und dem sogar der Tod noch das Schauspiel des Lebens fortspielen muß! — Wohl, dachte Heinrich bei sich selbst, wie es mit dem ganzen Ernste der Religion spielt, so treibt es auch mit dem Tode sein Spiel. Sie traten schnell hinaus, um die Frauen, die ihres Begleiters harrten, nicht allzu lange warten zulassen.

Als die Tage des Festes vorüber waren, lag Leopold seinem Freunde auf das ernstlichste an, nun auch mit ihm die Damen, deren Bekanntschaft er in der Kirche gemacht und die ihn gütig eingeladen hatten, in ihrer Wohnung zu besuchen. Auch Füllemann rieth, diese Bekanntschaft ja nicht zu vernachlässigen, indem er ihr gewiß den Winter über in dem Hause der Gräfin, das recht eigentlich ein Tempel der Göttinnen des Gesanges und der Musik sey, manchen genußreichen Abend ver-

---

selben müssen im November, acht Tage hindurch, die Todtengerippe Schauspiele aufführen. In der letzten Darstellung erschien, wie der Custode uns sagte, Tobias, dem der Staar geheilt wird; um ihn die ganze Familie, nebst dem wedelnden Hündchen, welches ebenfalls aus Menschengebeinen zusammengesetzt war. Der grausende Schauplatz ist alsdann von alabasternen Vasen erleuchtet. S. Elisa von der Recke, Reise durch Italien und einen Theil von Deutschland. Bd. II. S. 171. 172.

danken werde. So gab denn Heinrich eines Tages dem Zureden seines Freundes nach, und folgte ihm nach dem Pallaste der Gräfin. Dieser lag in dem gerade entgegengesetzten Theile der Stadt, weit entfernt von der stillen Wohnung unsres Freundes. Als sie bei demselben anlangten, hielt der ihnen wohl bekannte blaue Wagen vor dem Eingange, und die muthigen Rappen bissen in die Zügel und schlugen mit den Hufen den Boden, und nur mit Mühe vermochte der Kutscher von seinem hohen Sitze die Ungeduld der Rosse zu hemmen. Die Damen wollen ausfahren, flüsterte Leopold seinem Begleiter zu, laß uns die Schritte beflügeln, damit wir sie noch in ihrem Gemache treffen. Eilenden Fußes trat er seinem Freunde voran durch eine Schaar von Dienern in den Pallast hinein, über den weiten mit Marmor belegten Gang hin, an dessen Seiten überall in Nischen Statuen und Büsten aufgestellt waren, dann die Marmortreppe hinauf, von da in einen hohen, mit köstlichen Gemählden ausgeschmückten Saal, aus diesem in eine Reihe andrer, von denen einer mit dem andern an Glanz und Pracht zu wetteifern schien, bis sie zu dem Cabinet der Damen gelangten. Die junge Gräfin war, als wolle sie eben heraustreten, gegen die Thür hin gewendet, mit einer Hoheit und Anmuth der Gestalt, daß Heinrich bei dem ersten überraschenden Anblick solcher Schönheit in seiner Nähe betroffen war; die ältere Dame machte noch etwas an ihrem Anzuge vor dem Spiegel zurecht: sie waren im Begriff, nach dem Wagen zu gehen. Die beiden Eintretenden baten

um Entschuldigung für die Störung ihres Besuchs zu so ungelegener Stunde. Allein fügte der Baron hinzu, der Wohnung seiner Angebeteten — indem er sich vor beiden neigte — so nahe, habe er es nicht vermocht, vorüber zu gehen, ohne sich von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen; ihr Anblick schon gebe ihm hierüber die erfreulichste Gewißheit und somit sei sein Geschäft beendigt. In der That beschränkte sich dieser Besuch darauf, daß die beiden Männer die Frauen zu dem Wagen begleiteten. Die Gräfin reichte dem Baron ihren Arm; Heinrich folgte zur Seite Clorindens nach, zaghaft, dieser seinen Arm anzubieten, da sie ihm den ihrigen nicht gereicht hatte. Nur wenige Worte wechselnd, stiegen beide durch die hallenden Säle und Gänge hinab; vor eigener Betroffenheit bemerkte keines die des andern. Beim Einsteigen in den Wagen lud die alte Gräfin Heinrich auf das huldreichste ein, wenn er Vergnügen daran finde, ihren musikalischen Abendunterhaltungen, die nun ihren Anfang nehmen würden, mit seinem Freunde beizuwohnen. Der Wagen rollte dahin und verlor sich schnell aus ihren Augen.

Mit triumphirendem Blicke sah Leopold Heinrich an, als wolle er zu ihm sagen: ist dir jetzt noch meine Begeisterung unbegreiflich, da du nun selbst von den Strahlen so vieler Huld und Herrlichkeit in der Nähe bist getroffen worden? Aber die Betroffenheit, womit ihn Clorindens Schönheit, ihm plötzlich so nahe tretend, überraschte, hatte sich schon verloren, bevor sie nur, von ihm unterstützt, in den Wagen gestiegen war. Leopold führte nun seinen Freund in den Pallast zurück, ihm

die Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen. Die Gräfin hatte diesen mit allen darin befindlichen Gemählden von dem frühern Besitzer erkauft, die uralten Möbel und Tapeten aus den Sälen, die zum Theil, vielleicht schon seit einem Menschenalter, von keinem lebenden Wesen waren besucht worden, wegbringen lassen, und unter ihrer Anordnung war eine ganz neue Schöpfung hervorgetreten; die herrlichsten Gemählde in kostbaren Rahmen zogen überall den Blick auf sich, die geschmackvollsten Teppiche bedeckten die Fußböden, die prächtigsten Tapeten schmückten die Wände; überall zeigte sich in Uhren, großen Spiegeln, Leuchtern, Vasen, den elegantesten Möbeln und in so machem Schmucke oder Hausgeräthe, dessen Absicht schwer zu errathen schien, der große Reichthum der Besitzerin des Hauses. Mitten in aller dieser Pracht und diesem Glanze lebte sie selbst fast immer ganz prunklos, und auch jetzt waren beide Damen in ein einfaches schwarzes Gewand gehüllt, und mit keinem andern Schmucke bekleidet, als die Mutter mit Diamanten in dem Haare, die Tochter mit einem köstlichen Halsbande von den schönsten Gemmen, das ihr um den Nakken über die Brust herabfiel. Es schien, als ob wohl der Tempel, nicht aber die Göttinnen, desselben, die in eigener Herrlichkeit strahlten, des Schmuckes bedürften.

Entsprechend dem reich ausgestatteten Hause war die Anlage des Gartens, in welchen von der Seite des Hofraumes ein Gitterthor mit hohen vergoldeten Stäben führte. Kurz, alles zeigte von einer Liebe zu Pracht und Verschwendung, die zu befriedigen die Gräfin nur

die reichen Einkünfte in Stand setzten, die von den Gütern ihres verstorbenen Gemahls aus Deutschland, aus einer eben so sichern, als unversieglichen Quelle flossen.

Sechstes Kapitel.

Heinrich fühlte erst recht lebendig den Unterschied zwischen Füllemanns stiller heiterer Wohnung, wo überall sich dem Schönen das Nützliche beigesellte, und diesem glänzenden Pallaste, wo die Pracht gänzlich den Nutzen und die Bequemlichkeit zu verschmähen schien, als er am Abend seinen Freund besuchte, und er hörte von diesem, daß die beiden Frauen meist allein, oder nur in wenig zahlreicher Gesellschaft, in diesen weiten Räumen lebten. Der Abbate, der Hausfreund, und Anselmo, der Beichtvater, waren die fast ausschließlichen Gesellschafter, dann noch wenige geistreiche Männer, nie aber sah die Gräfin Frauen bei sich, außer in den musikalischen Unterhaltungen. Denn jene größern glänzenden Gesellschaften, welche der Römer vorzugsweise Conversazioni nennt, und welche besonders der Adel liebt, fanden nie bei ihr statt, wohl aber regelmäßig jede Woche eine oder zwei Akademieen, wie die Conzerte heißen, zu denen Liebhaber sich vereinen. Alles was durch Talent in Gesang und Musik sich auszeichnete, floß dann

in ihrem Hause zusammen. Sie selbst, obgleich große Kennerin der Musik und früher geübte Meisterin auf mehreren Instrumenten, verschmähte doch an der Ausführung eines Musikstückes thätigen Antheil zu nehmen, so wie sie nie mit irgend einer weiblichen Arbeit sich beschäftigte, auch nie ein Buch zur Hand nahm. Ihre Tochter, welche auch ihre Correspondenz führte, versah das Geschäft einer Vorleserin.

Bei den Conzerten unterhielt sie sich gewöhnlich mit den Geistreichsten unter den Männern, oder sagte denen, die bei der Musik durch besondere Kunst oder Talent sich ausgezeichnet hatten, irgend etwas Verbindliches, und jeder betrachtete es als eine große Auszeichnung, des Beifalls einer solchen Kennerin nicht unwerth geachtet zu werden. Oder sie ließ auch ein zierliches Tischchen herbeibringen, auf dessen Platte ein Schachbrett von dem köstlichsten Mosaik eingelegt war. Jedes Feld desselben stellte, die hellen wie in weiter, neblichter Ferne oder im Umrisse, die dunklen aber in starker Zeichnung und aus der Nähe, irgend ein Bild dar, und es erforderte schon eine große Besonnenheit, nur auf dem Brette zu spielen, ohne durch alle die verschiedenen Bilder und Farben irre zu werden. Ein eigenes verborgenes Schubfach schloß das niedlichste Spiel von Elfenbein und Ebenholz ein, bei dem aber Elephanten die Thürme vorstellten und überhaupt alle Figuren nach orientalischer Weise künstlich geschnitzt waren. Einen der Männer forderte sie dann zum Spiele auf, und die andern Liebhaber des Spieles, die nicht dem Musik-

Chore selbst angehörten, versammelten sich gewöhnlich um sie. Ihre feinsten und kühnsten Züge erfolgten immer, wenn Gesang und Musik, wie im Wetteifer in den herrlichsten Tönen mit einander rangen. Sobald das Spiel anfing, sich zu ihrem oder ihres Gegners Vortheile zu entscheiden, erhielt dieser oder sie einen Gehülfen aus den Umstehenden, und sobald die beiden Verbündeten anfingen übermächtig zu werden, wurde ein ähnlicher Helfer auf die Gegenseite gezogen, so daß nach und nach alle Umstehende in das Spiel traten und zwei gegen einander kämpfende Parteien bildeten. Wer sich besonders im Schach, worin es ihr nicht leicht ein anderer zuvor that, auszeichnete, konnte ihrer Gunst fast noch gewisser seyn, als wer in der Musik hervorragte. Außer dem Schach aber ward kein anderes Spiel in ihrem Hause geduldet, und auch jeden Abend nie mehr als eine einzige Parthie versucht, die bei der Art des Kampfes oft spät bis in die Nacht hinein dauerte.

Heinrich ward fast geblendet von so viel Glanz und Licht, das ihm aus dem wohl erleuchteten Saale mit den herrlichsten Tönen entgegenfloß, als er das erste Mal mit Füllemann und dessen beiden ältern Mädchen hereintrat. Sie hatten sich etwas verspätet, schon war die Gesellschaft in voller Thätigkeit. Diese bildete einen großen Halbkreis, der alle seine Pracht den Eintretenden entgegenstrahlen ließ. Die eine Hälfte desselben nahmen die Männer, die andere die Frauen ein; alles schien hier vereint, was Rom Schönes, Hohes und Liebliches besitzt, und recht wie zwei bescheidene Vergißmeinnicht ver-

loren sich die zwei Deutschen Mädchen unter den prächtigen Römischen Blumen. Gegen den Eingang hin, wo der Kreis offen war, standen einige kostbare Flügel und die andern Instrumente, und Spielende und Sänger bildeten eine bunte Gruppe durch einander. In der Mitte des Halbkreises, da wo dessen beide Hälften sich berührten, saß schon die Gräfin bei dem Schachbrette.

Heinrich besaß zu wenig Fertigkeit in der Musik, als daß er unter die Zahl so geübter Kunstfreunde hätte treten dürfen; eher durfte er einen Versuch auf dem Schachbrette wagen. Auch Füllemann war ein Freund dieses Spiels und so gesellten sie sich allmälig den Zuschauern und stillen Kunstrichtern um die Dame und ihren Gegner bei. Dieser hatte einige allzu gewagte Züge gethan, die wohl, einen minder geübten Spieler oft überraschen, aber wo wir es mit einem gleich mächtigen Gegner zü thun haben, gewöhnlich unserm Spiele den Nachtheil bringen Er verlor den Läufer seiner Königin, und ward von dieser Seite stark bedroht. Wählen Sie sich einen Secundanten, sagte die Gräfin. — Noch glaube ich der Hülfe entbehren zu können, entgegnete der Conte. — Das Gesetz unsres Spieles fordert es so, versetzte seine Gegnerin. — Und weniger um Hülfe zu suchen, als um dem Gebote derselben zu genügen, blickte er um sich, und da er unter lauter geübten Spielern, deren Kunst er kannte, Heinrich hinter seinem Stuhle stehen sah, so forderte er den Fremden, dem er weniger zutraute, zu seiner Hülfe auf. Mit Erröthen nahm Heinrich den Sitz, der herbeigebracht

wurde, zu seiner Seite ein; er hatte den Stand des Spieles genau beobachtet und zeigte nun seinem Verbündeten eine Stellung der Bauern, wodurch ihre Gegnerin sollte zum Rückzuge genöthigt werden. Diese zauderte hiermit, im Vertrauen, auf die errungene Ueberlegenheit, mehr hartnäckig als vorsichtig, bis sie endlich mit Verlust des gewonnenen Läufers zurückgedrängt wurde, und der nun auf sie gewendete Angriff sie so stark in der Mitte ihres Spieles bedrohete, daß sie einer schnellen Niederlage nur mit dem Verluste eines Springers vorbeugen konnte. In diesem Augenblicke ward der Conte abgerufen. Nun, sagte er, Sie haben sich als einen so mächtigen Mitkämpfer gezeigt, daß ich unsre Waffen bis zu meiner schnellen Zurückkunft zuversichtlich in Ihre Hände lege. Heinrich fing nun an, mit seinen Bauern, wie mit einem Walle, das Spiel der Gräfin zu umschließen. Diese rief einen Umstehenden nach dem andern zur Unterstützung herbei; zuletzt spielten alle, selbst Füllemann, der in heimlicher Freude über den Sieg seines Freundes am längsten ohne Partheiergreifung geblieben war, gegen ihn, und mit manchem wohl bedachten Zuge hielten sie lange das Spiel hin. Dennoch war er an Zahl der Figuren und größerer Beweglichkeit derselben seinen Gegnern allzu überlegen, als daß nicht schneller, als gewöhnlich, der Sieg sich für ihn hätte entscheiden sollen, und als sein Verbündeter wieder herbeitrat, dieser nur noch das letzte Schach vernahm und dann selbst das Matt hinzufügte.

Die Gräfin machte Heinrich eine tiefe Verbeugung,

und weit entfernt, über ihre schnelle Niederlage sich erzürnt zu fühlen, freute sie sich des besonders gelungenen Spieles ihres Gegners, von dem sie sich einige der berechnetsten Züge nochmals wiederhohlen ließ. Doch, sagte sie, mit Einer Niederlage gestehen wir Ihnen den Sieg nicht zu; und der Zufall wollte unserm Freunde besonders wohl, daß dieser jetzt schon errungen war. Denn hatte früher schon die herrliche Musik mit allzu großer Gewalt seine Gedanken fast von dem Spiele abgewendet, so trat nun Clorinde an den Flügel, und sang, während einer der Herren auf den Instrumente sie begleitete, die herrlichen, von Paer componirten Worte ihres Lieblingsdichters; Giunto alla tomba, mit einer Innigkeit des Gefühles, worin das ganze Sehnen des klagenden Ritters nach der durch seine eigene Hand getödteten Geliebten sich aussprach. Vollends, als sie die letzte Strophe sang:

Ed amando morrò. Felice giorno
Quando che sia; ma più felice molto,
Se, come errando or vado a te d'intorno,
Allor sarò dentro al tuo grembo accolto.
Faccian l'anime amiche in ciel soggiorno:
Sia l'un cenere e l'altro in un sepolto:
Ciò, che'l viver non ebbe, abbia la morte.
O – se sperar ciò lice – altera sorte! *)

da war es allen, als ob des Himmels Seligkeit zu ihnen herniederstiege, und sie doch die ganze Quaal der Erdennoth empfänden, da sie jene noch nicht in sich aufzuneh-

*) Torquato Tasso, la Gerusalemme liberata, Cant. XII. 96-99.

men vermochten. Leopold drückte stille seinem Freunde die Hand, ihm leise zuflüsternd: Ihr beiden seyd heute die Sieger des Tages. Er sprach diese Worte aus, ohne die fernste Regung von Mißgunst in sich zu fühlen.

Heinrich kehrte mit Füllemann spät und sehr befriedigt nach Hause zurück, und wie oft wiederhohlten sich ihm nicht, sowohl in dem Pallaste der Gräfin, als in der Villa seines Freundes, diese hohen Genüsse, wie sie nur die vollkommensten musikalischen Ausführungen zu gewähren vermögen. Herausgetreten aus seiner Abgeschiedenheit, lebte er nun in dem heitersten Verkehr mit geistreichen, frohsinnigen Menschen, deren Daseyn zu verschönern, das Glück und die Kunst mit einander zu wetteifern schienen, indem jenes alle seine Schätze, diese alle ihre Annehmlichkeiten darbot. Leopold fand sich öfter bei Füllemann ein, und der Bankier und Friedberg besuchte dann wieder den Baron, oder alle trafen bei der Gräfin zusammen, die selbst es nicht verschmähte, zuweilen mit ihrer Tochter an den Musik-Unterhaltungen in dem Füllemann'schen Hause Antheil zu nehmen,

---

Nach der trefflichen Deutschen Uebersetzung:

Ich werd' in Liebe sterben — sel'ge Stunde,
Wann sie auch kommt! Doch größre Seligkeit,
Nimmst du mich auf in deinem stillen Grunde,
Wie ich dich jetzt umwank' in meinem Leid.
Dann freu'n die Geister sich in schönem Bunde,
Ein Grab umschließt den Rest der Sterblichkeit;
Des Lebens Mangel wird der Tod ersetzen —
O darf ich's hoffen, seliges Ergötzen!

wobei auch nie das Schachspiel fehlte, und Heinrich öfters mit ihr, wenn auch nicht immer mit demselben Glücke, wie das erste Mal, den Kampf versuchte. Ein innigeres Verhältniß schien allmälig alle an einander zu knüpfen, ein edler Wetteifer alle zu beleben, sich ihr gemeinsames Zusammenleben so angenehm, als möglich, zu machen. Der Abbate besonders zeigte sich in seiner ganzen gefälligen Freundlichkeit, sogar der Pater schien seines gewohnten Ernstes zu vergessen, und alles war wie aus der Erinnerung verschwunden, was früher in der Berührung einzelner gegen einander Störendes oder Entfremdendes vorgefallen war.

Siebentes Kapitel.

Aber der Pater hatte bei sich selbst seine Plane nicht aufgegeben. Unter dem Scheine von Heiterkeit verbarg er das geschäftige Treiben seines Innern, und die erneuete Hoffnung, was ihm selbst mißlungen war, auf einem andern, reizendern Wege zu erreichen, versetzte ihn wirklich in einen Zustand von Wohlbehagen. Er besaß große Macht über den stolzen Geist der Gräfin, denn so unbeugsam diese sonst war und so sehr sie in Eigenheiten sich zu gefallen schien, eine so folgsame, lenkbare Tochter der Kirche war sie, und fest und unwandelbar hielt sie an dem, was sie von früh an als eine

Angelegenheit des Heiles zu betrachten gewohnt war. In keinem Hause wurden gewissenhafter alle Vorschriften ihres Glaubens beobachtet, als in dem ihrigen; aus keinem flossen reichere Spenden in die Kirchen und Klöster. Sie interessirte sich seit jenem ernsten Schachspiele für den jungen Deutschen sehr, und mehr als einer flüchtigen Klage, daß dieser sonst so vortreffliche junge Mann nicht ihrem allein beseligenden Glauben angehöre, bedurfte es von Seiten des Paters nicht, um in ihr die Frage zu veranlassen: ob es denn einem so viel erfahrenen Manne, wie ihrem Beichtiger, nicht sollte möglich seyn, diesen Verirrten zu dem Heile zurückzubringen. Anselmo wog bedenklich das Haupt. Er habe, sagte er, allerdings früher große Hoffnung gehegt und sey von dem Ziele nicht sehr fern gewesen; aber der bedeutende Einfluß des Bankiers mache alle Aussicht zweifelhaft, wofern sich nicht die Einwirkung desselben durch eine andere gleich mächtige Gegenwirkung ausgleichen lasse; vielleicht die Beredsamkeit der jungen Contessa würde, von seiner Erfahrenheit unterstützt, das meiste bewirken können.

Die Gräfin faßte mit Lebhaftigkeit diesen Gedanken auf. Sie selbst hatte ihren Gemahl vermocht, mit der Lossagung von seinem Glauben den Besitz ihrer Person zu erkaufen; dieß betrachtete sie immer als die verdienstlichste Handlung ihres Lebens; und sollte ihre reizende Tochter weniger vermögen? Zwar von einer Verbindung zwischen dieser und dem Fremden konnte auf keine Weise die Rede seyn. Die Mutter aber

vertraute auf den hohen Geist ihrer Tochter, welche ihre Schönheit und ihre grossen Reichthümer zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten; und der Pater verließ sich auf seine Klugheit, selbst im Falle — was er wünschte — daß in der Seele des zu Bekehrenden die Liebe zu der Gläubigen die zu dem Glauben herbeiführen sollte, dennoch alles so einzuleiten, daß die Erwartung aller Mitwirkenden nicht unbefriedigt bleibe. Die Gräfin legte die ganze Sache in seine Hände.

Clorinde war, wie ihre Mutter, ihrem Glauben fromm und treu zugethan. Die erste Erscheinung Heinrichs an den Stufen zu der Kirche (denn auf dem Corso hatte sie ihn nicht bemerkt) hatte einen mehr als bloß flüchtigen Eindruck auf sie gemacht. Er war so ganz anders, als die andern jungen Männer, die sich ihr bisher gezeigt hatten. Die Tiefe seines Gemüthes, in dem sich auf eine liebliche Weise Ernst und Milde mischten, die so hervorleuchtende Reinheit und Kraft seines ganzen Wesens, die Bedeutsamkeit der wenigen Worte, welche er mit ihr wechselte, sogar die Zaghaftigkeit seines *mächtigern* Geistes, hatte sie angezogen. Um so freudiger und auch feuriger ging sie in die Plane des Paters ein. Es war ursprünglich, wenigstens in ihrem Bewußtseyn, die reine Theilnahme an dem Wohle eines Mannes, den sie des Heiles von vielen andern würdig achtete; aber was sie erst nur in frommem Dienste that, ward allmälig Angelegenheit ihres Herzens, und als sie die Gefühle ihres Innern vor sich selbst nicht mehr verbergen konnte, ängstliche Sorge um das Wohl ihres Geliebten.

Leopold war unerachtet alles Bemühens, der Angebeteten näher zu treten, in einer gewissen Ferne von ihr gehalten worden. Auch er mußte mit in das Geheimniß gezogen werden, um durch eine größere Annäherung an seinen Freund diesen mehr von dem Bankier abzuziehen und dem gräflichen Hause näher zu bringen. So entspann sich denn das sonderbarste Zusammenwirken aller, wobei jeder einzelne ein ganz anderes bezweckte. Der Abbate, der nach wie vor, der treue Verbündete des Paters blieb, suchte auf jede Weise die neue Annäherung des Barons zu seinem Freunde zu unterstützen, damit sich ihm dieser als ein desto unzertrennlicherer Begleiter auf seinen Wanderungen, die nun alle zu Clorindens Heiligthume gingen, beigeselle. Leopold bemühte sich um so eifriger, seinen Freund zu häufigen Besuchen in dem gräflichen Hause zu ermuntern, um damit selbst öfter dem Gegenstande seiner Liebe zu begegnen, und er glaubte schon viel gewonnen zu haben, nur mit Clorinden ein Geheimniß zu theilen. Die Gräfin und der Pater suchten auf jede Weise das Zusammentreffen zwischen Clorinden und dem Deutschen zu erleichtern, damit sie desto tüchtiger in ihrem frommen Werke fortarbeiten könne; und die junge Gräfin ergriff mit großer Freude, zumal seit ihre stille Neigung zu lebendiger Gluth entflammt war, jede Gelegenheit, sich ungestört und von andern unbeobachtet der Nähe des geliebten Mannes zu erfreuen. Selbst Füllemann sah es nicht ungern, daß Heinrich öfter das gräfliche Haus besuchte, weil er darauf bedacht war, seinem herrlichen

Freunde auch die leichte Lebensgewandtheit, die ihm noch zuweilen zu mangeln schien, zu verleihen, und dazu nichts förderlicher achtete, als den Umgang mit edlen, fein gebildeten Frauen. Heinrich selbst aber wiederholte mit Vergnügen seine Besuche bei den beiden Damen, weil er sich stets in ihrer Gesellschaft auf das angenehmste unterhielt, und nicht ohne Rührung die unverkennbare Sorge ansah, welche sie um sein Wohl trugen. Der Mönch aber wußte sich immer von seinen Pfaden fern zu halten, um nicht zur Unzeit durch seine Erscheinung unangenehme Erinnerungen zu wecken.

Durch das absichtliche beiseite Treten der andern, die unter irgend einem Vorwande den Baron mit sich fortzogen, traf es sich nicht selten daß Heinrich allein mit Clorinden zurückblieb. Diese hatte ihre ersten zwölf Jahre in Deutschland verlebt, und auch später, in beständiger Nähe ihrer Mutter, und in der Gesellschaft geistreicher Männer, eine Erziehung genossen, wie sich deren nur wenige Römerinnen erfreuen. Von ihrem Vater schien sie die höchste Reinheit der Sitten seines Landes und eine gewisse Milde und Lieblichkeit in ihrem Äußern, von ihrer Mutter die ganze Gluth und Lebendigkeit des Characters ihres Volkes und eine gewisse Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen ererbt zu haben. Nur fehlte so vieler innern als äußern Schönheit ein Reiz, der der Bewußtlosigkeit ihrer Reize: sie wußte recht gut, daß sie rein und schön war, und durch die Art, wie sie sich zeigte, Bewunderung erregte. Der Deutschen Sprache war sie vollkommen mächtig, Mutter

und Tochter hatten diese zu ihrer gewöhnlichen Rede unter einander beibehalten, um in einer ganz fremden Mundart desto ungestörter vor der Dienerschaft sich einander mittheilen zu können, und die Deutschen Laute gewannen einen ungemein zarten und lieblichen Klang in dem Munde der Römerinnen. Auch mit Heinrich unterhielt sie sich fast immer in ihrer gemeinsamen Muttersprache. Mit den Dichtern ihres Landes war sie sehr vertraut und vor allen waren Tasso und Petrarca ihre Lieblinge. In der Gesellschaft hatte einmal ein Römer geäußert, daß den nördlichen Völkern, so wie der Rhein und die Alpen die Gränze bildeten, alle schöne Literatur fehle. Heinrich nahm sich auf das lebhafteste seiner Landsleute an, und seitdem gab die Deutsche Poesie zu vielen ihrer Unterredungen den Stoff ab. Heinrich hatte frühe die Gedichte, welche ihn besonders ansprachen, und aus grössern Dichterwerken die anziehendsten und gelungensten Stellen in einem Buche zusammengetragen, und sich durch oft wiederholtes Lesen derselben viele so zu eigen gemacht, daß er sie aus dem Gedächtnisse hersagen konnte. Diesen Schatz hatte er auch zu seiner Begleitung auf der Reise über die Alpen mit sich genommen und daraus las er, besonders wenn sie allein waren, öfter seiner Freundin (denn das Verhältniß einer vertraulichern Annäherung hatte sich allmälig gebildet) einzelne Gedichte vor, über deren Schönheit man sich dann unterhielt, es wohl auch versuchte, sie in das Italiänische zu übersetzen. Clorinde freute sich, das Deutsche Volk, dem sie durch ihre Geburt angehörte, in dem Besitze

eines Talents zu sehen, das man demselben jenseits der Alpen nur zu gern abspricht. Sie konnte es nicht läugnen: in allen diesen Dichtungen war der Gegenstand höchst poetisch aufgefaßt, es zeigte sich darin eine Anmuth der mannichfaltigsten Bilder, eine große Kunst und Leichtigkeit der Bearbeitung, in fast allen auch eine ungemeine Beweglichkeit der Sprache, die selbst in die Maaße der leichtern Italischen Mundart eingeengt, sich nicht unbequem fortbewegte, und fast in allen eine Kraft des Ausdruckes, eine Tiefe des Gedankens, wie sie den südlichern Poesieen nur zu häufig mangelt, wo das Gedicht oft nur, wie ein lieblicher Klang, lispelnd an dem Ohr hin tönt, ohne den Geist bedeutsam aufzuregen. Dagegen meinte sie, suche man wohl auch vergeblich irgend anderswo, als unter dem immer hellen mittäglichen Himmel, jene mächtigere Lebendigkeit der Phantasie, jene höhere Heiterkeit der Dichtung, die mit dem Zauber aller Anmuth und Lieblichkeit uns in ein seliges Dasein versetzt, worin wir selbst als Verklärte unter Lichtgestalten leicht und fessellos zu schweben glauben, und in der Begeisterung, die auch uns bewältigt, alles vergessen, was in dem Leben oft so störend und unzart an uns hinstreift.

Heinrich erwiederte in dem Augenblicke hierauf nichts, aber indem er bei dem nächsten Besuche ein Päckchen, das, in das reinste weiße Papier eingeschlagen, mit Hand oder Wort unberührt, zu seiner Seite liegen geblieben, bei dem Abschiede Clorinden überreichte, so fügte er, sich in dem Vorgefühle des schon

gewonnenen Sieges freudig vor ihr neigend, die Worte bei: Möge diese Dichtung unsern gestrigen Streit entscheiden, die wohl in doppeltem Sinne verdient, ein Zauberring zu heißen, und wenn Ihr Liebling unter den Sängern durch seinen Muth zu dem Spruche Anlaß gab:

Colla penna e colla spada
Nessuno val quanto Tasso; *)

so freue ich mich, Ihnen bemerken zu können, daß auch gerade dieser aus der Zahl meiner Lieblingsdichter Sänger und Ritter, Dichter und Krieger zugleich ist. — Ohne Clorindens Antwort zu erwarten, entfernte er sich mit einer Verbeugung.

*) Mit der Feder und mit der Klinge reicht an Tasso keiner.

Achtes Kapitel.

Betroffen und etwas verlegen nahm die junge Gräfin das dargereichte, das sie sogleich nach Heinrichs Entfernung neugierig eröffnete. Es waren drei zierliche Bändchen; sie schlug das erste auf und las; sie fühlte sich angezogen und ließ sich auf das Sopha nieder, um bequemer lesen zu können, aber je mehr sie las, um so mehr ward sie gefesselt. Nur mit Gewalt zog sie sich los, als man sie zu ihrer Mutter zu Tische rief. Sie las den Abend fort bis tief in die Nacht hinein, und jede Stunde des folgenden Tages, in der sie sich losziehen konnte. Mit welcher Lebendigkeit, in wie glänzendem Farbenschimmer zogen nicht alle die anmuthigen Bilder und hohen Gestalten an ihrem glühenden Geiste vorüber. Sie schauderte mit Otto bei der Waffenwache, zog mit ihm in das fröhliche Leben hinaus, saß mit Bertha bei dem wunden Heerdegen und folgte ihr zu Frau Minnetrost. Sie kämpfte mit Otto für Gabrielen, bebte mit den Rittern vor seiner Zauberwuth, zog mit dem Seekönige nach den Nordlanden und hörte den Gesang des Waffenschmiedes bei dem Hämmern der köstlichen Klinge, freute sich mit den Damen des lieblichen Aufenthalts in der heitern Gascogne, folgte dem Falken in seinem Fluge zu dem Heldenjüngling, theilte mit diesem die tiefe Trauer, da er Vater und Braut verloren achtet, und seine Freude, da er

das liebe Mütterlein wiederfindet. Es war ihr, als ob auch sie in den Zauberspiegel blicke und alle die Gestalten sich loslöseten und sie bald in alle Lieblichkeit, bald in alles Grauen eines fernen ahnungreichen Landes mit sich zögen. Sie war aufgeblühet in der heitersten Umgebung, welche neuere Kunst und die Denkmahle aus der frohen Welt der Griechen und Römer um sie geschaffen; alle die Menschen, mit denen sie umging, verdankten hauptsächlich der Literatur der alten classischen Welt ihre Bildung, die Klänge derselben tönten in ihren Dichtern nach, und selbst in ihrer Religion begegnete sie derselben. Denn dieser Cultus hat ja die Lateinische Sprache zur Bewahrerin seiner Geheimnisse gewählt, in dieser Stadt zumal hat er in den Tempeln, worin sonst die Götterbilder standen, seine Altäre aufgerichtet und die Statuen und Bilder seiner Heiligen ihnen beigesellt, und wo man sonst zu den Göttern des Olymps betete, flehet jetzt zu dem Dreieinigen und zu der Jungfrau, welche die Mutter ist des göttlichen Sohnes, der Gläubige, in dessen religiöser Verehrung sich auf das verträglichste die Gebräuche des Judenthums und des Heidenthums vereinen. Aus dieser Umgebung trat sie nun mit einem Male in eine neue, ihr völlig fremde Welt, die der Norden mit seiner Natur-Religion und den Schauern seines Geheimnisses ihr aufthat, die mit unbekannter Ahnung ihr Gemüth erfüllte, und deren reiche, vorüberschwebende Erscheinungen auch ihre mächtige Phantasie kaum festzuhalten und zu Einer großen, allumfassenden Ansicht zu gestalten vermochte. Alle

geheimsten Kräfte schienen in ihrem Innern aufgeregt, die gewohnten Errinnerungen aber unter einem Zaubermantel verdeckt.

Es war um Mitternacht, als nun die hohe herrliche Gestalt Nureddins, von der demüthigen, reinen Magd geleitet, wie ein Löwe von einen Lamme geführt, an ihr vorüberschritt. So ein hoher wiederstrebender Geist, sprach sie zu sich selbst, ist dein Freund; was Bertha vermochte, solltest du dasselbe nicht auch vermögen? Nur des recht festen Glaubens bedarf es hierzu; hat doch der Jungfrau Einfalt und Glaubesinnigkeit selbst des Emirs kühnen Geist gebändigt und erleuchtet! Ein einziges Bild hing in ihrem Gemache, das schönste des Pallastes, eine Madonna, mit freudig schmerzlichem Blicke zum Himmel aufschauend. Wie von einer höhern Macht ergriffen, sank sie auf ihre Kniee vor dem Bilde nieder; ihre Locken hatten sich gelöset und wallten um den Nacken und auf den mächtig wogenden Busen nieder, ihre Wangen brannten, heiß rollte das Blut durch ihre Adern. Und fest den Blick auf das Bild geheftet, die gefalteten Hände zu demselben aufgehoben, lag sie lange stumm und schweigend da, ihre Lippen waren zur Rede geöffnet, aber die innere Bewältigung verlieh ihr keine Worte. Endlich quollen Thränen hervor aus den stolzen Augen, und in tiefem Wehe flehte sie zur heiligen Mutter: O du Freud- und Schmerzenreiche! für mich ja fordre ich nichts, dir nur will ich ihn wiederbringen und ihn zu deinem Dienste zurückführen. Selbst will ich von der Höhe herniedersteigen

und als demüthige Magd ihm zur Seite stehen. Alle die Herrlichkeit, allen den bunten Lebensschimmer, den ich mir oft erträumte, nimm ihn hin; nur das Eine laß mir gelingen, gib mir den Glauben, der alles überwindet!

Von dem Gebete wandte sie sich wieder zu dem Buche zurück; sie hörte Zelotes drohen, sah ihn vor sich stehen, und vernahm die entsetzlichen Worte, wie sie zu ihren Ohren tönten: „Zu Roß, zu Fuß, mit Panzerschuh, mit bloßem Fuß, wir kommen all' in unsrer Herberg' an. Wißt ihr, was ob der Thür geschrieben ist? Das Schildlein hat der Seiten zwei, die reimen sich, doch etwas wunderlich. Auf der einen steht: die ew'ge Freud! auf der andern steht: das ew'ge Leid!" — Nun war es ihr klar: opfern mußte sie die zeitliche Freude, um den Freund vom ew'gen Leid zu retten; und konnte sie sicherer als hierdurch die ewige Freude auch sich erringen?

Erst als das Morgenroth schon den östlichen Himmel röthete, sank sie dem Schlummer in die Arme, und Bertha's holdes Bild sah, wie aus dem Kirchenstuhle, in ihr tief bewegtes Gemüth hinein und brachte demselben mit ihrem Himmelsblicke den Frieden zurück.

Neuntes Kapitel.

Höher und größer fühlte sich Clorinde, als sie spät am Morgen erwachte. Sie war nun entschieden in sich selbst: für das Eine Gut wollte sie alles hingeben, alles opfern. Mit Sehnsucht sahe sie dem nächsten Besuche ihres Freundes entgegen. Aber Heinrich zögerte diesmal absichtlich länger als gewöhnlich, um seiner hohen Gegnerin vollen Raum zu lassen, zu einer entschiedenen Ansicht des neuen Dichterwerkes sich mit sich selbst zu verständigen, und nicht mit seinem Urtheile dem ihrigen vorzugreifen.

Mit der gewöhnlichen Unbefangenheit kam er endlich, nicht ahnend, mit welch' einem flammenden Brande er schuld- und willenlos ihr ohnehin so glühendes Innere entzündet hatte. Ihr Herz pochte heftiger, eine darüber hinfliegende Röthe erhöhete auf einen Augenblick die Rosen ihrer Wangen, als er in den Saal *hin*eintrat, wo sie eben sich allein befand. Sie ging ihm einige Schritte entgegen. Vor allem empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, redete sie ihn an, für den hohen Genuß, den Ihr Rittersänger mir gewährt hat, und dann den Vorwurf Ihrer Freundin, daß Sie gerade da, wo nun so vieles zu besprechen ist, so lange haben auf sich warten lassen.

Eben aus Furcht, Sie in diesem Genusse zu stören, bin ich nicht gekommen, entgegnete Friedberg.

Und haben Sie selbst den Zauber dieses Ringes so wenig empfunden, fragte Clorinde erwiedernd, daß Sie im Ernste glauben, man könne hier bedächtig viele Tage lang von Blatt zu Blatt schleichen, und müsse nicht ganz dem mächtigen Zuge sich hingeben, womit durch alle ihre Bilderhallen diese wunderschöne Dichtung uns hinzieht, die mit den Schrecken, der Tiefe und dem Ernste des Nordlandes alle Heiterkeit, alle Anmuth und Lieblichkeit des Südens vereint?

So hätte sich also dennoch der Sieg über mich entschieden? sagte Heinrich, erfreut über den Eindruck, den diese Dichtung auf Clorindens hohen Geist hervorgebracht hatte. Indem er mit der einen Hand die drei Bändchen aufhob, fragte er, mit der andern auf den Schreibtisch der Gräfin deutend, wo immer Tasso und Petrarca aufgestellt waren: Und darf der Zaubersänger neben diesen eine Stelle einnehmen?

Clorinde zögerte ein wenig mit der Antwort. Ja, versetzte sie nach einigem Bedenken, die zwei Sängerritter mögen einander zur Seite stehen, und möge doch ein holderes Loos dem lebenden lächeln, als es dem toden zu Theile ward! — Ich weiß wohl, fuhr die Römerin fort, beide Dichtungen sind ihrem innern Geiste und der Form nach allzu verschieden, als daß man sie einander vergleichend zur Seite stellen sollte, und doch hat sich mir unwillkührlich eine Vergleichung zwischen beiden aufgedrängt, nicht um einen dem andern vorzuziehen, sondern um mich mit mir selbst zu verständigen,

wie beide mich so gewaltig, und doch jede auf eine ganz andere Weise zu ergreifen vermögen.

Ich dächte, erwiederte Heinrich, es ist die holde Macht, welche alle wahre Dichterwerke dadurch über unser Gemüth ausüben, daß sie in einer idealen Welt demselben jene höhere Versöhnung gewähren und die Entzweiung lösen, welche in dem gewöhnlichen Leben uns überall so fühlbar wird, wo die wirklichen Dinge dem Ideale in unsrer Seele sich nicht anpassen wollen.

Ich glaube Sie zu verstehen, entgegnete die Gräfin, und selbst auch die Schrecken, welche in der Deutschen Dichtung durch all den Zauber von Lieblichkeit hindurch ein geheimes Grauen erwecken, verwunden das Herz nicht, denn lind und mild tönt zugleich immer wieder durch dieselben der tröstliche Sang hin:

Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein.

Doch dünkt mich, in Einem bleibt Tasso der Vorzug: seine Dichtung schreitet zugleich in dem wohlgemessenen Gange der acht Reime hin, und der Gegenstand ist größer und erhabener gewählt: Kampf und freudiges Sterben für das Grab des Herrn.

Wohl, entgegnete Heinrich, auch ich wünschte noch diese letzte Vollendung einer Dichtung, die ihrer inneren Fülle und dem durch sie hinwehenden Geiste nach ganz zu einem Epos geeignet wäre, in ihrer gegenwärtigen Gestalt aber nur den bescheidenen Namen eines Ritterromans trägt. Allerdings auch dadurch gewinnt

Tasso's Gedicht ein höheres Interesse, daß es ein großes Ereigniß der Geschichte verherrlicht. Doch, dünkt mich, waltet auch eine hohe Idee durch den Zauberring: der Übermuth einer ungeheuren Heldennatur, die in dem Gefühle eigener unbesieglicher Kraft alle Schranken durchbrochen, hinter denen allein nur die Heiligkeit des irdischen Lebens bewahrt ist; dadurch knüpfen sich neue wunderbare Verhältnisse, und hierdurch entsteht die geheimnißvolle Beziehung aller der Heldensöhne: Otto, Folko, Nureddin, Ottur, Tebaldo, zu dem Einen mächtigen Herrn Hugh, Messire Huguenin, Hygies, Hugur, Uguccione. Aber sollen sich diese Zweige dem väterlichen Stamme, von dem das Verhältniß sie losreißt, wieder freudig vereinen, so muß erst der Frevel gebüßt seyn. In der Zaubermacht des Ringes geht der alte sündige Held durch ein Reinigungsfeuer; nur die schuldlose Reinheit, der himmlische Glaube, Bertha, löset alle Macht des Erdenzaubers; und nun folgt die Versöhnung.

Sie leihen mir, sagte Clorinde, hier die Worte zu einem Gedanken, der auch mir, wiewohl nicht in gleicher Klarheit, vorschwebte, und vielleicht eben hinter den andern Beziehungen, dem ritterlichen Leben, dem Dienste der Frauen und dem Kampfe gegen das Heidenthum, mir etwas verdeckt blieb.

Wohl, entgegnete Heinrich, auch darin stimmt diese Dichtung mit der Tasso's überein, daß auch hier aller ritterliche Muth zur Wehre des Glaubens kämpft, gegen das Heidenthum im Norden und die von dem Westen

her drohenden Verehrer des Mahomed, und selbst durch die Ritterkämpfe hallt der Gesang derer, die nach Osten zu dem heiligen Grabe wallen. Die Scene ist in die Zeit versetzt, da Richard, der ritterliche König, seinen Kreuzzug machte, etwa hundert Jahre später als der heldenmüthige Bouillon, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Damals befand sich bereits das heilige Grab schon wieder in den Händen der Ungläubigen, und es war die Schuld des Brittischen Helden nicht, wenn er, schon im Angesichte Jerusalems, zur Rückkehr genöthigt, sich unwillig mit den Worten umwandte: Wer nicht Muth besitzt, das Grab des Heilandes zu befreien, muß es auch nicht sehen. Und auch darin stimmen beide überein, daß in beiden einer der gewaltigsten Gegner unsres Christlichen Glaubens sich zuletzt zu dem Heile desselben wendet, freilich Nureddin glücklicher als Clorinde.

Clorinde gedachte dabei ihres nächtlichen Gelübdes; eine hohe Röthe färbte ihre Wangen.

Heinrich fuhr, in seinen Gegenstand vertieft, ohne dieß zu bemerken, fort. Freilich wenn dieser Kampf gegen die Feinde des Herrn in dem Zauberringe nur Nebenbeziehung ist, so hat mir oft Tasso's herrliche Dichtung wie ein großes Thema dünken wollen, das ungefähr in den Worten ausgesprochen: Kampf den Feinden des Herrn, Triumpf des heiligen Glaubens an dem befreieten Grabe des Erlösers, oder seliges Leben in dem Tode für die Befreiung desselben! — in den zwanzig Gesängen, wie in eben so vielen Variationen, mit der

herrlichsten Mannichfaltigkeit durchgeführt ist. Aber doch, will mich dünken, sey, ohne der Einheit der Idee zu schaden, in dem bezaubernden Ringe eine noch grössere Fülle von Blüthen zu einem köstlichen Kranze zusammengeflochten.

Sie scheinen also dem Zauberringe den Vorzug einer größern Mannichfaltigkeit beizumessen? fragte Clorinde, wieder gesammelt.

Wenigstens, entgegnete Heinrich, möchte es kaum etwas geben, was unser Gemüth anregt, erheitert, tröstet, erhebt, oder schreckt und erschüttert, das nicht alle die Bilder dieser wundersamen Dichtung in sich vereinten. Denn zeigt sich uns nicht alle Lieblichkeit und Zartheit in Blancheflour, aller Glanz der Schönheit in Gabrielen, alle Reinheit der Seele und Innigkeit des Glaubens in Bertha, alle Anmuth in Blondel auf seinem weißen Rößlein, alle Zierlichkeit der feinsten Sitte in Folko, alle Jünglingsdemuth einer hohen Heldenkraft in Otto, aller Heldenmuth des Nordens in dem Seekönig, alle Milde, Weichheit und Mütterlichkeit in Hilldiridur, mit ihren freundlichen, lichtbraunen Rehaugen und ihrem Mondscheinangesichte, die stille Treue in dem Meister Aleard, der kühne Heldengedanke in Nureddin, die auch im Verblühen noch mächtige Heroen-Natur in Herrn Hugh, das Schauerliche in dem Zusammentreffen Otto's mit seinem eigenen Bilde, der tiefe Ernst in Zelotes Worten, das Unheimliche in Hacklenberg, das Grauenvolle in dem Rächer mit den Geierflügeln, und alles Fürchterliche und Schreckli-

che in dem Zauber des Ringes, der letzten, lösenden Katastrophe, wo die Dissonanzen, wieder in dem Einklange, zusammenfließen, und alles gebüßt, versöhnt und beruhigt ist, und aus der Nacht in ihrem friedlichen Lichte die Sonne wieder hervortritt?

Aber, fragte Clorinde, was ist es, daß die Schrecken der Hölle, in dem Kampfe gegen die Helden des Glaubens, wie sie in beiden Dichtungen hervortreten, in der Nordischen mich gleichsam mehr in dem Innern ergriffen haben?

Es ist dieß wohl eben die Art des Zaubers, entgegnete Heinrich. Die Hölle faßt den Menschen in der Gerusalemme gleichsam nur bei den äußern Sinnen und lockt oder schreckt ihn durch diese; die tiefe Höllenmacht des Nordens packt ihn an dem Innern, sucht durch inneres Grauen seinen Sinn zu verwirren und ihn in Wahnsinn und Raserei zu entsetzlichen Thaten, zur Wuth an den eigenen Blutsfreunden zu treiben. Überhaupt sehen wir in der südlichen Dichtung alle tiefe Naturkraft, allen Ernst gemildert durch einen heitern, sinnlichen Anhauch. Rinaldo vertauscht in weichlichem Zauberleben das Schwerdt mit dem Spiegel, Otto wüthet gegen die Freunde. Ihrer eigenen Willens-Thätigkeit beraubt, leben die durch Armidens List verzauberten Ritter wenigstens in der Gestalt der niedern Geschöpfe fort; Otto mit seinen zwei Freunden schläft, von Gertha's Mispel berührt, den regungslosen Zauberschlummer. Durch die Gerusalemme klingen die freundlichen Laute der verblüheten Griechen- und Römer-Welt fort;

in dem Zauberringe hören wir, wie in hoher Burghalle, den Ton der untergegangenen, ernstern Sagenwelt des Nordens. Beide Dichtungen führen uns ungefähr in gleiche Zeit zurück; in der Gerusalemme spiegelt sich diese aber, will mich oft dünken, in dem Scheine, wie ihn der heitere Geist eines in classischer Literatur gebildeten Dichters zurückwirft: in dem Zauberringe dagegen haucht das Wehen jener Zeit selbst fort, und die Zeit spricht ihr Treiben und Weben durch einen ihrer Söhne selbst aus, welcher in ihr geboren, von dem langen Zauberschlafe, der durch Jahrhunderte ihn fesselte, nur unter uns erwachte, um uns ihr Geheimniß zu offenbaren.

Und doch begegnen wir auch wieder, versetzte Clorinde, so mancher gleichen Erscheinung in beiden Dichtungen, z. B. der Art, wie der Ritter mit Roß und Rüstung nur Eine einzige Gestalt bildet, deren ganzer Character sich schon in der äußern Erscheinung ausspricht; so der bäurische Argante, Clorinde die von der Tigerin gesäugte, mit dem Tiger auf dem Helme, Saladin mit dem Drachen, der von seinem Haupte mit ihm zu kämpfen scheint; und dieß noch deutlicher im Zauberring: Folko, mit der blau leuchtenden Rüstung mit Gold und dem goldenen Helme, auf dem Silbergrauen; Arinbiörn auf seinem hohen Schlachtrosse, goldgeharnischt, mit den zwei von Gold getriebenen Geierflügeln an dem leuchtenden Helme; Otto mit seinen silberreinen Waffen auf dem Lichtbraunen; Graf Archimbald auf seinem Rappen, in schwarzer Rüstung mit leuchtendem Silber, und dem Adlerantlitz mit gebogenem Schnabel auf dem Visiere.

Und ist Ihnen, stimmte Heinrich ein, nicht auch das aufgefallen, daß gerade die beiden gewaltigsten Helden in beiden Dichtungen, wie durch ihre ungemeine Kraft; so durch eine besondere Jugend sich auszeichnen? Rinaldo heißt geradehin il fanciullo*), aber wer möchte nicht auch von Otto sagen:

Se 'l miri fulminar nell' arme avvolto,
Marte lo stimi; Amor, se scopre il volto. **)

Oder wer sollte bei Rinaldo's Anblicke mit dem Seekönig nicht sprechen: „Ihr junger Degen, was kann und muß nicht alles aus euch werden, in solcher frühen Jugend so groß!"

Auch ist Ein Character, bei der großen Verschiedenheit der andern, derselbe, fuhr Clorinde fort; Folko und Tancred, diese Muster aller Artigkeit und ritterlichen Sitte.

Und beide Dichtungen, entgegnete Heinrich, sind aus frommer Begeisterung hervorgeflossen, sind rein und keusch; darum verdienen sie vor allen von den Frauen geliebt und gelesen zu werden.

In diesem Augenblicke trat die alte Gräfin herein, begleitet von dem Baron und dem Abbate, die mit ihr ausgefahren waren.

---

*) Knabe.

**) Tasso, Cant. I, 58.

Im Waffenschmuck, entbrannt von wildem Triebe,
Glaubst du ihn Mars; enthüllt, den Gott der Liebe.

Zehntes Kapitel.

Da finden wir die Einsamen wieder, redete der Abbate die beiden beim Hereintreten an.

Wir waren nicht einsam, entgegnete Clorinde, wir hatten eine gar große und herrliche Gesellschaft von Rittern und heiligen Kämpfern um uns!

Das Gespräch wandte sich nun ausschließlich auf die Gerusalemme, da die alte Gräfin und der Abbate mit dem Zauberringe nicht bekannt waren. Alle wunderten sich nicht wenig, diesen in so vertraulicher Nähe neben Tasso auf Clorindens Schreibtische zu treffen. Es möge *wohl*, äußerte der Abbate, eine recht herrliche Dichtung seyn, aber doch falle es ihm schwer zu glauben, daß sie neben der Gerusalemme eine Stelle verdiene. Und nun fingen alle, die Italischer Zunge waren (und ein Conte, ein Markese und noch ein Abbate hatten indessen die Gesellschaft vermehrt) wetteifernd an, in dem Lobe ihres göttlichen Landsmannes, auf den alle stolz waren, sich zu erschöpfen und solche Stanzen, deren Anmuth jeder besonders prieß, aus dem Gedächtniß zu recitiren. Und Sie sagen uns gar nichts zu dem Lobe des herrlichen Dichters? fragte der Abbate Heinrich, der unterdessen schwieg.

Noch, glaube ich, erwiederte dieser, ist Eine Seite an dem hohen Dichterwerke unberührt geblieben; wir Deutschen mögen neben der poetischen Anmuth gern

auch diese preisen. Die historische Treue und Wahrheit meine ich. Denn nicht bloß sind fast alle Personen, wie sie auftreten, aus der Geschichte genommen und in ihrem geschichtlichen Character aufgefaßt, auch die Beschreibung der heiligen Stadt selbst mit ihrer Umgebung stimmt ganz mit der Wirklichkeit überein, und die Schlacht, welche die Fürsten nach der Erkämpfung des Grabes des Herrn liefern, ist wirklich bei Ascalon vorgefallen.

Sie lehren mich in der That, sagte Clorinde, hier einen neuen Vorzug an meinem gepriesenen Lieblinge kennen; aber wie verhielt es sich geschichtlich mit der Schlacht?

Es war entgegnete Heinrich, Afdäl, der Vezier des Chalifen von Ägypten, der ein ungeheures Heer von Arabern, Äthiopen und andern Afrikanischen Völkern herbeiführte, um, wie er in seinem Übermuth drohte, alle Christlichen Heiligthümer von Grund aus zu zerstören und damit den Christen allen Anlaß zu nehmen, künftighin die Gläubigen in dem Morgenlande mit ihren bewaffneten Zügen zu beunruhigen. Aber Gottfried zog mit seinen Rittern und einem Heere von nicht mehr als zwanzig tausend Streitern dem Feinde entgegen, und ohne zu erschrecken vor dem tödtlichen Regen der Pfeile der Sarazenen, vor dem Schalle ihrer Pauken und dem Schmettern ihrer Trompeten oder vor dem noch fürchterlichern Rasseln der eisernen Peitschen, womit die Mohren die Panzer und Schilde der Christen zerschlugen und die Köpfe der Pferde verwundeten, besiegen die wenigen Streiter des Herrn das ungeheure

Heer von zweimal hunderttausend Sarazenen. Was sie so gewaltig zum Kampfe begeisterte, war ihr Vertrauen auf den Heiland und sein allerheiligstes Kreuz, das in allen Schlachten ihnen vorangetragen ward, und die gewisse Zuversicht, durch den Tod in dem Kampfe zu ewig seligem Leben einzugehen.

O es muß, rief Leopold aus, eine hohe Zeit gewesen seyn, da der Ritter nach dem Schwerdte langte, der Unbewehrte den Pilgerstab ergriff, um nach dem heiligen Grabe zu wallen, und selbst zarte Frauen und Kinder nicht die Gefahren und Mühsalen einer so fernen Wanderung scheuten!

Ich gestehe es, sagte der Conte, (eben jener, welcher Heinrich zur Hülfe bei dem Schache aufgefordert hatte) ich kenne diese Zeit nur aus meinem Tasso; aber sagen Sie doch, welchen von allen hohen Helden schätzen Sie am höchsten?

Vor allen, antwortete Heinrich, dem die Frage galt, steht mir unbezweifelt Gottfried, der demüthig hohe Held, oben an, der gleich sehr durch seinen Muth in der Schlacht und seine Frömmigkeit, wie durch seine ungewöhnliche Körperkraft sich auszeichnete. Als die Fürsten ihn zum Könige des neugegründeten Reiches zu Jerusalem erwählten, ließ er sich zwar endlich die Wahl gefallen, nie aber hat er sich anders als den Herzog Gottfried genannt, und nie hat das Zeichen der königlichen Würde sein Haupt berührt, weil er sich beharrlich weigerte, an der Stelle den Schmuck von Gold und

Edelsteinen zu tragen, wo die Dornenkrone die Schläfen seines lieben Herrn und Heilandes verwundete.

Gewiß eine hohe Demuth in dem ritterlichen Helden! rief Leopold begeistert aus; aber nicht minder herrlich zeigt sich diese in einer Geschichte, die ich einmal von ihm las, und deren ich mich noch, nicht ohne tiefe Rührung, erinnere. Einst kamen Fürsten von dem Gebirge von Samarien in das Lager der Christen, und bezeigten nicht wenig ihre Verwunderung, als sie den Herzog so ganz ohne allen Schmuck trafen, wie er auf einem Strohsacke auf dem Boden da saß. Aber, entgegnete ihnen der fromme Held, einem sterblichen Manne müsse auch wohl in seinem Leben die Erde zum Sitze genügen, da sie nach dem Tode seine beständige Wohnung seyn werde.

Eben darum, sagte Heinrich, priesen ihn selbst die Feinde so hoch und nannten ihn würdig, über alle Länder und Völker der Erde zu herrschen.

Und könnten Sie uns nicht auch, fragte der Marfese, eine Probe von seiner ausgezeichneten Körperstärke erzählen?

Auch deren, antwortete Heinrich, hat uns die Geschichte mehrere aufbewahrt. So kam einstmals ein tapferer Arabischer Emir, eigens in der Absicht einen Beweis seiner gepriesenen Stärke zu sehen, mit einem Kameele zu dem Herzog; und Gottfried schleuderte nicht bloß mit seinem Schlachtschwerdte auf einen einzigen Hieb mit großer Schnelligkeit den Kopf des Thieres auf die Erde nieder, sondern that eben dasselbe, auf

Verlangen des Arabers, mit dessen gekrümmten Säbel gleich leicht an einem andern Kameele; so daß der Emir, hoch erstaunt über des Herzogs Stärke, demselben köstliche Geschenke an Gold und Silber und schönen Arabischen Rossen überreichte, und allenthalben verwundert erzählte, was er gesehen hatte.

Noch setzten sie lange ihre Unterredung fort. Nichts aber steht der Religion näher als die Poesie, und diese wird selbst zu einer heiligen Dichtung, wo sie die Thaten edler Glaubenshelden sich zum Gegenstande ihres Lobes erwählt hat. Und wie oft nicht gaben eben diese beiden Dichterwerke Clorinden Anlaß, hiervon überhaupt auf den Glauben jener Zeit, den sie als den ihrigen betrachtete, zurück zu kommen.

Sie haben neulich, sagte sie bald nach jener Unterredung, mit solcher Begeisterung von dem heldenmüthigen Gottfried und dem ritterlichen Richard gesprochen, und würden sie nicht auch, wäre es möglich, daß die Zeiten des Kampfes wiederkehrten, freudig jenem unter dem Schirme des allerheiligsten Kreuzes in den Kampf folgen, oder den Schaaren dieses zueilen, wenn auch bei uns der Kampfesruf ertönte:

„Panier, Panier, wir sehn dich wallen,
„Bist König Richard Löwenherz!“

Gewiß, entgegnete Heinrich, ich würde nicht zurückbleiben, wo es den Kampf für den Glauben gälte.

Und doch scheinen Sie diesem Glauben so abgeneigt, wandte ihm die junge Gräfin entgegen. Ich habe es Ihnen nie verborgen, fuhr sie mit Innigkeit fort, wie

sehr ich Sie verehre; eben diese Theilnahme an Ihrer Person erweckt oft Unruhe in mir, Sie von dem Heile fern zu sehen.

Lassen Sie uns, erwiederte Heinrich, Contessa, uns nicht selbst täuschen. Eben weil ich Ihre Theilnahme und das Vertrauen, das Sie mir, als einem Fremden, geschenkt haben, so hoch schätze, fühle ich mich um so mehr zu ungeheuchelter Aufrichtigkeit gegen Sie verbunden. Gottfried verehre ich so hoch, weil ich in ihm den wahrhaft frommen, demüthigen, auch gegen den Feind milden und freundlichen Christenritter erkenne, der wirklich, als ein getreuer Kämpfer Gottes, bei allem, was er that, nicht den eigenen Ruhm, sondern die Ehre des Herrn suchte. Aber der Glaube, wie er ihn besaß, war auch zu seiner Zeit schon nur das Eigenthum eines sehr geringen Häufleins. Nicht alle zogen aus so reinem Antriebe zu dem Grabe des Herrn oder zeigten überall gleiche Tugenden. Einzig durch ihren Übermuth, ihre Ausgelassenheit, die Verwüstungen, welche überall ihre Bahn bezeichneten, kamen ganze Züge von vielen Hunderttausenden um; selbst Peter, der Eremit, machte sich einige Male der schmählichsten Zaghaftigkeit schuldig. Besonders gab die Geistlichkeit häufig durch ihr unheiliges Leben Ärgerniß, so wie denn die beiden ersten Patriarchen von Jerusalem nach einander, um ihrer Unwürdigkeit willen, ihres hohen Amtes entsetzt wurden. Und daß wir uns doch, wenn wir nach dem Wesen des Glaubens forschen, nicht an Zufälligkeiten oder Aeußerlichkeiten stoßen!

Was nennen Sie, fragte Clorinde, Aeußerlichkeiten oder Zufälligkeiten?

Durch ein Beispiel, antwortete Heinrich, möchten wir uns vielleicht am besten hierüber verständigen. So nenne ich eine Zufälligkeit, daß der Glaubende gerade ein Ritter ist, und wir würden sehr Unrecht thun, einer Zeit wie der unsrigen, den Glauben abzusprechen, weil das Ritterthum untergegangen und der Glaube nun auch, wo er erscheint, sich nicht mehr durch den Schmuck desselben verschönert zeigt. Aber ritterliche Sitte zu besitzen, bedarf es nicht ein Christ zu seyn. Denn erblicken wir den ritterlichen Sinn nicht auch in Clorinde, in dem edlen Nureddin, in seiner zarten Scheu vor weiblicher Tugend, in der Gewissenhaftigkeit, womit er seinem Worte treu bleibt, und ein Drittheil seiner Schätze der Familie des Mannes zutheilt, der darum dem wohlverdienten Tode nicht entgeht? Also das Ritterthum gehört nicht zum Wesen des Glaubens. Eben so ist es eine Äußerlichkeit, wenn ein Mensch, der an Christus glaubt, nun auch gleichsam zur Versinnlichung seines Glaubens meint eines äußerlichen Zeichens zu bedürfen, wie z. B. das des Kreuzes, und er nun mit diesem Zeichen, wie die Kreuzfahrer, sein Kleid schmückt, und unter demselben sich unbesieglich achtet.

Sie zweifeln also an dem Heile des Kreuzes? fragte Clorinde erschrocken.

Daß wir uns, erwiederte Heinrich, meine Verehrte, über den Ausdruck Kreuz recht verstehen. Das Wort Kreuz hat die doppelte Bedeutung des Marter-Instru-

mentes und der Quaalen des an dasselbe Angehefteten, und dann des höchsten Leidens überhaupt. Verstehen Sie daher unter Kreuz den Versöhnungstod, die Leiden des Herrn an dem Kreuze, so glaube ich so fest, als irgend einer in der Welt, an das Heil des Kreuzes. Aber dem Holze des Kreuzes kann ich unmöglich eine andere Kraft beimessen, als jedem andern Holze; das Zeichen des Kreuzes ist mir nicht mehr als das des Dreieckes, des Quadrats oder des Kreises, so wie es etwas Zufälliges ist, daß Christus am Kreuze starb und nicht durch das Schwerdt, und der Name Jesus Christus ist selbst nur eine Hindeutung auf seine Würde, als die eines von Gott gesalbten Befreiers.

Und regen sich denn nicht auch in Ihnen schon bei dem bloßen Halle des Namens unsers theuersten Erlösers, bei dem Anblicke des allerheiligsten Kreuzes, ganz andere Gefühle, als jeder andere Ton, jedes andere Zeichen zu erwecken vermag? fragte abermals in tiefer Angst Clorinde.

Wie sollte es das nicht? versetzte Heinrich *in hohem* Gefühle; aber diese Kraft übt weder der Ton noch das Zeichen. O daß Sie hier mich recht verständen! Wäre der Heiland mit dem Schwerdte hingerichtet worden, oder hätte er Johannes geheißen, würde dann *nicht* das Zeichen des Schwerdtes oder dieser Name dieselben Wirkungen auf unser Gemüth hervorbringen? Darum leugnete ich, daß der Name oder das Zeichen so mächtig walte; vielmehr die an die äußere Wahrnehmung in unserm Innern geknüpften Erinnerungen sind es. Ich kann

das Zeichen nicht ansehen, den Namen nicht vernehmen, ohne daß ich in meiner Seele des hohen Heiles gedächte, das mir und allen Menschen durch den herrlichen Gekreuzigten zu Theile ward. Diese Erinnerungen müssen zuvor in mir seyn, dann vermag erst das Zeichen auf mich zu wirken; und auf ein Wesen, das derselben unfähig wäre, wie dieß alle vernunft- oder gar leblosen Dinge sind, vermag es überhaupt gar nicht zu wirken. Es ist darum ein Mißbrauch, den man mit dem Zeichen treibt, wenn man damit, wie mit einem Zaubermittel, sich gegen den nachtheiligen Einfluß solcher Wesen schirmen will; und glaubt man vollends mit diesem Zeichen die Macht jedes andern Zaubers zernichten zu können, so erklärt man in der That damit nur, daß der Christenzauber über allen Zauber mächtig sey. Aber das achte ich länger nicht mehr für Glauben, sondern für Aberglauben, und man gibt lieber dem Glauben, der an sich des Zeichens der Äußerlichkeit nicht bedarf, auch dasselbe nicht, damit nicht in manchem getäuschten Geiste durch das Zeichen der Glaube in Aberglauben sich verkehre.

Aber was bleibt Ihnen denn am Ende für Ihren Glauben noch übrig? fragte wieder Clorinde.

Eben das Wesen, den Glauben behalte ich, entgegnete Heinrich, den Frieden und die Freude in Gott, die frohe Zuversicht zu ihm und das feste Vertrauen, daß ich, des Gefühles meiner eigenen Unwürdigkeit unerachtet, doch durch meinen theuern Heiland ihm versöhnt bin und weder Himmel noch Erde von seiner

Liebe mich trennen können, daß von ihm nur alles kommt und zu ihm führt, daß alles, was nicht zu ihm führt, nur Wahn und Täuschung ist, und wenn ich nur fest an ihm halte, mir doch zuletzt Freude und Wehe zum Heile frommen muß. Und theilen Sie nicht auch, meine freundliche Gegnerin, diesen Glauben mit mir?

O, seufzte Clorinde, wer kann Ihnen in diesem Kampfe auch nur einen Fuß breit Raum abgewinnen? —

Ein ähnliches Ende nahm fast jede ihrer Unterredungen. Statt den geliebten Mann auf ihre Seite herüberzuziehen, schien es, als ob sie selbst jedes Mal etwas von ihrem Glauben verlöre. Dagegen hatte er auch einen mächtigen Verbündeten auf seiner Seite, ihre Liebe zu ihm, die sie jedes seiner Worte mit heißer Begeisterung aufnehmen ließ, und um so tiefer drangen diese in ihr Innerstes, je mehr er sie mit Unbefangenheit und ohne Absicht aus innigster Überzeugung aussprach. Sein unbeugsamer Widerstand aber entflammte immer mehr ihre Liebe, und ihr hoher Geist würde die Schranken gänzlich durchbrochen haben, wäre er nicht durch frühe Erziehung, alle Reize und Schrecken einer pomphaften, auf ihr lebendiges Gemüth so wirksamen religiösen Verehrung und durch ihre ganze Lebensansicht, nur allzufest in dieselben eingeengt gewesen. So ward in der That ihr Zustand höchst peinlich, und neben aller Gluth einer unerkannten, von jungfräulicher Scheu in ihrem Innersten geheimnißvoll bewahrten Liebe, begannen auch noch Zweifel in ihrem eigenen Glauben sie zu ängstigen und wie oft nicht schuldigte sie sich selbst

en, daß sie bloß darum umsonst nach dem Siege ringe, weil ihr Glaube in ihr nicht so recht fest und ohne Wanken sey.

Eilftes Kapitel.

Während Friedberg in einer so wundersamen, reizenden Verbindung mit der jungen Gräfin stand, war nicht minder sonderbar sein Verhältniß zu dem Baron, das zwischen großer Innigkeit und frostiger Kälte wechselte. Zwar Heinrich blieb sich selbst immer gleich, fortdauernd zeigte er dieselbe Treue und Zutraulichkeit gegen seinen Freund, als dessen Braut er Clorinden betrachtete, nach deren Besitz nie auch der fernste Wunsch in seiner Seele aufgestiegen war. Wenn Leopold diese stille Treue, die stets gleiche Unbefangenheit Heinrichs ansah, so sagte er oft zu sich selbst: O er ist doch besser als du; du würdest an seiner Stelle so fest nicht stehen, und wer könnte es ihm am Ende auch verargen, wenn die herrlichste von allen Frauen in ihm Liebe entzündete? Du am allerwenigsten, der du ihn fast gewaltsam in ihre Nähe zogst. — Aber wenn er dann wieder die große Hinneigung Clorindens zu seinem Freunde beobachtete, die auf keine Weise der Schärfe seines eifersüchtigen Auges entging, so wie ihr Bemühen, diesen immer mehr zu sich hinzuziehen, ihn selbst aber fern zu halten, so war er oft des

Unmuthes und der Mißgunst nicht mächtig, die allzu gewaltig sein von Liebe krankes Herz folterten. Welch herbes Geschick! rief er dann bei sich selbst aus; diesem reicht sie freiwillig in himmlischer Huld die Gaben dar, die sie meinem innigsten Flehen, meinem treuesten Dienste unerbittlich versagt, und dieser geblendete Sohn des blinden Glückes merkt kaum nur alle die Huld, welche ihm widerfährt. — Selbst um dieser seiner Unbefangenheit willen konnte er dann einen rechten Grimm gegen seinen Freund fassen, bis er wieder in voller Innigkeit an dessen Brust sank.

Um so ungestörter dauerte indessen die innigste Verbindung zwischen Heinrich und Füllemann fort. Er hatte in dem Hause des Bankiers nach und nach manchen vortrefflichen jungen Künstler kennen lernen, und da er so ziemlich das Studium der Alterthümer beseitigt hatte, so blieb ihm um so mehr Muße, in Gesellschaft Füllemanns und seiner neuen Freunde, in dieser Zeit, in der die Feste sich immer mehr drängten, täglich die Kirchen zu besuchen und in das Getümmel des regsten Lebens hinab zu tauchen, um den Character des Volkes zu beobachten. Und zu wie mancher anziehenden Beobachtung gab es nicht Gelegenheit. Landleute aus Calabrien fingen allmählig an, sich in kleinen Banden einzufinden, und mit ihrer andächtigen Musik den Marienbildern ihre Verehrung zu bezeigen. Mit dem Geburtsfeste des Heilandes selbst eröffnete sich dem Volke in den Kirchen manch ergötzliches Schauspiel, und in großer Demuth neigten sich die Andäch-

tigen vor dem Jesuskinde in der heiligen Krippe und legten, nach ihren Mitteln, ihre Scherflein, Geld oder sonstige Gaben, vor demselben nieder. Auch in ihren Häusern oder auf den Dächern stellten fromme Leute ihr Präsepium auf, in dessen Pracht einer den andern zu übertreffen suchte, und hier so wenig als in den Kirchen fehlte um die Krippe die herkömmliche Umgebung von Hirten, von Ochsen, Schafen und Eseln. Unsre Deutschen Landsleute, welche zum Theil in ihren protestantischen Städten nur in dem heiligsten Ernste und in freundlich stiller Rührung dies hohe Fest zu begehen gewohnt waren, staunten nicht wenig über die sinnlich lebendige Freude, welche hier überall der Andacht sich beigesellte.

Um diese Zeit war es, daß eines Tages Heinrich in der Frühe des Morgens mit einem jungen Mahler eine Kirche besuchte. Noch hörte man erst das leise Flüstern weniger Andächtigen, die, auf ihre Kniee hingesunken, jeder unbekümmert um die andern, in der Stille, ihr Gebet verrichteten. Die beiden Deutschen waren vor einem Gemählde stehen geblieben, das in dem spärlichen Lichte weniger fernen Kerzen einen gar eigenen Eindruck hervorbrachte. Nicht ferne von ihnen führte eine halb geöffnete Thür in eine Seiten-Kapelle der Kirche, in die aber unsern Freunden von ihrem Standpunkte aus der Blick versagt war. Während sie nun in stiller Beschauung vor dem Bilde standen, war es ihnen, als ob aus der Kapelle verworrene Laute immer mehr zu deutlicher Rede sich entwickelten. Es waren

die halblauten Worte einer wohlklingenden weiblichen Stimme, dazwischen der Hall tieferer männlichen Töne. Man konnte nur wenige Laute deutlich verstehen, aber aus dem, was beide verstanden, brachten sie ungefähr folgende Wechselrede zusammen:

Ich zittere immer mehr vor den Folgen einer Liebe, aus der ich euch bisher mein hochwürdiger Vater, ein Geheimniß machte; ich habe —

Meine Tochter, Gott ist reich an Gnade; glühend wallt der Jugend Blut; die Kirche giebt Buße und Verzeihung; die Verborgenheit verdeckt vor der Welt verbotener Liebe Frucht.

O versteht mich recht; ich weiß nicht, was ihr wollt! Eben dem Manne habe ich meine Liebe geschenkt, der nicht unserm heiligen Glauben angehört.

Ja, das ist ein schweres Vergehen, Tochter! Tochter! das bringt die Seele dem ewigen Verderben nahe; diese Sünde ist schwer zu büßen im Himmel und auf Erden.

Und giebt es keine Buße, keine Sühnung mir Verzweifelnden?

Daß um so mehr du ihn bekehrest zu dem Glauben unsrer allein selig —

Das nahe Rauschen einiger Vorübergehenden verwischte die fernen leisen Töne. Es war offenbar das Bekenntniß einer Beichtenden vor ihrem Beichtvater. Heinrich stand, wie angefesselt. Er lauschte und lauschte, weniger auf den Sinn der Rede, als auf die Stimmen selbst achtend; die weibliche schien ihm bekannt, die

männliche nicht fremd; es ward ihm immer klarer: es war Clorindens, es war des Mönches Stimme, und er selbst war der Mann, den sie zu dem Glauben ihrer Kirche bekehren sollte. Also sie liebte ihn? Er wagte es kaum zu denken. Anselmo war mit in dem Geheimnisse? Das hohe, stolze Weib war nur das Werkzeug in der Hand des schlauen Mönches? Ein Entsetzen faßte ihn bei dem Gedanken. Er verbarg vor seinem Begleiter, was in seinem Innern vorging; desto weniger verschwieg er seinem Freunde Füllemann, was für ein wichtiges Geheimniß ihm der Zufall verrathen hatte. O rief dieser in vollem Grimme aus, ist mir doch lange der Mönch schon vorgekommen, als ob er wie der Satan herum schleiche, eine unvorsichtige Seele zu erhaschen! Aber daß die stolze Clorinde so sich sollte hingeben? Doch sie liebt ja — nun ist mir alles klar; alle sind im Bunde, auch Leopold nicht ausgenommen, aber alles ist ganz anders abgelaufen, als sie es bezweckten. Es ist eine schlimme Sache; ich kenne die ganze Heftigkeit in dem Character dieses Volkes, und es thut noth, daß wir uns vorsichtig wahren.

Beide Freunde waren darüber einverstanden: mit Gewalt durfte man ein Verhältniß nicht abbrechen, das einmal einen solchen Grad von Innigkeit gewonnen hatte; eben so wenig durfte man es merken lassen, wie man die geheimen Plane des Mönches durchschaut habe. Nach und nach sollte Heinrich zurücktreten, auf einer Reise, die Füllemann fast jedes Jahr mit Anfang des Frühlings zu machen pflegte, seinen Freund begleiten

und damit ganz von Leopold und der gräflichen Familie sich losziehen.

Heinrich that es bei seinem geraden, offenen Sinne wehe, auch von ferne nur Verstellung anwenden zu müssen. Nicht ohne tiefes Mitleid sah er Clorinden an, er besuchte sie seltener, seine Besuche waren kürzer, aber die gewohnte Unbefangenheit begleitete ihn nicht länger zu ihr. In so mancher innigen Mahnung, so mancher ermunternden Zurede, die er früher als die Ergießung eines frommen, gläubigen Herzens, nicht ohne Rührung aufgenommen, hörte er jetzt nur die List des Paters; er wandte weniger dagegen ein, und suchte nur abzulehnen. Aber in desto reicherm Ergusse strömten die feurigsten Worte von Clorindens Lippen. Dem Blicke der Liebenden war die schnelle Veränderung in dem Benehmen des Geliebten nicht entgangen. Sie maß diese ihrem eigenen feurigen Eifer bei, wozu der Pater sie entflammt hatte, und hoffte nun auch den letzten Widerstand zu überwältigen. In des Freundes unverkennbarer Befangenheit, die auch Leopold aufzufallen anfing und die dieser nicht ohne große Eifersucht ansah, erblickte sie die Zaghaftigkeit einer Liebe, die sich nicht zu äußern wagt, ja den edlen Kampf des geliebten Mannes mit sich selbst, seine Liebe der des Freundes zu opfern. Alle Gefühle wurden in ihr durch die Hoffnung, sich endlich des Zieles ihrer heißesten Wünsche zu bemächtigen, bis zu einer unnatürlichen Gluth entflammt. Auch Anselmo hoffte das Beste nach den Mittheilungen der jungen Gräfin, die ihn wie einen Hei-

ligen anbetete und jedes Geheimniß ihres stolzen Herzens, als eine demuthvolle Magd, vor dem Priester des Herrn aufgeschlossen hatte. In dem Hause der alten Gräfin redete man schon davon, welche Anstalten zu treffen seyen, den Übertritt des schwer zu besiegenden Jünglings recht feierlich und erhebend zu machen. Heinrich und Füllemann von der andern Seite sahen froh ihrer nahen Abreise entgegen. Jeder hoffte für sich von der immer steigenden Verschlingung der Verhältnisse die freudigste Lösung! als mit einem Male eine schnelle und unerwartete Katastrophe Ereignisse herbeiführte, welche die Hoffnung aller zernichteten, und die von allen auch nicht Einer geahnet hatte.

Drittes Buch.

Wenn wir gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gerechtfertigt, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammet werden.

1 Cor. 11, 31. 32.

Erstes Kapitel.

Füllemann pflegte vor seiner Abreise jedes Jahr seine Deutschen Freunde zu einem frohen Mahle um sich zu versammeln, und reisete dann um so vergnügter ab, begleitet von den herzlichen Wünschen aller, wenn er noch zuvor von der dauernden Liebe seiner Theuern sich überzeugt hatte. Dieses Mahl besonders versprach er sich ein frohes Fest, da er nur eine minder zahlreiche Gesellschaft, lauter junge, lebendige, geistreiche Männer — Leopold befand sich nicht darunter — eingeladen hatte.

Es war ein lieblicher Tag, warm und heiter, wie bei uns die ersten linden Frühlingstage zu seyn pflegen. Die Gesellschaft versammelte sich in dem Garten

in der großen Laube, die jetzt ein gar buntes Ansehen gewährte, indem das an derselben hinanrankende Gesträuch theils unter diesem mildern Himmel den Winter hindurch die dunkeln Blätter nicht verloren, theils schon wieder kleine helle Blättchen und röthliche Knospen gewonnen hatte, dazwischen auch manche weiße Blüthe durchschimmerte. Innen an der Laubwand hin hatte der Herr des Hauses einen Kreis von blühenden Orangen-Bäumen in ihrem Kasten hinsetzen lassen, welche wie mit einem duftenden Kranze die Gesellschaft einschlossen, die froh um den runden Tisch sich niedergelassen hatte. Alles verkündete die Fülle des wohlbeglückten Hauses. Auf dem Tuche von blendend weißem Damaste dufteten die köstlich zubereiteten Speisen von silbernen Platten. Dazwischen standen durchbrochene Körbe, angefüllt mit Hyacinthen, Tulpen, Narzissen und andern Blumen, wie sie der Frühling bringt, da die Rosen und Lilien noch nicht blüheten; und in den Flaschen von reinem Krystall leuchtete der goldhelle Wein vom Rheine. Das grüne Laubdach wölbte sich über die Gäste und von oben blickte freundlich der heitere, unumwölkte Himmel herein. Statt einer lästigen Dienerschaft bedienten die drei ältern Töchter des Hauses die willkommenen Freunde, und es war, als ob die Genien der Freude selbst hereinschwebten, wenn die holden Geschöpfe in dem einfachen silberweißen Gewande die freundlichen Köpfchen, von den blonden Locken umflossen, hinter dem dunklen Laube der Orangen hervortauchten. Heiterkeit lösete alle Herzen, und frohe Scherze begegneten sich in dem

anmuthigsten Spiele. Auch der alte Graf von G., der einzige aus der Gesellschaft, dessen Haar das Alter schon gebleicht hatte, schien wieder sich zu verjüngen unter den muntern Tischgenossen, und vollends erreichte die Lust ihre höchste Blüthe, als mit dem Nachtische auch die Mutter mit ihren jüngern Kindern hereintrat. Die Mädchen brachten dem alten Grafen einen zierlichen Strauß, ohne den er fast nie war und den sie ihm mit großer Anmuth an die Brust hefteten. Und da sein Nachbar, der freundliche Ferdinand, ein junger Mahler, ihm bemerkte: nun thue er es ja dem Frühlinge selbst zuvor an blühendem Schmucke; so rief er, scheinbar erzürnt, vergnügt aus: spotte nur, du junge Welt, der noch der Frühling auf den Wangen blüht; uns alten Leuten aber, denen alle Blumen verwelkt sind, ziemt es, mit einem Strauße uns zu schmücken, damit wir wenigstens etwas blühendes, wenn nicht mehr in uns, doch an uns tragen! — Die beiden goldgelockten Knaben aber hatten bald mit den freundlichen Gästen Bekanntschaft gemacht, und wie sie nun auf deren Schooße sich wohlbehaglich schaukeln ließen oder jauchzend von Arm zu Arm im Kreise herumhüpften, hier eine Süßigkeit, dort eine köstliche Frucht naschend, oder mit einem andern aus dem krystallhellen Becher nippend, schlau den Blick auf den Vater hingewendet, ob er es auch erlaube: da war es, als ob kleine Liebesgötter selbst mit ihrem Scherze und ihren anmuthigen Gebehrden das Fest noch verschönerten. Alle trennten sich gegen den Abend, so recht in dem Vollgefühle der Beseligung,

wie es nur an wenigen glücklichen Tagen uns zu Theil wird, an denen wir die Freude in ihrer ganzen Fülle, aber auch in ihrer ganzen Reinheit genossen haben.

Heinrich trat frohen Muthes in den langen Corso hinein. Durch die Freude des Tages und den Wein, den alle reichlicher als gewöhnlich genossen hatten, waren alle seine Gefühle zu ungewöhnlicher Lebendigkeit erhöht. Da zog das Klingeln musikalischer Instrumente seinen Blick auf einen Trupp müßiger Leute, die um einen Menschen in wunderlich bunter Tracht einen Kreis geschlossen hatten. Heinrich trat näher, der Kreis öffnete sich, und frei stand die seltsame Gestalt vor seinem Blicke da. Ein Hut mit breitem Rande, von dem grüne Bänder flatterten, umschattete das gelbraune Gesicht eines schon ältlichen Mannes. Den Hut schmückte ein Busch von rothen Federn, zwischen denen kleine Glöckchen angebracht waren, die bei der geringsten Bewegung klingelten. Eine Zither hing über seiner Brust herab, und unter seinem Kinne war eine Panflöte angebracht. Und jeder Blick schien ein neues musikalisches Instrument zu entdecken. Denn auch von der Zither hing an einem Bande ein Triangel herab, der um einen eisernen Stab spielte, welcher an dem rechten Schenkel befestigt war. Innen an den Knieen waren zwei Deckel angebracht, und damit der Rücken nicht allein leer ausgehe, so hing auf demselben eine große Trommel, die zu rühren an dem linken Ellenbogen ein Klöppel festgebunden war. Und nun setzte sich die Gestalt in Positur; der zugespitzte Mund lief über

den Öffnungen der Röhren der Flöte hin, und während Kniee, Arme, Hände und Schenkel sich wechselnd rührten, so erhob sich eine Türkische Musik, die hervorzubringen sonst wenigstens vier bis sechs Personen erforderlich sind. Die Flöte und die Zither tönten ohne Unterbrechung fort; dazwischen rasselten, wie es die Melodie erforderte, die Schellen von dem Hute, klang der Triangel, spielten die Deckel und tönte mit dumpferem Schalle die Trommel; und zwei Knaben, von denen der eine dem Vater zur Rechten, der andere zur Linken stand, begleiteten denselben, jener mit einer Art Pfeife, dieser mit einer Rohrflöte. Alle Umstehende bezeigten mit den lebhaftesten Gebehrden ihre Verwunderung, und Heinrich selbst war nicht wenig erstaunt über die sehr harmonische, gar nicht unangenehme Musik, welche diese Leute mit so schlechten Instrumenten hervorbrachten. Aber der Mann selbst schien von der großen Anstrengung sehr erschöpft, und bei der Fröhlichkeit aller andern fiel um so mehr ein Zug von tiefer Trauer in seinem Gesichte auf. Jetzt hatte er geendet. Er reichte seinen Hut den Umstehenden zu einer Gabe hin, welche wenige Worte, von dem Klingeln des Federbusches unterstützt, erheischten. Heinrich war noch so durchdrungen von dem Vollgefühle der Freude, auch diesem Mann wollte er einen frohen Tag bereiten; er warf ihm zwei Kronen in den hingehaltenen Hut, worüber das trübe Gesicht des Mannes sich sichtbar erheiterte, und gerührt wollte er dem freigebigen Fremden die Hand küssen.

In diesem Augenblicke zogen die Töne eines feierlich

dumpfen Gesanges die Blicke unseres Freundes rückwärts. Es war ein Leichengesang. Ein ernster Zug schritt in abgemessenen, langsamen Schritten durch das lebendige Getümmel; alle Laute der Freude verstummten; es war, als ob die Stille dem Zuge den Weg bahne. Voran wurde ein hohes schwarzes Kreuz getragen; es folgten die düstern Gestalten einer Brüderschaft in weiten schleppenden schwarzen Gewändern und mit vermummten Gesichte, dessen Augen allein, wie aus den tiefen Höhlungen eines Todtenkopfes, aus der Hülle hervorsahen. Ähnliche Gestalten schritten hinter der Bahre nach, von denen jede ein brennendes Licht trug, und bald ernst ihren Spruch für sich hermurmelte, bald mit den andern ihre Stimme zu einem eintönigen Todtengesange vereinte. Nun war die Bahre selbst, mit Gold und den buntesten Farben verziert, unter der finstern Begleitung näher gekommen. Offen lag die Leiche da, ein schöner Jüngling, von dessen Wangen sogar der Tod den rosigen Hauch nicht schien ganz weggeweht zu haben. Ein purpurnes Tuch war über denselben hingebreitet, welches Kränze von weißen Blumen schmückten. Mit einem wehmüthigen Blicke sah Heinrich in das bleiche Angesicht; erschrocken bebte er zurück, er erkannte den Jüngling; es war Ciani, ein junger Römischer Musiker, den er öfter bei Füllemann gesehen und der stets durch seine frische Lebenslust sich ausgezeichnet hatte. So hast du denn, rief er bei sich selbst aus, so frühe ausgelebt, du lebensfroher Zecher! Und wie es oft zu geschehen pflegt, daß nach der höchsten Freude uns die

tiefste Trauer befällt, so folgte Heinrich still und in sich gekehrt dem Zuge nach der Kirche. Ein Modergeruch wehte den Eintretenden entgegen. Die Begleitung entfernte sich, nachdem sie die Leiche in die Hände der Verwandten des Verstorbenen gegeben hatte. Diese legten sie aus der bunt verzierten Bahre in einen von schlechten Brettern zusammen gefügten Kasten, und ließen sie an Seilen in das Todtengewölbe hinab.

Mit Schauder sahe Heinrich dem ganzen Vorgange zu. O welche freundlichere Sitte, dachte er, ist es doch, dem Todten unter dem freien Himmel, in einem offenen Raume, seine Ruhestätte anzuweisen! Dieses irdische Gewand, welches wir mit uns tragen, ist nach allen unsern Begriffen so gleichbedeutend mit der Erde, daß wir demselben auch in dieser, wenn der unsterbliche Geist es von sich abgestreift hat, am liebsten seine Stelle anweisen, damit der Staub mit dem Staube sich mische. Und es ist ein tröstlicher Gedanke, alle die Lebensmüden zusammen ruhend zu wissen in ungestörtem Schlummer, während Lilien und Rosen über *ihrem* Grabhügel blühen. Aber thut es mir schon wehe, ein geliebtes Wesen in ein Schlafgemach niederzusetzen, dessen Thür sich mir für dieses Leben nie wieder aufschließt: so wäre es mir schrecklich, eine liebe todte Gestalt, wenn auch entseelt, doch noch das ganze, unzerstörte Bild des Lebenden, unter Todtengebeine und halb verwesete Leichen, deren Moderhauch herauf dampft, wie in die Höhle der Zernichtung hinabzulassen.

Manche ernste und dunkle Erinnerungen gingen

seinen Sinnen vorüber. Auch er hatte so manches theure Wesen beweint, Schwestern und Brüder waren vor ihm heimgegangen, und allein noch stand er, als der letzte seines Stammes, neben seinem alten Vater da. Und er gedachte des Greises: ob er noch lebe und vielleicht eben jetzt sehnend des fernen Sohnes gedenke?

Dabei trat ihm das Verhältniß, in dem er zu Clorinden stand, vor die Seele, und wie uns, was wir lange als etwas Unschuldiges mit ruhigem Blicke, ja mit Wohlgefallen ansehen, oft mit einem Male ganz anders und in dem widerlichsten Lichte erscheinen kann: so begriff er selbst in diesem Augenblicke nicht, wie er ein Verhältniß mit der schönen stolzen Römerin hatte eingehen können, bei dem er nothwendig den Schein gewinnen mußte, als ob ihn ein tieferes Interesse, als der Reiz der Unterhaltung, an sie feßle; und wie er nun vollends, als er sah, daß die Netze der mönchischen List ihn dennoch unsichtbar umstrickt hielten, selbst auch der List den Trug entgegen zu setzen vermochte. Denn Trug war es ja eigentlich, ein Verhältniß bloß äußerlich zum Scheine noch zu bewahren, das er in seinem Innern schon aufgegeben hatte. Sein Weg hatte ihn unabsichtlich dem gräflichen Pallaste nahe geführt; er beschloß, ohne Zaudern mit dem letzten Besuche auf immer von den beiden Bewohnerinnen desselben sich loszusagen.

Er trat in den Pallast hinein. Ein Diener sagte ihm, die Gräfin sey ausgefahren; nach Clorinden wollte er nicht fragen, am wenigsten nochmals mit ihr allein

zusammen treffen. Er wandte sich um. Die Abendsonne, welche eben ihrem Untergange nahe war, schien so mild und freundlich auf die blinkenden Stäbe des Gitterthores, das in den Garten führte; unwillkührlich trat er hinein. In tiefem Sinnen in sich selbst versunken, wandelte er durch die Laubgänge, als ihn plötzlich der Laut einer nahen Stimme aus seinen Träumen aufstörte. Die, welche er hatte meiden wollen, stand vor ihm; ohne sie zu bemerken, wäre er fast an sie gestoßen. Nun, sagte sie, das heiße ich doch über den eigenen Träumen den lieblichen Abend und die Freundin und die ganze Welt vergessen. Sie lud ihn ein, sich auf den Sitz, von welchem sie sich erhoben hatte, neben ihr niederzulassen. Mechanisch gehorchte er ihrer Einladung. Sie leitete das Gespräch auf ihre Dichter, die ihr so oft schon den Übergang auf andere Gegenstände dargeboten hatten. Daß ich es Ihnen nur gestehe, sagte sie, sogleich im Anfange hat Bertha's Geschichte mich vorzüglich ergriffen; ich bildete mir ein, auch über meinen stolzen, hochsinnigen Nureddin durch Demuth, Geduld und Ausdauer endlich den Sieg zu erringen.

Eine tiefe Beängstigung ergriff unsern Freund. Nun, da er sich auf immer lossagen will, glaubt sie ihrem Ziele sich nahe! Wodurch hatte er sie zu solcher Erwartung berechtigt? Sie sprach in Feuer fort, er in tiefer Selbstbetrachtung vernimmt kaum ihre Rede; kaum entgegnete er ihren Worten, die immer unverhohlener des Herzens Sinn und Wünsche verriethen. Sie hatte sich nahe an ihn hin gebeugt, ihre Wangen

berührten fast die seinigen, ihre Hand hatte sich vertraulich auf die seinige gelegt. Aber er fühlte nicht die warme weiche Hand, nicht die Gluth ihrer Wangen, nicht den Hauch ihres Mundes, der so nahe dem seinigen begegnete. Tief durchschauderte ihn der Gedanke: du sollst für irdische Liebe das Heil deiner Seele verkaufen? Sie aber hielt sein Verstummen für die Zaghaftigkeit scheuer Liebe, die sich nicht kund zu geben wagt; auch sein letztes Widerstreben wähnt sie überwältigt; und selbst fesselte sie nun länger nicht den Drang des eignen Herzens. Nun ich dich deinem Gotte gewonnen habe, rief sie in aller Innigkeit der feurigsten Leidenschaft aus, sollst du auch ewig mir gehören! Ja, du zaghafter Deutscher, weil denn du es nicht gestehst, will ich es dir bekennen: Clorinde liebt dich, wie du sie liebest, und keine Rücksicht, kein Verhältniß der Erde soll den Bund unserer Liebe trennen.

Ihre Arme umschlangen seinen Nacken, ihr heißer Mund nahte seinen Lippen.

Heinrich sprang auf, voll Entsetzen entwand er sich ihrer Umarmung. O Clorinde, rief er aus, täuschen Sie sich nicht selbst; entweihen Sie ihre schönen Lippen nicht mit Bekehrungssprüchen, die des Mönches heuchelndem Munde besser anstehen. Gekommen bin ich, Abschied von Ihnen zu nehmen, und so leben Sie denn wohl auf ewig.

Aber der Pater, dem diese Worte galten, hatte, ohne selbst bemerkt zu seyn, ihre ganze Unterredung angehört. Während Clorinde mit Wärme und Innigkeit

sprach, war er herangeschlichen. Ein Gebüsch verbarg ihn, hinter welchem in dem herauf dunkelnden Dämmerlichte die lange hagere Gestalt in ihrer weißen Ordenstracht, wie ein Gespenst der Nacht, regungslos da stand. Nur sein Kopf nickte zuweilen billigend bei Clorindens feuriger Bekehrungsrede, die sie bei ihm gelernt hatte. Auch er hoffte bei des Deutschen geringer Widerrede auf das endliche Gelingen; wie von einem heiligen Zufalle herbeigeführt, wollte er eben hervortreten, um den Sieg aus dem schönen Munde der Gläubigen sogleich auch mit der Weihe der Kirche zu besiegeln; da traf sein Innerstes das schneidende Wort: des Mönches heuchelnder Mund; leise, wie er genaht, war er wieder fortgeschlichen, um sich nicht selbst als Zeugen der Niederlage seiner schönen Verbündeten kund zu geben.

Während aber Heinrich durch den Hauptgang des Gartens davon eilte, kam ihm Leopold entgegen. In diesem Augenblicke war es ihm nicht möglich, seinem Freunde zu begegnen; verbergen konnte er *nicht den* gewaltigen Sturm in seinem Innern, Leopold aber hatte sein Vertrauen längst verloren; und würde er ihn verstanden haben, wenn er sich ihm mittheilte? Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einen Menschen mied; er wandte sich in einen Seitenweg, und indem er nun wieder aus dem Dunkel des Gebüsches in den Hauptgang einlenkte, stand mit dräuend aufgehobener Rechte und mit funkelndem Blicke, im Mondscheine der Mönch vor ihm, und schauerlich tönte ihm dessen

Zuruf entgegen: So hast du denn gelästert das Heilige und mit verstocktem Herzen der Mutter Kirche letzten milden Mahnungsruf von dir gestoßen: deß bin ich, ihr geweiheter Diener, dir Bürge, daß du in des Todes Angst und Ringen ohne ihren Trost wirst verzweifeln müssen!

Ein unaussprechliches Entsetzen faßte den Jüngling; nicht Schrecken war es vor des Priesters Drohung, denn den Trost Gottes trug er im Herzen und bedurfte dessen Trost nicht, sondern vor des Mönches Gestalt und höhnisch verdammendem Lächeln und Weheruf. Wie ein gescheuchtes Wild eilte er zum Garten hinaus, zugleich entfliehend einer schönen Feindin, einem ungetreuen Freunde und einem Fluch dräuenden Mönche, und damit in der einen Stunde alles Widerliche ihn bedrängen sollte, trat auch mit freundlichem Grüßen auf dem erleuchteten Hofraume der geschmeidige Abbate an ihm vorüber. Mit schnellen Schritten floh er nach seiner stillen Warte, und so ließ dieser Tag, der so heiter begonnen, dumpfe Trauertöne in seiner Seele zurück, und von wie unsäglichen Qualen mehr würde sein Herz gefoltert worden seyn, hätte er gewußt um den Fall und die Untreue des Freundes, welche nun unter der Hülle der Nacht vorgehen sollte.

Zweites Kapitel.

Wie von einem plötzlichen Donnerschlage getroffen, saß Clorinde lange stumm und bewegungslos da; alle ihre Gedanken schwiegen, ihre Pulse stockten, das Blut in ihren Adern schien zu kaltem Eise erstarren zu wollen. Als ihre Besinnung wieder zurückkehrte, war der Geliebte verschwunden, der Sieg verloren, den sie ihrem Glauben schon wähnte bereitet zu haben. Sie war aus dem Himmel in die Tiefe des Abgrunds hinabgesunken. Wie ein empörtes Meer wogte es in ihr, das kalte Eis löste sich in Feuerflammen auf. Zu lieben, umsonst zu lieben, ihre Liebe zu gestehen, sich verschmäht, herabgewürdigt zu sehen — sie trug den Gedanken nicht. Sie glaubte ein Werk von hohem Verdienste zu vollbringen; endlich war es ihr gelungen, über den eigenen Stolz obzusiegen, und sie fühlte sich so groß in dem Bewußtseyn, dem Geliebten allein zu leben, alles für ihn hinzugeben, allen glänzenden Planen und Hoffnungen zu entsagen, um ihm, dem Einen, dem sie die ewige Seligkeit errungen, auch mit aller Anmuth irdischer Freude das Leben zu verschönern. Das alles sollte nur ein leerer Traum gewesen seyn, nun zerronnen bei dem schrecklichen Erwachen? — Und er mit seinem klaren Verstande, der sonst so richtig beobachtete, sollte nur die Regungen einer Liebe, die sie ihm so wenig verbarg, nicht bemerkt haben? Diese offen-

bare Zaghaftigkeit, diese Befangenheit, die er zuletzt so unverkennbar verrieth, wäre also List, Verstellung gewesen? Er wollte ihr nur ihr Geheimniß ganz entlocken, ihr das Geständniß ihrer Liebe abgewinnen, damit der Stolze eines noch vollkommnern Sieges sich erfreuen könne? Er sollte sich rühmen, zugleich die Kirche gehöhnt und deren reizende Tochter verschmäht zu haben? — Es war ihr, als ob die Bäume um sie her, der Boden, der unter ihren Füßen rauschte, die Sterne an dem Himmelsbogen ihr Hohn lachten. — Die Welt war ihr zu enge, die sie mit ihm zugleich umschloß. Ihre eben noch so glühende Liebe wandelte sich in den fürchterlichsten Haß um. Verzweifelnd rang sie die Hände, wild flogen ihre Locken, die in der heftigen Bewegung sich gelöset hatten, um ihr glühendes Gesicht; wie von den Furien gejagt, eilte sie durch die Gänge des Gartens hin, bis sie endlich ermattet auf eine Bank in einer finstern Laube niedersank.

Leopold, welcher außen in dem Pallast vernommen, daß Clorinde mit dem Fremden sich im Garten befinde und den des Freundes Haß und Ausweichen gleich befremdete, hatte indessen die Gräfin aufgesucht, hatte öfter von ferne ihr Rauschen gehört, und über die breiten, vom Mondschein erhellten Wege einen dunkeln Schatten hinschweben sehen. Lange war er ihr von ferne gefolgt, endlich hatte er sie verloren. Unmuthig warf er in einer dunkeln Laube auf eine Bank sich nieder, und verstrickt in dem Gewinde eigener Gedanken, saßen lange in Nacht und Schweigen die beiden Ge-

saßen stumm neben einander, ohne zu wissen, daß sie Einen Sitz mit einander theilten. Endlich sprang Leopold im Unmuthe auf. Wohin bist du mir geflohen, du holdes Wild? rief er, und streifte bei diesem Rufe an die an, die er in der Ferne suchte. Erschrocken, mit einem Schrei, fuhr Clorinde aus ihrer Betäubung auf. Sie hier, Contessa? fragte er betroffen, und ihr war, als ob sie in seiner Nähe mit Einem Male die Lösung ihres tiefsten Sinnes gefunden hätte. Der Baron hatte sie mit seiner Liebe so oft verfolgt, aber sie hatte ihn nicht ganz von sich gewiesen, um mit ihm nicht auch seinen Freund zu verscheuchen. Nun lebte sie allein ihrer Rache noch, diese sollte ihr Leopold gewähren und müßte sie dieselbe auch mit dem Preise ihrer eigenen Person erkaufen.

Leopold hatte sich indessen ermuthigt. Hier in der Nacht so allein mit dem schönen Weibe? Diese Stunde sollte über das Schicksal seines Daseyns entscheiden. Auf die Kniee sank er vor ihr in dem Eingange der Laube nieder. Nein, rief er, von dieser Stelle will ich nicht weichen, vor dir hingesunken harren, du hohes holdes Bild des Himmels, bis du entweder dich herabneigst und zu Himmelsseligkeit mich aufnimmst, oder ein einziges Wort von deinen Lippen mich zernichtet! — Warum bist du so stolz und kalt gegen meine Liebe? So liebt dich doch kein anderer! — Vor Madonna bin ich gestern in der Nacht gelegen und habe um dich zu ihr geflehet. Ja, es ist ihr Wunder: so trafen wir

nicht zusammen, hätte sie dich mir nicht entgegen geführt!

So sprach er, wiederholt in der Rede stockend und die Antwort erwartend, diese Worte nach einander. Noch stand sie unbewegt; mit einem Male neigte sie sich zu ihm, und reichte ihm schnell und entschlossen die Hand, ihn aufzurichten. Du liebst mich? fragte sie mit bebendem Munde.

Das weiß Madonna und alle Heiligen des Himmels! entgegnete er.

Und womit willst du mir deine Liebe besiegeln?

Fordre, verlange etwas Ungeheures, und meine Liebe wird es überwinden.

Und wenn nun einer dein Götterbild verhöhnt, mit kaltem Spotte die Gläubige und ihren Gott gekränkt hätte, was würdest du thun?

Niederstoßen könnte ich ihn mit eigener Hand, mit dem Fuß ihn zertreten.

Das könntest du? Und wenn es dein Freund wäre?

Mein Freund?

Nein, der nicht, der kalte Verstandesmensch, der sich dein Freund nennt, deß Herz verschlossen ist dem Glauben, todt für alle höhere Begeisterung! — Wenn dieser um dein Gottesbild buhlte, wenn er, zurückgestoßen, höhnend dieses und Madonna gelästert hätte, wird er fallen durch deinen Dolch?

O Heinrich!

Ja, Friedberg, fuhr sie auf; sein Dasein ist eine

Hölle für das meine, wir haben in Einer Welt nicht mehr zusammen Raum; die Stunde, in der er durch deine Hand fällt, soll unsre Brautstunde seyn, sein Weheruf im Tode unser Hochzeitgesang!

Von heftiger Gluth durchfacht, sprang Leopold auf, der staunend auf seinen Knieen war liegen geblieben, und er drückte brennende Küsse auf den Mund und den Busen des nur schwach widerstrebenden Weibes, und in wildem Feuer umschlangen ihn die Arme, deren Umstrikkung sein hoher Freund entflohen war. Doch krampfhaft fuhr sie zurück. Nein, rief sie in schrecklichem Ernste, noch hast du kein Recht auf mich, noch lebt er ja! — Wieder sank sie auf den Sitz nieder, Leopold blieb ihr gegenüber, der es nicht wagte, die furchtbar drohende anzurühren. Ein lichter Strahl des Mondes fiel eben durch das Dickicht auf seinen Sitz hin; mit dem hellen Scheine kehrte in seine Seele die Erinnerung an seinen Freund zurück. Morden sollte er den Freund mit eigener Hand! O, seufzte er, muß ich denn erst mit einem blutigen Opfer deinen holden Besitz erkaufen? Und kannst du es je *gestatten*, daß ein Mörderarm dich liebend umschlinge? — Mörderarm? wiederholte sie mit Nachdruck. Nur der heiligsten Rache frommes Geschäft ist's; bebst du feige vor Blut, sollst du keine Römerin besitzen. — Und wenn denn eine andere Hand den Dolch führte? entgegnete er einlenkend. — Schwätzer, rief sie erzürnt, nicht die Hand begehr' ich, den blutigen Dolch will ich! Sie verschwand mit diesen Worten in die Nacht hinein.

In tiefem Dunkel saß Leopold allein; er rang, er

fiel auf seine Kniee, der kalte Schweiß troff von seiner Stirn; aber er hatte gekostet das süße berauschende Gift, mit den Lippen hatte er es eingesogen. Wie Feuer brannte es in seinem Innern, er fühlte den Tod in sich, nun war dieser in ihm, und er konnte der Macht desselben nicht mehr wehren. Nein, du mußt mir angehören, du grausig liebliches Bild, sprach er endlich; und sollte ich mit der unsterblichen Seele Heil dich erkaufen. Er muß fallen, du gebeutst es!

Tief in seinen Mantel gehüllt, schlich er nach dem entlegensten Theile der Stadt durch enge dunkle Gassen, um Mitternacht, einer kleinen schmutzigen Hütte zu. Unruhig schreiet er einige Male daran vorüber; die Hausthüre ist halb geöffnet. Innen brannte ein düsteres Licht und warf seinen trüben Schein über eine rothe Decke, auf welcher die lange hagere Gestalt eines Mannes in weiten Schifferhosen, und mit entblößten Armen, an denen die Bekleidung hinaufgestreift war, wie sinnend, auf dem einen Ellenbogen das Haupt gestützt, ausgestreckt da lag. Mit der andern Hand schnellte er ein paar Würfel, deren Zeichen er zu berechnen schien. Aus dem Hintergrunde ließ sich das Geschrei eines kleinen Kindes vernehmen und das beschwichtigende Zureden der Mutter. Das struppige Haar, der schmutzige Bart, die finstern Züge des Mannes, auf die blutigroth der Schein vom Teppich fiel, sein Unheil drohender Blick, alles schien zu sagen: wer Mordgedanken hegt, wird nicht umsonst den Dolch hier suchen. Schon stand der Baron auf der Schwelle der Thür; wieder trieb es ihn

zurück. Nochmals kämpft er. Den Freund morden, unschuldig morden! sprach es wieder in ihm. Aber ist er nicht schuldig? sagte dann die andere Stimme; kann sie den Tod eines Unschuldigen fordern? Hat er sich nicht selbst verdammt, ist er nicht im Gefühle seiner Schuld scheu vor dir ausgewichen?

Er widerstand nicht länger der innern drängenden Gewalt. Annibale! rief er zur Thür hinein. So hieß der Mann, den er früher bei einem Principe hatte kennen lernen. Und die hagere Gestalt hob sich langsam empor und stand nun in der geöffneten Thür. Wer bist du, Stimme der Nacht? fragte sie. Willst du meinen Dolch kaufen? Er fehlt nie, und für blankes Gold ist er immer feil.

Leopold trat zu dem Manne in die Hütte hinein; in dem Augenblicke erlosch das Licht, der Plan zum Morde ward beredet.

Drittes Kapitel.

Heinrich war indessen in seiner stillen Wohnung angelangt. Auf das Sopha hingeworfen, blickte er, ganz in seine innerste Welt zurückgesunken, durch das geöffnete Fenster in die Nacht hinaus. Unten lag die Stadt mit allem ihren Gewühle in tiefem Schlummer, kein Hauch des Lebens regte sich, nur das Glöcklein einer nahen Kirche sprach mit friedlichem Rufe zu ihm herüber, allen Gäubigen das Verscheiden einer glaubenden Seele zu verkünden. Wie unwillkührlich faltete er seine Hände. Herr, nimm diesen entschwebenden Geist in Frieden zu dir, und gieb ihm Ruhe von den Irrsalen des Erdentages! sprach es tief in ihm, und unendliche Wehmuth befiel ihn. Es war ihm, als ob man die ganze Welt zu Grabe läute. Er konnte sich nicht anklagen, und doch war es, als ob eine Stimme in ihm sich gegen ihn erhebe. Ach, seufzte er, du stolzer, du verirrter Geist! kann auch die Macht der Gewohnheit, die Fessel der Erziehung durch frühe Verfinsterung, solchen Geistes Licht verdecken? Er dachte sich den ganzen Jammer des gekränkten Weibes, dachte: vielleicht hast du doch zu lebendige Theilnahme an ihr gezeigt, ohne Wollen und Absicht den Glauben in ihr bestärkt, daß du sie liebest! Er fühlte das schmerzlichste Mitleid für ein so edles, wenn auch ohne seine Schuld, doch durch ihn so tief verwundetes Wesen. Da wandte er zufällig den

Blick nach der Höhe, und hell leuchtend standen die tröstenden Sterne oben, und durch die Sterne schaute in seine Seele das Auge des Herrn der Gestirne und des Himmels und der Erde und aller Wesen, welche in der Höhe und in der Tiefe wohnen. Er neigte tief sein Haupt, und während nach dem Mörder Leopold durch die engen Gassen hinschlich, betete er zu dem Himmel für den Freund und die Freundin: Gieb, du Leuchte der Welt, dein Licht den verblendeten Herzen; laß sie dich kennen, der du bist der Vater aller Liebe, und mit deiner Liebe, laß sie lieben alle Wesen. Aber so sie sündigten in der Verirrung, Vater, rechne ihnen nie zu die Fehler, wozu sie treibt des Geistes Dunkelheit! — Es mochten seinem beunruhigten Gemüthe, ohne daß er selbst sich dessen recht bewußt war, die Folgen dieses Abends vorschweben. Aber mit dem Gedanken an Vergebung gedachte er auch unsres hochherrlichen Meisters, dem selbst die Quaal der Kreuzigung und der bitterste Hohn im Leiden keinen Wunsch der Rache abgewinnen konnte. Ruhig schlummerte er endlich in frommen Gedanken auf dem Sopha ein, ermattet von den auf ihn einstürmenden Begegnissen des Tages.

Die zu dem offenen Fenster hereinwehende Kühle und der helle Glanz der aufsteigenden Sonne weckten den Schlummernden mit der Frühe des Morgens aus seinem Schlafe. Neu gestärkt an Kraft und beruhigt in seinem Geiste, richtete er sich auf, erstaunt über seine ungewöhnliche Lagerstätte. Die Sonne schien hell auf seinen Schreibtisch, auf dem die Bibel lag. Er

schlug das heilige Buch auf und las; es war die herrliche Erzählung aus dem Evangelium, wie Jesus zu der Samariterin an den Brunnen tritt. Alle Begebenheiten des verflossenen Tages kehrten in seine Erinnerung zurück. Ja, sprach er bei sich selbst, erst in dieser Stadt habe ich es recht verstehen lernen, was es heiß, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Nicht auf dem Berge, noch in dem Tempel werden die rechten Gläubigen den ewigen Geist verehren; das wollt ihr nicht verstehen, die ihr dort drüben — auf die Peterskirche fiel eben sein Blick — den stolzen Bau angeführt habt. Wohl ein hoher, gewaltiger Tempel, und doch so niedrig, kaum eine Spanne über den Boden erhaben, wenn ich zu dem Firmamente aufblicke. Und soll ich doch zu einem Gewölbe hinaufflehen, so will ich lieber zu der ewig festen, lichtblauen Wölbung beten, die keines Menschen Arm gründete und keines sterblichen Wesens Macht je zernichten wird.

Dabei gedachte er denn des Bestrebens so vieler seiner Glaubensbrüder, denen ihr einfacher Dienst nicht mehr genügen will, und die den Wahn hegen, als könne man den sinkenden Glauben durch beigefügten Schmuck und eine prunkvollere Verehrung in seinem Falle aufhalten. Er ergriff seine Feder, und das geöffnete heilige Buch vor sich, schrieb er folgende Zeilen nieder.

Weib, sprach zur Samariterin der Heiland,
Da sie den Gottessohn in ihm erkannte,
Die Zeit wird kommen, schon ist sie genahet,
Da ihr zum Vater nicht von jenem Berge,

Noch auch von Zions Höhe werdet beten;
Dann werden die wahrhaftigen Verehrer
Im Geiste ihn verehren und in Wahrheit.
Gott ist ein Geist; die zu ihm beten, sollen
Im Geist und in der Wahrheit zu ihm beten.
Und seine Rede blieb nicht unerfüllet:
Der Dienst der Samariter ist zernichtet,
Der Juden Tempel sank mit ihrem Staate.
Ihr, die ihr Pracht und Festgepränge heischet,
Wollt einen neuen Tempeldienst ihr gründen?
Zwei Sacramente ordnete der Heiland,
Des hohen Bundes hohe Bundeszeichen,
Ernst, einfach, still, bedeutungsvoll und heiter,
Wie sich sein Leben zeigt und seine Lehre.
So sey denn heil'ge Einfalt, Ernst und Stille,
Bedeutsamkeit und Heiterkeit und Klarheit
Das Merkmahl unsrer geistigen Verehrung.
Ein stiller Ort, in hohem Sinn gegründet,
Vereinige die Gott geweihten Brüder,
Sie selber ihres Tempels schönste Säulen.
Und mit der Orgel Ton sich aufwärts schwingend,
Steig' auf das Lied aus tiefem Herzensgrunde,
Wo Seel' und Mund vereint den Schöpfer loben.
Die Wohnung nicht, von todtem Stein erbauet,
Soll erst den heil'gen Lebensfunken wecken.
Und glaubet nicht, wer durch sich selbst unfähig
Zur Himmelshöhe freudig aufzuklimmen —
Der Cymbeln Hall, der Flöten und Posaunen,
Das Festgepränge und der Glanz der Kerzen,

Der Fahnen Wehen und der Schmuck der Priester,
Geheimes Tönen unverstandner Laute,
Sie würden ihn gewaltsam aufwärts tragen,
Dem Geiste die vermißten Schwingen reichen.
Und ob auch Bild und Ton auf Augenblicke
Ein ungewohntes Grauen in ihm wecken,
Das Ohr betäuben und das Auge blenden,
Ihm Sinn und Phantasie mit Trug umweben:
Der Ton verhallt, dem hochgeschmückten Hause
Enteilt sein Fuß, und aus dem Herzen schwindet
Die Andacht, welche nur die Kunst erzeugte,
Und ohne Furcht, wie er genah't, unheilig
Tritt er zurück in sein unheil'ges Leben.
Drum lasset solch Beginnen, wirksam höchstens,
Zu täuschen Unverständige und Kinder!
Denkt nicht in eitles Gaukelspiel der Sinne
Die heil'ge Gottesfeyer umzuwandeln.
Bestreicht dem Kinde nur den Rand des Bechers,
Wovor die Lippen widerspenstig fliehen,
Weil sie unschmackhaft das Getränke finden,
Mit süßer Lockung: wird es lange frommen?
Zu schnell nur wird es den Betrug entdecken.
Dem Trank entweder müßt ihr süße Würze
Verleihen, oder sollte er des Kindes
Verwöhnter Zunge nur unschmackhaft scheinen,
So heilet diese; so ihr's nicht vermöget,
So laßt die Zeit die Wunden selber heilen,
Die sie geschlagen. Hoffet nichts von Wegen,
Die nur auf's neue in die Irr' euch führend,

Dem wahren Ziel euch immer mehr entrücken.
Denn aus dem Tode nimmer keimt das Leben;
Dem Herzen nur entblüht der Andacht Blume,
Der Glaube nur wird stark in dem Erkennen.
Ein einzig Wort, das, von dem Geist gewecket,
Im Herzen aufgewacht zu regem Leben,
Wirkt mächtiger als aller Reiz der Sinne,
Die selbst betäubt, den freien Geist betäuben.
Die Gläubigen bedürfen nicht des Tempels
Der Juden; nicht des Samariter-Dienstes;
In ihnen selber hebet sich der Tempel,
Worin im Geiste sie zum Vater beten,
Verehrend ihn im Geist und in der Wahrheit.

Viertes Kapitel.

In solchen Gefühlen trat Heinrich in die erquickliche Morgenkühle hinaus. Eine Weile wandelte er an dem Ufer der Tiber hin; dann setzte er sich, unfern des Weges, auf eine kleine Erhöhung nieder, von wo er den im Sonnenscheine glänzenden Strom und die Stadt übersehen konnte. Alles erschien ihm, während er so da saß und die milde Luft einathmete, in einem viel tröstlichern Lichte, als an dem Abend zuvor, und er gedachte des heitern Mahles von dem gestrigen Tage, als ein Reuter seine Aufmerksamkeit auf sich zog, der in tollem Muthe sein Pferd auf dem schmalen, am Rande des Uferhanges hinlaufenden Pfade forttrieb. Der Nahende hielt das Roß fest im Zügel, das edle Thier bäumte sich, stieg auf, bis es in einigen gewaltigen Sprüngen, von den stachelnden Spornen angetrieben, den Ort erreichte, wo Heinrich saß. Hier bäumte es sich von neuem, und kaum hatte unser Freund Zeit, in dem tollen Reiter den Baron zu erkennen, als das Pferd mit den Hinterhufen ausglitt und in einer schnellen Bewegung Reiter und Roß an dem Rande des Abhanges rücklings überschlugen.

Leopold hatte in dem unruhigsten Schlummer, von fürchterlichen Träumen geängstigt, die Nacht hingebracht. Schrecklich leuchtete ihm der Morgen herauf; von neuem rang er mit sich selbst; aber wie man vor

Verzauberten sagt, daß sie alles Widerstrebens, aller Anstrengung ungeachtet, nicht die Glieder regen können, die ihnen der böse Feind in Fesseln gelegt hat; so schien ihm durch einen geistigen Bann alle Gewalt über sich selbst genommen. Er lechzte nach dem süßen Gifte, wovon schon ein einziger Tropfen ihn so überselig gemacht hatte. Von gewaltiger Unruhe gemartert, sprengte er, um der eigenen Quaal zu entfliehen, in das Freie hinaus. Er erschöpfte alle Reiterkünste, und nur in den kühnsten Wagnissen schien er einigermaßen Linderung des innern Schmerzes zu fühlen, bis er endlich besinnungslos unter dem Pferde da lag. Das Roß hätte ohne Zweifel, in dem Versuche sich zu erheben, sich selbst und seinen Herrn den Abhang hinabgestürzt, wäre nicht zu rechter Zeit Heinrich herbeigeeilt, der erst seinen Freund unter der drückenden Last hervorzog, dann vorsichtig dem Pferde in die Höhe half. Er sorgte, daß der vom Sturze Betäubte sogleich nach Hause gebracht wurde.

Schnell ward ein Arzt zu Hülfe gerufen; mit diesem fanden sich, auf die Nachricht von dem Unfalle, der dem Baron begegnet war, mehrere Freunde desselben ein, vor allen der Pater Anselmo. Mit furchtbarem Grimme sahe dieser Heinrich an, gleich als ob er ihn mit seinen durchbohrenden Blicken tödten, wenigstens wegscheuchen wolle, und die Sprache seiner Augen schien zu sagen: Fort, du Unreiner, aus dem Kreise der Heiligen! Die ewige Güte pflegt sich zu Erreichung ihrer Zwecke zuweilen auch schlechter Werkzeuge zu bedienen, aber

darum sind diese nicht weniger schlecht und verdammt. — Heinrich ward die Nähe dieses Menschen immer mehr unerträglich, und da er seinen Freund außer aller Gefahr und in guter Pflege wußte, so entfernte er sich.

Der Baron sank allmälig in einen ruhigen Schlummer. Die Freunde standen stille um ihn, in halb lautem Flüstern, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, bei dem Unglücke zugleich wieder das Glück preisend, da alles noch viel schlimmer hätte ablaufen können. Aber plötzlich erschreckte sie der Baron mit einem fürchterlichen Geschrei. Wie im Wahnsinne fuhr er mit einem Male empor; es war ihm im Traume, als habe er Heinrichs kläglichen Angstruf zu ihm um Hülfe flehen hören. Er, der Mörder lebte; und sein Retter ist vielleicht in diesem Augenblicke gefallen. O rettet, rettet! schrie er, wenn es noch möglich ist. Der Mörder folgt ihm auf den Fersen nach. O ich Elender! O du edler, edler Freund! dieß der Dank für meine Lebensrettung?

Anselmo wieß sogleich — sein finsterer Geist ließ ihn bald ahnen, was im Finstern vorgegangen war — alle Anwesende hinaus. Ihr seht, redete er sie an, der Wunde spricht in schweren Fieberträumen; die Gegenwart so vieler Menschen verwirrt ihn; laßt seinen Seelsorger allein mit ihm. Und nun enthüllte ihm Leopold den ganzen Plan, ihn flehentlich bittend, den Unschuldigen zu retten und sein eigenes Herz von dem schwer lastenden Drucke solcher Schuld zu befreien.

Aber finster zogen sich alle Züge in dem Gesichte des Mönches zusammen. In der Frühe des Morgens schon hatte ihm Clorinde alles mitgetheilt, auch wovon er selbst nicht Zeuge gewesen. So sollte der Fremdling die Macht der Kirche höhnen? Ein Mönch, eine blühende Römerin sollten an ihm zum Spotte werden? Der Dolch war ihm zugedacht, auch wenn Leopold diesen nicht erkauft hätte. Doch war etwas Hohes in Heinrichs reinem Wesen, das sogar den kühnen Mönch mit einer gewissen Scheu erfüllte; um so weniger hatte er von dem Baron so schnelle Entschlossenheit erwartet. Aber desto willkommener war es ihm auch, zu vernehmen, daß schon ein anderer ihm vorgegriffen hatte und ihn selbst der That überhob. Er bot nun bloß alle seine Kunst auf, zu verhüten, daß nicht ein Leben gerettet werde, welches in seinen Augen verwirkt war, und den Baron zu beruhigen, damit nicht dieser durch seine Unvorsichtigkeit das Geheimniß verrathe.

Habt ihr nicht, redete er ihn an, den ernsten, aufrichtigen Willen, den zu retten, welchen ihr euern Freund nennt? Es ist wahr, ihr habt den Mörder bestellt, allein daß der Himmel es euch unmöglich macht, diesen zurückzurufen, ist das eure Schuld? Er fällt ja gegen euern Willen und ihr beweint dessen Tod. Aber erblickt ihr nicht auch eurer eignen Sünden Strafe darin? Denn ist es auch recht, daß ein Gläubiger durch den Bund der engsten Freundschaft einem Menschen sich vereine, der nicht der Kirche angehört, und sich damit selbst der Gefahr aussetze, von dem wahren

Glauben abgewendet zu werden? Darum müßt ihr nun auch mit ihm leiden, da ihr euer Schicksal so freventlich an das seinige angeknüpft habt; aber das seinige könnt ihr nicht aufhalten. Und statt zu klagen, dankt dem Himmel, daß er solch einen Freund von eurer Seite riß, wäre es auch nur um eures irdischen Glückes willen. Es ist euch nicht entgangen, wie sehr die Gräfin lange schon zu diesem Manne, der sonst mit manchem glänzenden Vorzuge täuschte, sich hinneigte, bis sie mit einem Male, durch seine Beleidigung verletzt, für euch sich entschied. Wie unbeständig sind die Launen eines Weibes! Wenn er noch lebte, ja wenn er nur schwer verwundet wäre, wie leicht könnte nicht das Mitleid zu ihm jene frühere Neigung von neuem wecken, ja zu glühender Leidenschaft entflammen! Wer verlöre dabei mehr als ihr?

So beschwichtigte der Mönch augenblicklich die Schrecken des Gewissens in dem Baron, indem er die mächtigere Stimme der Leidenschaft in ihm rege machte. Er selbst aber entfernte sich, sobald er ihn beruhigt sah, um wo möglich den letzten Kampf des Scheidenden, sollte er ihn noch am Leben finden, zu benutzen und durch die Schrecken des Todes eines Sieges sich zu bemächtigen, den zu erringen auch die reizendste Lockung fruchtlos war. Sollte auch das mißlingen, so wollte er wenigstens der Quaalen seines Todes sich erfreuen.

Fünftes Kapitel.

Tief erschüttert von den neuen Ereignissen, hatte sich Heinrich in einen Garten begeben, den er fast jeden Morgen um diese Stunde zu besuchen pflegte. Schon harrte seiner der Mörder, welcher hiervon unterrichtet war. Dieser trat mit ihm in den Garten ein und verlor sich hinter ihm in einem Seitengange. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, wandelte Friedberg in ernster Betrachtung die schattigen Pfade hin, als mit einem Male der Feind, nun seiner Beute sicher, aus dem Dickicht hervorbrach. Von dem nahen Geräusche erschreckt, sahe Heinrich sich um, aber bloß um vor dem blinkenden Dolche zu erbeben, der ihn in diesem Augenblicke von hinten in die Seite traf. Ohne einen Laut auszustoßen, sank er unter der Hand des Mörders nieder, der schnell, bevor jemand herbeitrat, den Ausgang des Gartens zu gewinnen suchte und den Gefallenen für todt liegen ließ.

Heinrich lag lange in einer dem Tode ähnlichen Ohnmacht. Als er wieder zu sich selbst kam, hörte er außen das Klingeln des Musikers vom gestrigen Tage. Er fühlte sich von dem sehr starken Blutverluste außerordentlich schwach; in einem weiten Strahle war sein edles Blut hervorgesprudelt, hatte das nahe Gebüsch geröthet, war dann an seiner Seite herabgeronnen. Er schlug seinen Römischen Mantel, gegen den er am

Morgen seine festliche Kleidung von gestern vertauscht hatte, um sich und raffte sich, so gut er es vermochte, auf, um wenigstens den Ausgang des Gartens zu erreichen. Aber von neuem strömte durch die Bewegung das Blut aus seiner Wunde, seine Kräfte schwanden. Matt und schwach, voll tiefer Trauer in seiner Seele, setzte er unfern von der offenen Gartenpforte, bei einem Hyacinthen-Beete, das schon in dem duftigsten Farbenschimmer blühete, sich nieder, mit dem Rücken an den Stamm eines Lorbeerbaumes gelehnt. Von außen klangen die Schellen immer näher; auch in seinem Innern war es, als höre er Gesänge, als löseten sich die Bande immer mehr, welche den freien Geist in den Schranken des Leibes einengen. Es ward ihm so leicht und wohl; das Bewußtseyn hatte ihn verlassen, sanft sank er mit dem Haupte in das Blumen-Beet nieder.

Der Musiker kam indessen näher, mit ihm der Schwarm seiner Begleiter, der, den rasselnden Führer an seiner Spitze, in den Garten hereinzog, als einer von ihnen den daliegenden bemerkte. O, rief er, wie der Jüngling so schön unter den Blumen schläft! Alle hielten ihn in seiner Römischen Tracht für einen Landesgenossen, und traten erstaunt um den für todt geachteten. Weit ausgestreckt lag dieser da, eingehüllt in seinen Mantel, der, auf der Brust zurückgeschlagen, die blutige Wunde unverdeckt zeigte. Krampfhaft hatten die Hände nach der Stelle des Schmerzes sich hinbewegt, und waren hier, wie zum Gebete gefaltet, liegen geblieben. Es war, als ob das todtenbleiche Ange-

ficht, zwischen den röthlichen und blauen Blumen, die sich über dasselbe hinneigten und ihre Düfte ausgossen, wie in himmlischem Frieden lächle: eine solche Ruhe sprach aus allen Zügen des Gemordeten. Denn für ermordet hielten ihn alle, und ein Schrecken ergriff die Umstehenden, einen Todten vor sich zu sehen, der ohne das heilige Sacrament der Kirche verschieden war. Der Musiker erkannte seinen Wohlthäter; Thränen rannen über sein braunes Gesicht herab und in dem beweglichsten Tone rief er aus: o der gute liebe Herr, er muß gar fromm im Leben gewesen seyn. Der Mann nahm einem seiner Söhne den Hut vom Haupte und setzte diesen bei dem daliegenden nieder. Für die arme Seele des Verschiedenen, rief er zu den Umstehenden, daß Gott aus der ewigen Quaal sie erlöse. Selbst warf er eine von den Kronen hinein, die ihm Heinrich gestern geschenckt hatte. Von seinem Beispiel ermuntert und von tiefem Mitleid für den schönen Todten gerührt, ließen es auch die andern an reichen Gaben nicht mangeln; aber voll Grauen entfernte sich stille einer nach dem andern. Lange stand, in dem heißesten Gebete über seinen Wohlthäter hingebeugt, der Musiker da. Zuletzt ging auch er, mit vorsichtigen Schritten, nur leise klingelnd, gleich als fürchte er, aus seinem kalten Schlummer den Schlafenden aufzuwecken. Nur sein Sohn blieb bei dem Hute sitzen; lässig in der Hand die Rohrflöte, bat er die Vorübergehenden um eine Gabe für die in dem Reinigungsfeuer seufzende Seele. Schon nahten, durch das Gerücht von dem Morde herbeigerufen, vier dicht vermummte Ge-

stalten einer wohlthätigen Brüderschaft, schon neigten sie sich zu dem daliegenden hinab, bemüht ihn mit sich fortzutragen, als sie bei dem Zurufe einer nahen Stimme: Laßt, laßt den Todten; nicht euch, seinem Freunde gebührt die Sorge für ihn! sich wieder aufrichteten.

Füllemann war es. Bei der Nachricht von dem begangenen Morde, die er zufällig bei einem Ausgange auf der Straße vernahm, hatte ihn eine schreckliche Angst befallen. Sogleich eilte er nach dem ihm wohlbekannten Orte. Bei dem Eintritt in den Garten schon erkennt er seinen Freund; er stürzt herbei, ehrerbietig treten die vier verhüllten Brüder zurück. Auf seinen Freund sinkt er hin; er fühlt ihm die Pulse, lauscht auf seinen Athem, bemüht, ein Zeichen des noch nicht ganz entflohenen Lebens zu entdecken. Neugierige drängen sich herbei, alle stehen in tiefem Gefühle des Mitleids um den Trauernden und seinen todten Freund. In diesem Augenblicke erscheint auch der Pater Anselmo, und in tiefem Grimme, sich von dem Manne, der ihm den Lebenden entwendet hatte, nun auch den Todten entrissen zu sehen, rief er mit gräßlich drohender Stimme: Entfliehe, du unverständiges Volk; dieser hier ist nicht im Schooße der Kirche gestorben, noch in Versöhnung mit ihr! Alle fahren scheu zurück; der Mönch aber tritt näher und stößt mit dem Fuße den Hut um, daß das Geld über den geebneten Weg klingend hinrollt. Für diese Seele kein Opfer! schrie er. Er wandte den Rücken und alle entflohen mit ihm.

Füllemann allein blieb bei der Leiche seines Freundes

zurück, tief empört von der fürchterlichen Wuth des Mönches, den sogar der Tod nicht zu versöhnen vermochte und der auch da noch fort richtete, wo sonst ein Mensch über den andern zu richten aufhört, weil uns ja über den kein Gericht mehr zukommt, der bereits vor den ewigen Richter getreten ist. Er hatte auf der Stelle nach seinen Dienern geschickt, deren Ankunft er mit ängstlicher Ungeduld entgegensah. Es waren ernste, schmerzliche Augenblicke; er wußte *nicht*, war ihm sein edler Freund auf immer entrissen, oder durfte er hoffen, ihn wieder in das Leben zurückkehren zu sehen; denn er vermochte kein Zeichen des Lebens zu entdecken. Endlich erschienen seine Diener. In tiefer Bekümmerniß trugen sie, so schnell und behutsam als möglich, den regungslos in ihren Armen Ruhenden nach der Wohnung ihres Herrn. Als sie in den Hof traten, erwartete sie schon der Arzt des Hauses, nach dem sogleich Füllemanns Gattin, dieses entschlossene Weib, ohne durch Schrecken und Bestürzung sich die Besonnenheit rauben zu lassen, geschickt hatte. Innen an dem Eingange unter den Orangen stand gerade ein Sopha. Hier ließ der verständige Mann, um keine Zeit zu verlieren, den todt geachteten niederlegen. In dem tiefsten Schmerze versammelten sich alle Glieder der Familie um ihn. O der gute, der liebe Herr Friedberg! schrien die Kinder; jedes drängte sich herbei, jedes wollte etwas helfen. Und als ob ihre Liebe auch zugleich des schönsten Lohnes nicht ermangeln solle, so schlug der geliebte Freund, so wie man ihn niedersetzte,

Nvor noch ärztliche Hülfe bei ihm angewendet wurde, matt und langsam die Augen auf. O er lebt, er lebt! riefen alle freudig, und zu der Perle des Schmerzes womit noch ihr Auge erfüllt war, gesellte sich die des höchsten Entzückens. Alle drängten sich näher um den Freund zusammen, jedes wollte ihm in die Augen sehen. Wo bin ich? begann dieser mit schwacher Stimme. Mir war so wohl, nun schmerzt es wieder! — Er bemerkte die Umstehenden. — O bei euch, ihr Lieben? unter den Orangen? Nun wird alles gut. — Allein von neuem schloß er die Augen; neues Wehklagen verkündete die Besorgniß der Kinder. Aber die Mutter, nun schon getröstet, nahm die Kleinen mit sich; der Arzt sorgte für den Verwundeten. Er glaube nicht, äußerte er, daß die edlern Theile verletzt seyen. Heinrichs schnelle Wendung hatte den gut geführten Stoß der sichern Richtung beraubt, so daß der Dolch, abgleitend, eine zwar größere, dem Ansehen nach gräßlichere, aber minder tiefe und nicht tödtliche Wunde gemacht hatte. Sobald diese den nöthigen Verband erhalten und das Blut gestillt war, brachte man den außerordentlich erschöpften, der, wäre nicht noch zur äußersten Zeit diese Hülfe gekommen, wahrscheinlich ganz unterlegen wäre, nach einem der hintern Zimmer des Hauses, wo die thätige Hausfrau indessen für alle nöthige Bequemlichkeit gesorgt hatte.

Um so erschütternder aber wirkte dieß Ereigniß, das ihm den lieben Freund zu entreißen drohte, auf Füllemanns beunruhigten Geist, als ihn um dieselbe Stunde

die Nachricht von dem Tode eines andern ihm gleichfalls sehr theuern Landsmannes erschreckte. Er hatte dessen Zustand für so bedenklich nicht gehalten, und an dem heitern Feste hatten alle, in der frohesten Hoffnung, der Frühling werde die Wiedergenesung ihres gemeinsamen Freundes herbeiführen, bei dem Gläserklange auf das herzlichste seiner gedacht. Nun schied er, ehe recht der Frühling da war. Füllemann begleitete den Verstorbenen mit den andern Landsleuten an die den Fremden zum Begräbnisse angewiesene Stätte, und hielt ihm in mächtiger Bewegung bei dem offenen Grabe die Rede. Denn, dachte er bei sich, bald wird die geöffnete Erde auch den andern Freund verschlingen, der deinem Herzen noch theurer ist. Ein heftiges Wundfieber erregte nämlich wegen Friedberg, den sie im ersten Augenblicke der Freude aller Gefahr entrissen glaubten, bald von neuem die bangsten Besorgnisse. In der Stadt aber hielt man allgemein jene Bestattung für die des ermordeten jungen Deutschen, an dessen Tode alle, welche ihn kannten, den lebendigsten Antheil nahmen. Sogar der Pater, Leopold und die gräfliche Familie ließen sich durch das zufällige Zusammentreffen der Zeit täuschen, und nahmen ohne nähere Forschung, vor welcher eine innere Scheu sie zurückschreckte, den Tod ihres gemeinsamen Freundes an; zumal, da Anselmo diesen mit eigenen Augen in seinem Blute hatte regungslos daliegen sehen. Füllemann aber war in dem gegenwärtigen Augenblicke allzu sehr mit seinem Freunde beschäftigt, als daß er irgend etwas anderes beachtet

hätte. Seine Reise unterblieb von selbst, und später wollte er, aus wohl erwogenen Gründen, nicht öffentlich diesem Gerüchte widersprechen. Heinrich glaubte durch den Mönch den Dolch erkauft, und man ließ ihn sorgsam bei dieser Meinung, um ihn in seinem ohnehin so gefährlichen Zustande nicht noch tiefer in seiner Seele zu verwunden.

Sechstes Kapitel.

Alle Hausgenossen bemühten sich in wetteifernder Sorge um den todtkranken Freund, aber vor allen bewährte sich Arnolds stille Treue, und von neuem erkannten alle, was für ein köstliches Kleinod sie an diesem Manne in ihrer Mitte besaßen Heinrichs sanftes, heiteres Wesen hatte besonders auch seinen stillen Geist angesprochen, und er hing mit einer Zärtlichkeit an seinem jüngern Freunde, wie kaum ein Vater an seinem Sohne. Nun ließ er sein Bett neben dem des Kranken aufschlagen, von dessen Seite er Tag und Nacht nicht wich, so lange dieser in schweren Fieberträumen da lag. Nach und nach nahm die Heftigkeit des Fiebers ab, aber jetzt zeigte sich auch die ganze Ermattung des Verwundeten. Indessen die unermüdlichste Pflege, die es an nichts fehlen ließ, was nur Stärkung der erschöpften Kraft,

Heiterkeit dem getrübten Geiste zu gewähren vermöchte, siegte bald auch hierüber. Schon war der Kranke so weit genesen, daß man es wagen durfte, ihn mit seinem Bette an das geöffnete Fenster hinzurollen. Mit einem unendlich süßen Gefühle ließ er sich von dem milden Sonnenlichte bescheinen. Schon waren alle Bäume und Gesträuche in den herrlichsten Blüthenschmuck gekleidet; die Luft war von den köstlichsten Düften erfüllt, die er mit ihrem erfrischenden Hauche einsog und die ihn, wie ein rechter Lebensbalsam, bis in sein Innerstes erquickten. Und wenn nun noch unter dem Fenster Brüder und Schwestern, in der Mitte blühender Beete selbst die schönsten Blumen des Gartens, zum Gesange ihre reinen Stimmen vereinten, so war ihm, als ob die Töne eines seligern Lebens nicht von unten herauf, sondern von oben herab in sein überglückliches Herz herüber sprächen, und wenn er die herzliche Liebe aller dieser Menschen ansah, so vergoß er oft Thränen des freudigsten Dankes. O ihr guten, guten Menschen, sprach er oft mit noch schwacher Stimme, wie reich seyd ihr an Liebe! Aber ihr selbst wißt auch am besten, daß nichts das Menschenherz mehr erquickt als die Liebe. Darum spendet ihr so reichlich aus euerm Schatze; und möge doch der, welcher von oben segnet, ihn stets überfließen lassen von seinen besten Gütern!

In solcher Pflege und bei seiner unverdorbenen Jugendkraft genaß er schneller, als es auch die kühnsten Erwartungen seines thätigen und wohlerfahrenen Arztes bei seinem sehr bedenklichen Zustande gehofft

hatten. Worüber er aber noch mehr seinem gütigen Geschicke zu danken Ursache hatte: nicht bloß die Wunde, die so nahe an das Herz traf, auch die in seinem Herzen heilte nach und nach, und es blieb nicht darin die Bitterkeit zurück, welche zu häufig nur solche Ereignisse ein halbes Menschenleben in uns zurücklassen, und die, wenn lange schon die äußere Wunde vernarbt ist, noch die viel tiefere innere Wunde offen erhält. Darum hätte er die verflossene Zeit auch noch einmal ohne die Schmerzen, welche sie ihm bereitete, zurückrufen können, er hätte die Narbe in seiner Seite nicht missen mögen. Denn daß sie ein Zeichen des erlittenen Hasses war, hatte er schnell vergessen; sie war ihm das dauernde Denkmahl der hohen Liebe, ohne die er schwerlich je von dieser Wunde genesen wäre, und oft dachte er bei sich: wir sollten nicht klagen, wenn die ewige Liebe mit einer ernstern Mahnung uns zurecht weiset. Das thut sie nur, damit dann in der Prüfungsstunde die irdische Liebe sich uns in ihrer schönsten Verklärung zeigt. Und gibt es auch etwas Erhebenderes, als zu sehen, was alles in Liebe ein edles Menschenherz vermag? Aber nur dem unglücklichen, nicht dem glücklichen Geliebten vermögen wir uns zum Opfer zu bringen; und so manche heilige Tiefe in unserm eigenen Innern würde uns ganz verborgen und verdeckt bleiben, wenn nicht der Schmerz mit seinem Stachel weiter dränge, als die Freude, und vor unserm innern Auge die Hülle lösete.

Unser Freund konnte nun schon, von den Lieben

geleitet, unter die blühenden Orangen hinabsteigen. Dabei war es eine Lust anzusehen, wie alle sich hindrängten, ihn zu stützen oder zu führen, und die Kleinen, die vor den Großen nicht an seine Seite konnten, wenigstens jedes Steinchen, jedes Holz vor ihm aus dem Wege räumten. Indessen hatten andere schon das lieblichste Plätzchen ausgesucht und im warmen Schatten mit aller Sorgfalt einen bequemen Sitz bereitet. Sobald er aber selbst, ohne fremde Hülfe, umherwandeln konnte, stritten sie nicht selten mit dem größten Eifer unter einander, auf wessen Lieblingssitz Herr Friedberg sich heute niederlassen sollte, und er mußte ordentlich mit jedem Tage wechseln, um nicht einem von den lieben Geschöpfen wehe zu thun.

Sein kleiner Namensbruder fing allmälig an, die Kraft der kleinen Beine zu versuchen. Wir beiden, pflegte dann wohl Heinrich, dessen Schritte auch noch sehr schwankten, zu sagen, werden nächstens einen Wettlauf mit einander anstellen. Alle hatten ihre Freude daran, wie der Kleine sich von dem einen loswand und zu dem andern hinwankte, und wo er nicht wagte einen freien Raum gerade zu durchschneiden, einen viermal längern Weg längs der Laubwand machte, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Wenn aber dem Wiedergenesenden so vieles in dem Kreise dieser Familie wohl that, so fühlte er sich zugleich oft recht erhoben durch den tiefen religiösen Sinn der Mutter und nicht wenig erbaut durch die Art, wie sie selbst in den gewöhnlichsten Ereignissen in Dingen, die von jedem andern unbeachtet geblie-

ben wären, eine höhere Andeutung, einen ermunternden Wink der Vorsehung und eine tröstliche Beruhigung finden konnte.

Mit besonderer Freudigkeit blickte sie eines Tages ihren kleinen Liebling mit ihren klaren braunen Augen an. Ach, sagte sie, zu Heinrich und ihrem Gatten gewendet, ich muß euch doch erzählen, was für tröstliche Gedanken dieses Kind die verflossene Nacht in mir geweckt hat. Wachend lag ich da, überschwenglich glücklich in dem Gedanken, alle die Lieben so wohl um mich zu wissen. Da regte sich mein kleiner Heini, stand in seinem Bettchen auf und reckte die kleinen Hände nach mir aus, als wolle er mich wecken. Ich regte mich nicht, in der Erwartung, das Kind solle mich erreichen, und beobachtete es stille mit halb geöffneten Augen; aber ohne einen Laut legte es sich wieder nieder. Abermals richtete es sich auf und langte nach mir, ohne mich zu erreichen. Ich wollte eben einen Kuß auf seinen Mund drücken, da legte es abermals sein Köpfchen auf das Kissen nieder, faßte dieses mit der Hand, und schlummerte, es an sich drückend, stille ein. Nun richtete ich mich auf, zog seine Decke die es von sich gestreckt hatte, leise auf das Kind, und drückte dem schlummernden Lieblinge einen Kuß auf die Stirn. In meiner Seele aber sprach, wie eine Stimme von Gott, der Gedanke zu mir: Siehe Weib, so waltet die ewige Vorsicht über ihren Kindern. Wir reichen oft ungeduldig nach ihr, wie in unbeachtendem Schlummer scheint sie unser Verlangen nicht zu bemerken, und wir vergessen am Ende selbst

wieder, was wir von ihr wollten. Sie aber lächelt in-
dessen über uns, und wenn wir schlummern, sitzt sie wa-
chend uns zur Seite und hilft uns im Schlafe.

Wohl, sagte Heinrich, wer nur Gott immer recht im Herzen hätte, der fände ihn auch in allen äußern Begegnissen wieder.

Er war indessen ganz wie der älteste Sohn im Hause geworden, und welche freudige Unterhaltung gewährte es ihm nicht oft den stillen Gang dieses Hauses, den er nun selbst mit lebte, zu beobachten, besonders der immer thätigen Hausfrau zuzusehen, wie sie alle ihre Hausgenossen, zumal ihre Kinder, zu beleben, zu wecken, und überall den Geist der Liebe rege zu erhalten wußte. Was sie auf irgend eine Weise selbst für ihre Kinder thun konnte, überließ sie keinem andern. Denn, äußerte sie oft, sollte auch in der Besorgung anderer Geschäfte etwas an der nöthigen Sorge und Aufmerksamkeit fehlen, so leidet höchstens der Haushalt dadurch; aber was meinen Kindern abgeht, daran leidet mein eigenes innerstes Leben, und dieser Verlust läßt sich auf keine Weise ersetzen.

Es war aber die Jugend dieser Kinder recht ein blühender Paradieses-Frühling. Von früh an wuchsen sie in der schönsten Heiterkeit in diesem Hause auf, in welchem man die Sorge unter keiner Gestalt zu kennen schien. Die Liebe war ihre Pflegerin, und damit sie nie der Freude entbehren sollten, so wurden sie an unendlich wenige Bedürfnisse gewöhnt. Denn wenn auch bei irgend einem Feste nichts mangelte, was den Glanz

desselben oder die Heiterkeit der Gäste erhöhen konnte, so lebte man doch gewöhnlich ganz einfach, wenn man für sich allein war, weil es Grundsatz war, so zu leben, und weil man lange schon bei der Befolgung dieses Grundsatzes sich wohl befunden hatte. Wer das Leben dieser Familie ansah, der hätte glauben sollen, daß es nur von dem ernsten Willen jeder andern, sollte sie auch eine gleich heitere Umgebung aus Mangel so reicher Mittel sich nicht schaffen können, abhänge, in gleicher Freude zu leben. Denn alles andere schien nur Schmuck und äusserliche Verzierung zu seyn, in welche man die rechte Würze der Freude einschloß: die Freude an der Natur, die, welche die Liebe gewährt in dem Kreise geliebter Wesen, und die, welche wir schöpfen in dem seligen Frieden des eigenen reinen Bewußtseyns. Aber kann nicht jeder der ewigen Mutter als ihr treues Kind an der Brust liegen, und wenn die Liebe aus dem Kreise der Unsrigen, der Friede aus dem eigenen Herzen weicht, warum geschieht es, als weil wir diese selbst daraus verscheuchen?

Siebentes Kapitel.

So von außen gestärkt durch den wohlthätigen Hauch der herrlichen Jahreszeit, und innerlich gelabt durch das Wehen des Friedens, der in dem stillen Heiligthume dieses Hauses waltete, hatte unser Freund seine volle Kraft wieder gewonnen und die Gesundheit blühete von neuem auf seinen Wangen; aber der Gedanke an Leopold war fortdauernd mit den schmerzlichsten Erinnerungen für ihn verbunden. Füllemann achtete es für heilige Pflicht der Freundschaft, so empfindlich er auch Heinrichs tief fühlendes Gemüth damit verletzen mochte, dennoch diesem länger nicht zu verbergen, was er von dem Baron in Erfahrung gebracht hatte, und das um so weniger, da sich nicht voraussehen ließ, wie Heinrich mit demselben auf seinen Reisen wieder zusammentreffen konnte. So verschwieg er es denn seinem Freunde nicht: durch seine angestellten Nachforschungen habe er in seinem Innern sich überzeugt, daß der Baron es sey, der den Dolch erkauft habe, und, wie es scheine, nicht ohne Mitwissen der gräflichen Familie. Denn nicht lange nach jenem Vorfalle habe sich die Gräfin mit ihrer Tochter aus der Stadt entfernt, Leopold sey noch eine Zeit lang, wie in Verzweifelung, umhergegangen, dann auch plötzlich verschwunden, ohne daß er bis jetzt etwas von allen habe erfahren können. Auch der Pater habe sich seit jenem Tage nicht mehr vor ihm sehen lassen.

Heinrich hatte von Herzen seinem unwürdigen Freunde verziehen, aber das thut schon wehe, einem Freunde verzeihen zu müssen und das Band der Liebe zwischen uns und einem Menschen zerrissen zu sehen, der wenigstens einmal mit ungeheuchelter Innigkeit uns zugethan war. Aber mehr als Leopold, von dem allmälig selbst seine Gedanken sich lossagten, beunruhigte ihn Albert, der Mahler. Den ganzen Winter über hatte er von diesem keine Nachricht erhalten, und auch jetzt, da die verabredete Zeit verlaufen war, erschien der Erwartete nicht. Heinrichs Beunruhigung stieg mit jedem Tage. Der Arzt hatte zu einer Reise, als für sein Befinden sehr zuträglich, gerathen; dieß bestimmte ihn um so mehr zu einem Ausfluge. Er wollte den Freund an dem wohlbekannten Orte bei dem Comer-See aufsuchen; wenigstens hoffte er dort etwas Bestimmteres über ihn zu vernehmen. Mit einem Herzen, voll von dem innigsten Danke und der feurigsten Liebe trennte er sich von der edlen Familie, in deren Schooße ihm selbst Schmerz und Wunde theuer geworden waren. Er hoffte bald mit Albert zu den Freunden zurückzukehren.

Mit seiner Kraft und Genesung gewann er auch seine gewohnte Heiterkeit wieder, und um von seinem innern Seelenhimmel auch die letzten Wolken zu verscheuchen, war nichts förderlicher als die Reise in dieser Jahreszeit und die in ihm durch die heitre Umgebung erhöhete Hoffnung, den geliebten Freund bald zu sehen. Voll Sehnsucht nach diesem eilte er, wie im Fluge, ohne Rast durch das schöne Land, das noch in

dem frischesten Frühlingsglanze und in aller Fülle der reizendsten Vegetation prangte, ohne daß die heißere Jahreszeit, die eben herannahte, etwas daran gebleicht oder entstellt hatte. Er kam seinem Freunde zuvor, und da man an dem Comer-See auch den Mahler nicht aber Friedberg erwartete, so entspann sich hieraus bei Cäcilien, die noch keinen der beiden Freunde gesehen hatte, die Verwechselung zwischen beiden. Aber war Cäcilie über die Täuschung betroffen, so war es unser Freund in noch höherem Grade; doch es war ein freudiges Staunen bei beiden. Aus Alberts Schilderung hatte er in der Jungfrau ein leidendes, blindes Wesen erwartet, und nun stand ein freudiges Bild des blühendsten Lebens vor ihm, das aus den schönsten Augen ihn anblickte und über dessen ganzes Wesen eine Reinheit, ein Reiz eine Anmuth, eine Lieblichkeit verbreitet war, wie er noch nie gesehen hatte. Auch der Freiherr trat jetzt mit dem Enkel herbei. Man verständigte sich leicht; man bewillkommte sich wie alte Freunde, die nach langer Trennung unerwartet zusammentreffen, und forschend einander ansehen, und je mehr sie einander anblicken, um so deutlicher die lieben wohlbekannten Züge und Eigenheiten, aller Veränderungen ungeachtet, welche die Zeit und ungleiche örtliche Sitte und Gesellschaft darin hervorgebracht haben, wieder an einander erkennen. Heinrich war durch die Briefe seines Freundes mit allen Gliedern der kleinen Familie wohl vertraut geworden. Er selbst aber hatte von seiner tiefern, geheimern, innern Seite sich ihnen enthüllt, sein Eigenstes in ihre

Hand gegeben. Denn Albert, stolz auf seinen herrlichen Freund, hatte zuletzt nicht mehr bloß die Schilderung von so vielen merkwürdigen Denkmählern des Alterthums, sondern auch gar manche andere Stelle mitgetheilt, worin die ganze Hoheit seines Freundes sich kund gab. Wie man sonst wohl nach den Zügen des Gesichtes und der ganzen äußern Erscheinung eines Menschen sich ein Bild seines Characters und innern geistigen Lebens entwirft: so hatten sie aus der Eigenthümlichkeit seines verborgenen geistigen Seyns, wie diese aus seinen Briefen hervorleuchtete, dessen Spiegel und Abdruck, sein sichtbares Bild sich entworfen, und Cäcilie begriff sich selbst nicht, wie sie ihn nur einen Augenblick hatte mit Albert verwechseln können, der doch ganz anders aussehen müsse. Alle versicherten, sich gerade so sein Bild gedacht zu haben; aber was sie ihm nicht sagten, er erschien ihnen noch höher und herrlicher, als sie sich sein Bild entworfen hatten. Über das Heil, das Cäcilien wiederfahren, bezeugte er seine wärmste Freude, und sie waren gleich in den ersten Stunden so vertraut unter einander, als ob sie schon viele Jahre mit einander gelebt hätten. Auch ihre gemeinsame Liebe zu Albert, ja ihre Sorge um ihn, band sie noch näher an einander und der Mahler war natürlich bald der Gegenstand ihres Gespräches. Man forderte von einander Auskunft über ihn, ohne sich diese geben zu können. Darin aber stimmten alle überein, daß er, wenn auch durch irgend eine Hinderung aufgehalten, später, als die Abrede es verhieß, doch gewiß kommen werde, weil er sonst ohne

Zweifel seine Freunde würde von seinem veränderten Entschlusse benachrichtigt haben, zumal da Friedbergs fernere Reiseplane auf seiner Rückkehr beruhten. Diesen aber lud man auf das freundlichste ein, bei ihnen des gemeinsamen Freundes Ankunft zu erwarten.

Wie gern gehorchte nicht Heinrich dieser Einladung. Auch seinen für alle Schönheit der Natur so empfänglichen Geist sprach die herrliche Landschaft mächtig an, und mit einem geheimen, ihm selbst unbewußten Reize fesselte ihn sogleich Cäciliens erste Erscheinung. Er bezog in dem nahen Dorfe dasselbe Haus, dasselbe Zimmer, das sein Freund bewohnt hatte, und war wie dieser der tägliche Gesellschafter der Familie des Freiherrn. Und wie viel heiterer war nicht jetzt das Leben in diesem Hause! Die frühere trübe Stimmung war durch Alberts Ernst oft noch düsterer geworden; mit Cäciliens Augenlichte aber war auch ein Licht der hellesten Freude in dem Hause aufgegangen. Sie war viel lebendiger und regsamer geworden, und sie genoß um so mehr die ganze Süßigkeit des Lebens, das alle seine Reize in dem schönsten Lande um sie ausbreitete, als der Genuß desselben in ihrem reinen Herzen durch keine störende Beimischung getrübt wurde. Mit welchem Entzücken blickte sie immer noch in die helle, sonnenbeleuchtete Landschaft hinein, als ob sie sich zum ersten Male vor ihrem erstaunten Auge aufschlösse, oder wie selig stand sie nicht oft vor einer Blume, und konnte den trunkenen Blick nicht abwenden. Heinrich theilte dann ihr ganzes Entzücken. Auch sein stiller Sinn war

besonders der unschuldigen Welt der Pflanzen befreundet, die er früher zu einem eigenen Gegenstande seines Studiums gemacht hatte. Oft brachte er von den Wanderungen, die er auf die benachbarten Berge und an dem See hin machte, dreißig oder vierzig verschiedene Pflanzenarten mit zurück, und es gewährte ihnen dann ein ganz vorzügliches Vergnügen, gerade ihre verschiedenartigen Blüthen mit einander zu vergleichen, wie zumal in diesen nicht bloß die herrlichste Pracht stummer Schönheit, sondern auch eine bewunderswürdige Mannichfaltigkeit der Formen sich dem Auge darbietet. Wer könnte auch zählen alle diese Blumengebilde, wie sie im Spiele aller Farben, zwischen dem Teller, dem Rade, dem einfachen Sterne bis zur vollesten Rose und der Sonne, die aus ihrem Mittelpunkte zahllose Strahlen aussendet, zwischen der Röhre und dem Trichter, dem Kelche und der Glocke wechseln; hier der Kugel, dort dem Kreuze, oder dem Helme oder der Larve ihre Gestalt scheinen abgesehen zu haben; bald sich schließen, bald die Lippen oder den Schlund oder Rachen öffnen, und dort wieder in wunderlicher Mischung aller Formen sich gefallen, bis zur der Schmetterlingsblume, die von dem summenden Insekte selbst, das daraus den Honig saugt, die Flügel scheint geborgt zu haben. Dabei konnte Cäcilie oft in lauter Freude jubeln, und wenn uns oft schon der Anblick einer einzigen neuen Pflanzenform, einer noch nicht gekannten anmuthigen Blüthe so hohes Vergnügen gewährt, so denke man sich das freudige Staunen und die Verwunderung eines für solche Schönheit so

empfänglichen Gemüthes, wie das Cäciliens war, dem eine ganze blühende Welt in ihren reichsten Formen und dem hellesten Farbenlichte mit Einem Male sich aufthat. Nicht bloß ihr Auge, auch ihr Herz freute sich, und ihr glänzender, zum Himmel gewendeter Blick sagte, wie sie dabei gedenke des Herrn solcher Herrlichkeit.

Auch Heinrich fühlte sich dann tief durchdrungen von Verehrung vor der Fülle und dem unerschöpflichen Reichthume der schaffenden Weisheit, die allein schon das Gebilde der einzigen Pflanze in so unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen darstellt. Es gibt Leute, sagte er eines Tages, die sich wundern, wie man einem so unbedeutenden Dinge, als die Pflanze ist, überhaupt nur Aufmerksamkeit schenken kann, aber in der That, ich begreife es nicht, wie ein Mensch auch die einfachste, unansehnlichste Pflanzenform ohne höchste Verwunderung anzusehen vermag. Und wie sollten nicht auch die Pflanzen, die unserm Auge den labendsten Anblick gewähren, deren Farbe die der Hoffnung und des Lebens ist und denen wir überall begegnen, wo wir nur einen einzigen Schritt in das Freie hinaus thun, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit, ja unsre Liebe verdienen, und welchen reichen Genuß habe ich nicht schon meiner Beschäftigung mit diesen harmlosesten Kindern der Natur verdankt! Nicht nur, daß wir in jeder Pflanze, die wir lange nicht gesehen haben, gleichsam wieder einen alten Freund und lieben Bekannten begrüßen, und die ödeste, einförmigste Gegend, der ein anderer nicht früh genug enteilen kann, durch eine sel-

kene, eine fremde Pflanze, die uns dort begegnet, einen ungemeinen Reiz für uns gewinnt: wie viele Erinnerungen sind nicht zugleich für uns an die Pflanzen geknüpft! Wie vermöchten wir sie auch wieder zu sehen, ohne dabei des Ortes, des Berges, des Flusses zu gedenken, wo wir sie zuerst fanden, oder des Freundes, aus dessen Hand wir sie empfingen und der sie uns suchen half, oder so manches Umstandes und Verhältnisses, so manches kleinen Begegnisses, das an ihre Erscheinung für uns geknüpft war. Freilich fügte er hinzu, lauter freudige Erinnerungen sind es auch nicht immer. So kann ich die schöne Persische Syringe nicht ansehen, ohne dabei eines frühe verblüheten lieben Bruders zu gedenken, der diese Blume vorzüglich liebte und den wir auch im Tode damit bekränzten.

Dabei gedachte auch Cäcilie der Blumen, die ihr Bruder Robert bei dem Besuche in der Erziehungsanstalt bringen wollte und welche zuerst recht lebendig das schmerzliche Gefühl in ihr weckten, daß die blühende Welt vor ihren Augen sich geschlossen habe. Zugleich trat der Bruder auf das lebendigste in ihre Erinnerung, und vielleicht, dachte sie, sieht er nicht bloß keine Blumen, auch den Blick der Himmelssonne, der sich so lieblich in den Blumen spiegelt, nicht mehr.

Achtes Kapitel.

Indessen wenn auch zuweilen der düstere Schatten einer schmerzlichen Erinnerung in das lichte Leben unserer Freude fiel, so verschwand er schnell wieder in der Heiterkeit desselben; und wenn oft die sie umgebende reizende Natur der Gegenstand ihrer Gespräche ward, so kehrten sie nicht minder häufig mit Heinrich nach Rom zurück. Besonders freuten sich alle, wenn er von der hohen Liebe und Innigkeit in Füllemanns Familie erzählte; denn seine eigenen Schicksale berührte er nie, weil er überhaupt nicht gern von sich selbst sprach, am wenigsten aber in Cäciliens stiller Seele das Entsetzen vor solchem Gräuel hervorrufen wollte. Dagegen erzählte man ihm vieles von ihrem gemeinsamen Freunde und zeigte ihm gar manches Bild, was dieser bei ihnen gemahlt oder nur im Umrisse leicht und doch kräftig entworfen hatte. Mit besonderer Rührung und Freude hörte aber Heinrich zu, wenn die Rede auf den alten Medicus kam, und je mehr er von diesem vernahm, um so deutlicher trat auch aus seiner eigenen Erinnerung dessen ehrwürdige, wohlbekannte Gestalt hervor. O es leidet keinen Zweifel, rief er eines Tages freudig aus, es ist kein anderer, als der herrliche Theodorus! Ja, wo dieser sich zeigt, muß er auch, als ein rechter Bote Gottes, den Segen des Himmels mit sich bringen. Auch mein Wohlthäter ist er, und wenn ich in

mir nicht ganz des Glaubens entbehre, wem anders verdanke ich dieß, als ihm?

Der Freiherr und Cäcilie baten, ihnen nichts verborgen zu halten, was er von diesem Manne wisse, den auch sie so sehr verehrten, und der sie aus großer Bescheidenheit mit den Schicksalen seiner Person ganz unbekannt gelassen habe.

O, sagte Heinrich, daß meine Zunge Worte fände, Ihnen diesen Mann zu schildern, wie sein Bild groß und herrlich vor meiner Seele steht! Noch hat mir von allen Menschen, denen ich begegnet bin, keiner so hohe Verehrung, als dieser abgewonnen; und kaum kann ich meinen Vater mehr lieben, als ihn. Doch hören Sie erst, wie ich mit ihm bekannt wurde.

Ich habe Ihnen schon die Stadt genannt, wo ich meine wissenschaftlichen Studien vollendete. Botanik war damals schon eine meiner liebsten Beschäftigungen, und wie oft wanderte ich nicht auf den Bergen umher, welche über die freundliche Stadt zu beiden Seiten des Stromes aufsteigen, um alles zu sammeln, was die dortige Flora in so reicher Fülle darbietet. Wenn ich so recht mit Pflanzen bepackt und die Hände so damit angefüllt, daß ich den Gruß eines Vorübergehenden nicht zu erwiedern vermochte, die einsamen Pfade hinwandelte, begegnete mir oft die freundliche, einfache Gestalt eines ältlichen Mannes, den ich sogleich für einen Landgeistlichen hielt. Wir waren nach und nach, ohne mehr als einen flüchtigen Gruß gewechselt zu haben, Bekannte geworden. Eines Tages hatte ich mich

an dem Abhange des Berges gelagert, ganz versunken in der Betrachtung der herrlichen Gegend, durch welche der goldene Strom, glänzend in dem Scheine der Abendsonne, floß, und über die ein röthlicher Duft wie mit rosigem Hauche hinwehte und das Ganze zu einem einzigen magischen Bilde mit wunderbarem Reize zusammen verwebte. Er hatte sich indessen zu meiner Seite niedergelassen und mochte eine Weile schweigend neben mir gesessen seyn, bis ich seine Nähe bemerkte. Nun drückte er mir leise die Hand, eine Thräne glänzte in seinem Auge. Ja, das ist herrlich! sprach er, und nun entspann sich das erste Gespräch zwischen uns, das er von seiner Seite mit der Einladung schloß, ihn in seinem stillen Aufenthalte zu besuchen.

Das ganze Wesen des Mannes hatte mich wunderbar angesprochen. Ich benutzte den nächsten freien Tag, ihn in seinen Umgebungen näher kennen zu lernen. Der Weg führte mich durch einen gar herrlichen Buchenhayn in ein freundliches grünes Wiesenthal, durch das ein klarer Bach rann, zu dessen Seiten ein friedliches Dörfchen ausgebreitet lag. Fruchtbare Getreidefelder schlossen auf der andern Seite an die Wiesen sich an, alles verkündete Reinlichkeit und Wohlstand. Sogleich beim Eingange des Dorfes ließ mich ein artiges Landhaus, von Gärten rings umschlossen, die gesuchte Wohnung vermuthen. Freundlich trat mir Theodorus aus dem Garten entgegen; mir herzlich die Hand schüttelnd, rief er seine Gattin herbei, die im Garten beschäftigt war, ein thätiges, anspruchloses Hausmütterlein, die

aber unter ihrer Anspruchlosigkeit Eigenschaften verbarg, welche man kaum da hätte suchen sollen, und die sie des herrlichen Gatten ganz würdig machten. Siehst du nun, liebe Elisabeth, sagte er, daß mich meine Ahnung nicht trog, ein lieber Freund würde uns heute besuchen? Ich fühlte mich so wohl unter diesen Menschen, es war mir, als ob ich bei meinen Eltern sey, und nirgends anders daheim seyn könne.

Wie oft wiederholte ich diese Besuche, und welche Tiefe des Gemüthes, welche Macht des Glaubens, welche Begeisterung der Liebe lernte ich immer mehr bei einem Schatze des reichsten Wissens in diesem Manne kennen! Ich darf wohl sagen, das Beste, was ich weiß, habe ich durch ihn gelernt: daß Glauben mehr ist als Wissen. Wie ganz anders sah er viele Dinge an, als meine frühern Lehrer. Ich bildete mir mit diesen ein, alle Geheimnisse des Himmels und der Erde erkundet, das Band gefunden zu haben, welches das Endliche und Unendliche, die Tiefe und die Höhe an einander bindet; bei Theodorus lernte ich Demuth üben. Wenn ich jene so oft sah, wie stolze Richter, über das göttlichste der Bücher Gericht halten, wie sie hier geradehin etwas wegstrichen, dort nach angebrachter nöthig geachteter Veränderung es mit vornehmer Miene noch stehen ließen; hier das heilige Wort nur als ein Gewand brauchten, ihre eigene Meinung darin zu kleiden, dort etwas für eine beschränkte Ansicht, einen Wahn jener alten Zeit erklärten oder für eine bloße Nachgiebigkeit des hohen Meisters gegen dieselbe, oder für eine Schwäche,

ein Vorurtheil, das seine erleuchteten Schüler doch als ein Erbtheil ihres Volkes nicht ganz von sich abstreifen konnten, über das aber wir uns billig hinaussetzen dürfen; wenn ich sah, wie so durch die Geschicklichkeit der Ausleger alles fiel, was mit ihrer eigenen Ansicht nicht zusammenstimmte — wie fromm und schüchtern, mit welcher heiligen Verehrung sah ich dagegen Theodorus in der Schrift forschen! Wie oft, sagte er, habe ich in dem, was mir erst nicht passen wollte, nachher durch fleißiges Suchen den tiefsten, herrlichsten Sinn gefunden; und daß er den recht Christlichen Sinn besitzt, wer kann ihn sprechen hören, ohne sich davon zu überzeugen?

Ich habe ihn, bemerkte Heinrich bei einem andern Anlasse, in schwerer Stunde beobachtet. Eine zahlreiche blühende Familie hatte er nach einander verloren; das trübte die Heiterkeit seines Geistes nicht; zuletzt sollte er sich auch von seiner Lebensgefährtin trennen. Es war ein harter Kampf, in dem er rang. Aber auch in dem herbsten Schmerze dankte er mit rechter Freudigkeit der ewigen Liebe, daß sie ihm so lange die Freundin geschenkt hatte. Denn der Vater hätte sie auch viel früher, sagte er, zu sich rufen können, und ich hätte auch diesem Rathschlusse mich unterwerfen müssen. Freilich solches Gut zu verlieren, thut wehe; eben darum bete ich immer zu Gott, er möge mir Kraft und Stärke verleihen, damit die Trauer über das Entbehren des theuern Gutes nicht so mächtig in mir werde, daß ich darüber die hohe Wohlthat vergesse, die er in dem

langen Genusse desselben mir so gnadenreich gewährt hat. Und auch das, setzte er hinzu, ist mir ja ein Trost, daß ich alle Sorge zurücklasse, und wenn einmal des Herrn Stimme mich ruft, um so freudiger hinübertrete aus dieser schönen Welt in die noch schönere, als auch alle meine Lieben mir von dort entgegen winken. Jetzt aber will ich in seinem Dienste wirken, so lange er mir den Tag schenkt. Und er hat treulich Wort gehalten.

Er liebte mich, fuhr der Erzähler fort, wie seinen Sohn, und weil ich sah, wie wehe dem alten Manne seine gänzliche Einsamkeit that, so zog ich eine Zeit lang zu ihm hinaus. Früher schon hatte er neben seiner Theologie das Studium der Medicin ergriffen. Damit beschäftigte er sich nun viel, und pflegte oft zu sagen: ein ähnliches Band wie das, welches Leib und Seele an einander knüpft, verbindet auch die Wissenschaften unter einander, welche uns beide kennen und heilen lehren; und nie nahte ich mit meiner geistlichen Hülfe willkommener, als wo ich auch die leibliche brachte. Mit der zärtlichsten Liebe hingen alle an diesem Manne, welche um ihn lebten, und unter allen befand sich nicht einer, dem selbst, oder dessen Familie er nicht irgend eine Wohlthat erwiesen hätte.

Er war es, der mich in die Zeit der Reformation, da der Glaube jugendlich frisch und stark den Banden des Kirchenthums sich entwand, zurückwieß. Denn er selbst lebte ganz in jener Zeit und las am liebsten die Schriftsteller derselben. In dem Sinne dieser Zeit nannte er sich auch mit dem Griechischen Namen

Theodorus, denn sein Familien-Name ist eigentlich Gottschenk. Nie habe ich ihn mehr begeistert gesehen, als wenn er von dieser Zeit sprach. Da, sagte er, gab es noch mächtige Geister, die kühn genug waren, wie jene Märtyrer unsrer frühern Christlichen Kirche, für ihre heilige Überzeugung Blut und Leben zu opfern, und welche hohe, herrliche Kraft setzt es nicht voraus, welches Licht des Geistes, so mit einem Male den Wahn ganzer Jahrhunderte, in welchem sie selbst genährt und erzogen waren, von sich zu stoßen! Da lebte noch der Glaube, der unsrer Zeit verloren gegangen, und woran auch könnte ein Christliches Herz nächst Gottes Wort, das ja auch dieser Heldenglaube wieder eröffnet hat, sich besser laben!

Auch habe ich meinen milden, freundlichen Theodorus nur ein einziges Mal recht ingrimmigen Muthes gesehen, als er einst ein Buch in die Hände bekam, worin so ziemlich offenbar behauptet ward: der Segen der Kirchen-Reformation sey eben so hoch nicht anzupreisen, sie habe nur den ruhigen Gang der Entwickelung der Menschheit gestört und viele Noth und Verwirrung in die Welt gebracht, wobei gar manche zarte, süße Blüthe erdrückt worden; alles wäre doch, auch ohne die stürmischen, gewaltsamen Reformatoren so gekommen und nebenbei manches Herrliche, das durch ihren Ungestüm zu Grunde gegangen, gerettet worden. Erst schwieg er eine Weile, und sah nochmals das Buch an, als ob er sich überzeugen wolle, daß es wirklich also da geschrieben stehe. Was? rief er dann; dieß kommt

mir eben so vor, als wolle man es einem Menschen, den man listig nach und nach mit so vielem Schmuck und allerlei Zierrath behangen, daß er zu ersticken in Gefahr ist, verargen, daß er gewaltig allen den Schmuck anfaßt und wie er desselben habhaft werden kann, Stück für Stück abreißt, und nicht lieber geduldig harret, bis man ihm vorsichtig alle die schönen Bänder und Kettlein und Gewänder abnehme! Auch ohne dieß würde man ihm nach und nach seine Freiheit und die frische Lebensluft wiedergegeben haben, und von dem Schmucke hätte er dennoch die auserlesensten Stücklein beibehalten und zu eigener Zierde und dem Ruhme Gottes tragen können. Ja selbst, wenn er — was nicht geschah — in der Freude der wieder erlangten Freiheit zu weit gegangen, wer trage anders die Schuld, als die, welche so lange sein heiligstes Erbe ihm entzogen? Und diese Weisen in ihrer Klugheit, sollen sie nicht bemerkt haben die Hand des Herrn, wie sie so huldvoll aus jener gewaltigen Zeit hervorwinkt? Oder glauben sie, ein Paar Menschlein hätten mit ihrem schwachen Odem eine solche Gluth und ein so hoch loderndes Feuer anzufachen vermocht, daß die tausendjährige Hierarchie es nicht ausblasen konnte, wenn nicht eben die Vollendung der Zeit einen solchen Umschwung der Dinge herbeigeführt hätte? Und wie allen großen Begebenheiten darauf hindeutende Zeichen und Wunder vorangingen, und tiefere Geister immer zuvor das schauten und verkündeten, wozu erst die nachfolgende Zeit reif wird, und voraus bluteten für die Wahrheit, welche die

kommenden Geschlechter frei machen soll: sind nicht dem heldenmüthigen Luther schon Waldus, Wiklef und Huß vorangegangen? Immer aber, schloß er, wo der Glaube neu verjüngt auflebte, ward es ihm zu enge in den Schranken des Kirchenthums, und er hat diese mit seiner frischen Jünglingskraft zerbrochen. Aber jetzt, da der Glaube allmählig siech und matt geworden, sucht man sich durch allerlei Bilder und Phantasiespiele zu einer künstlichen Andacht zu erhitzen; und wenn nun der Heiland selbst in seiner Einfalt und Demuth käme und sie ermunterte, vor allem innen das Haus der Seele zu reinigen, ehe sie außen allerlei Schmuck anfügen: ich zweifle nicht, viele würden sein nüchternes Wort unschmackhaft finden, oder seinen Landesgenossen gleich, nur Zeichen und Wunder sehen wollen.

Wohl, sagte Cäcilie, das muß eine gewaltige Zeit gewesen seyn, in der solche Männer für den Glauben kämpften.

Freilich, entgegnete Heinrich, und man möchte eine rechte Sehnsucht darnach in sich fühlen, wenn man den Mangel an Glauben und rechter Kraft in unsrer Zeit ansieht. Wer aber erkennt nicht schon den ganzen herrlichen Luther in der einzigen Antwort, die er einmal einem seiner Gegner ertheilte? Denn als ihn dieser fragte: glaubt ihr wohl, die Fürsten würden euch mit Waffen vertheidigen? und wenn sie es nicht thun, wo wollt ihr bleiben? — so antwortete zuversichtlich der hochherzige Mann: wenn nicht unter dem Himmel, doch im Himmel.

Überhaupt, sagte der Freiherr, wie herrlich erscheinen uns diese Männer, wie thätig und uneigennützig in ihrem öffentlichen Leben, wie groß und unverzagt in ihrem schweren Kampfe, dabei wie einfach und mäßig, wie voll Milde und Liebe in dem Kreise ihrer Familien; so recht den Sinn für das Größte und Kleinste in sich vereinend! Ohne eines andern Reizmittels zu bedürfen, floß ihre Begeisterung einzig aus ihrer Glaubensfreudigkeit hervor. Luther saß oft Tage lang, ohne fast nur etwas Speise zu genießen, bei seiner Bibelübersetzung. Melanchthon ward einst von einem Franzosen, welcher kam, den berühmten Mann zu sehen, getroffen, wie er in einer engen Kammer bei der Wiege seines Säuglings saß, die er mit der einen Hand hin und her bewegte, während er mit der andern seinen Plato hielt, in welchem er las.

Und Luther, sagte Heinrich, hat nie für seine Vorlesungen oder Schriften die geringste Bezahlung genommen. Wenn ich, sagte er, mir es nicht ließe von Herzen sauer werden um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so sollte mir die Welt nicht können Geldes genug geben, daß ich ein Buch schreiben oder etwas in der Bibel verdolmetschen sollte. Ich will meine Arbeit nicht von der Welt belohnt haben, sie ist zu gering und arm dazu. — Das heiße ich hoch und doch demüthig gesprochen.

O, sagte Cäcilie, schon wegen seiner Liebe zu diesen Männern möchte ich unsern ehrwürdigen Theodorus schon lieb haben, und was zeugte auch mehr von

der Verwandtschaft seines Geistes mit denselben, als seine Liebe zu ihnen?

Neuntes Kapitel.

Wie wir gern im Kreise geliebter Freunde ein Gespräch, welches uns das erste Mal Vergnügen gewährte, von neuem wieder auffassen, so wurde auch an dem folgenden Tage die Kirchen-Reformation der Gegenstand ihrer Unterredung.

Heute früh, sagte Cäcilie, als ich in den Gängen des Gartens wandelte, kam mir unser gestriges Gespräch in Erinnerung, und da mahlte ich mir denn in meinem Geiste aus, wie schön es wäre, wenn die gesammte Kirche, nicht bloß ein Theil derselben, der Reformation sich erfreute, die ganze Christenheit einträchtig nur Ein Bekenntniß ausspräche, jeder Ort nur Ein Gotteshaus hätte, wo alle Gläubige desselben sich versammelten, um aus demselben Munde die Verkündigung des Evangeliums zu vernehmen, aus derselben Hand die Zeichen der göttlichen Gnade zu empfangen. Wenigstens begreife ich nicht, wie die Reformatoren, die doch so wahrhaft fromme, vom Glauben erfüllte Männer waren, es konnten geschehen lassen, daß unter ihnen selbst eine Trennung entstand?

Wir dürfen nicht vergessen, entgegnete der Vater, daß dem Menschen auch in seinen höchsten Bestrebungen

oft etwas Menschliches begegnet. Ihre Lossagung von der Kirche aber darf man in der That ihnen nicht tadelnd vorrücken. Sie baten, sie fleheten: man hörte sie nicht; und als man statt Überzeugung ihren Gründen endlich die Gewalt entgegensetzte, so blieb ihnen nichts übrig, als entweder den Schritt, den sie einmal vorwärts gethan hatten, wieder zurück zu thun, — was sie nicht vermochten — oder den Waffen die Waffen entgegen zu kehren und sich selbst zu einer eigenen Kirche zu gestalten, wobei sie denn freilich sich unter einander entzweiten.

Zugleich, stimmte Heinrich bei, dürfen wir ihr großes Verdienst nicht übersehen, daß wenn sie äußerlich zu einer kirchlichen Trennung den Anlaß gaben, sie in einem höhern Sinne die Einheit der Kirche wieder herstellten, nämlich die allein wahre Einheit, die unsichtbare Gemeinschaft mit dem Herrn, aus der durch den Verfall der äußern Kirche so viele Glieder derselben waren gezogen worden. Denn Tausende allerdings hielten sich in dem Kreise gewisser kirchlichen Handlungen, dieselben Irrthümer, dieselben Bande Einer geistlichen Macht hielten sie umschlungen; indem aber die Erkenntniß der Wahrheit und der Glaube in ihnen erwachte, und sie von jenen und der von denselben beherrschten Kirche sich lossagten, so gelangten sie eigentlich erst zur Einheit der wahren Kirche, des Bundes aller Heiligen, der nicht auf der Übereinstimmung kirchlicher Gebräuche, sondern eines wahren Glaubens und gottseligen Lebens beruht.

Überhaupt, bemerkte der Freiherr, würden wir sehr irren, wenn wir, worauf auch unser Theodorus hinweiset, in dem ganzen Werke der Kirchen-Reformation nur etwas Menschliches erblicken wollten. Mächtige Leidenschaften haben, das läßt sich nicht läugnen, von beiden Seiten mitgewirkt, und ohne diese wäre gar manches anders geworden, aber nur allmälig führet die Vorsehung ihre Kinder von einer Stufe zur andern, und einer zukünftigen Zeit bleibt es vorbehalten das noch Unvollendete zur Vollendung zu bringen.

Allein, fiel Cäcilie ein, wäre nicht wenigstens jetzt die Zeit reif zu einer Vereinigung beider evangelischen Kirchen?

Es ist, entgegnete der Vater, jetzt keine Zeit, in der eine Kirche sich gestalten könnte; das äußere Leben der Menschen ist noch zu sehr bedroht und der Lärm des Krieges übertönt alle frommen Gebete.

Hierzu freilich, stimmte Heinrich ein, bedürfte es einer stillern, friedlichern Zeit, in der zugleich die Staaten unsres deutschen Vaterlandes wo vor allen die beiden Kirchen in schwesterlicher Eintracht neben einander bestehen, mehr durch ein gemeinsames Band wieder verbunden wären.

Vor allem aber, sagte Harder, — soll die Kirche sich wieder neu gestalten und in den Staaten kräftiges Leben gewinnen, wäre es nothwendig, daß erst in den Staaten selbst wieder die Idee des Christlichen auflebte, wie diese in früherer Zeit, wenn auch nicht immer klar erkannt, doch in einem mächtigen Gefühle durch die-

selben wirkte. Denn wenn die Fürsten, als Häupter der Staaten, sich der Kirche entgegensetzten, so war es eigentlich nur der Kampf gegen die Übermacht derselben, und sie selbst hörten nicht auf, auch bei diesem Kampfe in ihrem innersten Glauben getreue Söhne der Kirche zu seyn. Aber jetzt ringt die Kirche nicht mehr um die Übermacht, sie ist zufrieden, ihre Existenz zu erkämpfen.

In der Idee des Christlichen in den Staaten, versetzte Heinrich, diesen Gedanken auffassend, lag es denn auch, daß es einem Staatsmanne gar nicht in den Sinn kam, als ob ein anderer, als ein Christ, Bürger eines Christlichen Staates und mehr als darin geduldet, seyn könne. Auf dem Geiste des Christenthums beruht das eigenthümliche Leben unsrer Abendländer, und alle Europäische Staaten fühlten sich durch die Idee, daß sie Christliche Staaten seyen, wie durch ein gemeinsames Band gegen alle Außer-Europäische Staaten verbunden; so wie man es jedem Christlichen Fürsten verargte, nur mit einem nicht Christlichen, als dem Türkischen Kaiser, zumal gegen einen Christlichen, ein Bündniß einzugehen.

Mit der Französischen Revolution, sagte der Freiherr, ging diese Idee des Christlichen, die früher schon zu wanken anfing, erst völlig in dem Systeme der Europäischen Staaten unter; so wie es auch Frankreich zuerst war, das durch ein Staatsgesetz die Ansprüche auf bürgerliche Rechte von dem Christlichen Glauben unabhängig machte und die Nothwendigkeit einer kirchlichen Weihe bei den höchsten Momenten des Lebens aufhob,

indem es diese zu bloß bürgerlichen Handlungen herabsetzte, so daß es dem Glauben des Vaters überlassen bleibt, wie fern er bei der Geburt seines Kindes, 'oder dem Bürger, der in das eheliche Verhältniß tritt, wie fern er hierzu; so er nur die Formen des Staates beobachtet, eine kirchliche Einsegnung nöthig erachtet.

Überhaupt, erwiederte Heinrich, verkennt man immer mehr, wie der Staat selbst in seinem Grunde auf etwas Göttlichem in dem Menschen beruht, und alle seine Gewalt ihn nicht schirmen und halten könnte, fände seine Ordnung nicht ihre Sicherheit in einem heiligern Gefühle in dem menschlichen Herzen, und das Von Gottes Gnaden, was sonst die Fürsten ihrem Namen beizufügen pflegten, hat einen viel tiefern Sinn, als der Witz vieler Politiker je zu ahnen vermochte.

Doch unterbrach er sich selbst, wir vertiefen uns immer mehr in der Sache, an der unsre liebe Zuhörerin wenig Interesse nehmen möchte, und kommen von dem Gegenstande ab, woran sie so viele Theilnahme zeigte.

O, versetzte Cäcilie, ich höre auch diesem Gespräche gern zu, obgleich ich selbst nicht unmittelbar daran Theil nehmen kann; aber da Sie doch sich unterbrochen haben, gesetzt nun, es wäre in der politischen Welt stiller geworden, und die Staaten interessirten sich wieder mehr für die Kirche: wie ließe sich eine Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen denken?

Es dünkt mich, antwortete Heinrich, die Vereinigung dürfte nicht in dem Sinne geschehen, daß beide,

was sie haben, zusammenwürfen und nun sich ausglichen, wie viel sie von beiden beibehalten, oder was für ein Drittes sie durch die Zusammensetzung beider bilden wollen. Oder wenn beide evangelische Kirchen schon durch diese gemeinsame Idee des Evangelischen, oder, in ihrem Gegensatze mit dem Katholizismus, die des Protestantischen, eigentlich von je her nur ein einziges kirchliches Gebäude gebildet haben, das bloß eine in seiner Mitte aufgeführte Scheidewand in zwei Kirchen theilt: so ist es nicht genug, damit Eine Kirche sey, die Scheidewand abzubrechen, und etwa Stühle und Kanzel anders zu ordnen.

Freilich, mahlte Harder das Bild weiter aus, die Scheidewand hat vielleicht gerade zur Erhaltung des alten, von der Last der Jahrhunderte gedrückten Gebäudes beigetragen, und nun da sie weggenommen wird, stürzt vollends der ganze Bau zusammen. Was in jeder Kirche noch einen gewissen Geist lebendig erhielt, was sie, als ihr Eigenthum, wenn auch mit Partheieifer, doch mit Liebe und Werthschätzung, und in heiliger Scheu vor dessen Alterthümlichkeit bewahrte, fiele nun mit einem Male; was die Menschen noch besaßen, verlören sie vollends, und ihre Vereinigung bestände darin, daß beide nichts mehr hätten, worüber sie mit einander streiten könnten.

Wohl, faßte Heinrich mit innerer Erwärmung die Rede auf, soll etwas Großes und Ganzes entstehen, so müßten beide Kirchen sich begeistert und kräftig genug fühlen, nach dem Bedürfnisse dieser Zeit und der in ihr

Lebenden, aber vor allem in ächt Christlichem Geiste und Glauben ein neues Werk zu gründen. Denn — wer darf es läugnen — das Christenthum, als göttliche Offenbarung, ist geschlossen; es kann nicht weiter geführt werden, sonst ist Christus der Heiland nicht, auf den die Völker warteten, sondern wir müssen des rechten Erlösers erst noch harren. Aber keine Kirche, als sichtbares Reich des Herrn und von Menschen gegründete Anstalt, ist geschlossen; sie soll immer weiter geführt, dem unsichtbaren Reiche in Amt und Lehre immer gleichförmiger werden. In so fern ist die Kirchen-Reformation nie beendet, sondern durch ewige Zeiten bleibt es die hohe Aufgabe der Christenheit, fort zu wirken an dem Werke des Herrn, und sein Reich äußerlich in den Formen der Kirche und innerlich in dem Geiste und Glauben seiner Heiligen immer mehr zu fördern und zu vollenden.

Aber woran soll man erkennen, fragte Cäcilie, daß die Kirche in dem Streben nach ihrer Vollendung wieder um eine Stufe vorwärts schreiten müsse, vor allem, daß sie zur Einigung ihrer noch getrennten Theile reif sey?

Darüber möchte, entgegnete Heinrich, eben so wenig das Machtwort eines Fürsten, als das Urtheil eines einzelnen Gottesgelehrten entscheiden können; sondern sobald die Masse der Gläubigen es tief fühlt und freudig anerkennt: wir sind Eines mit einander, und von allen Seiten tausend Stimmen forderten: so löset denn auch äußerlich die Trennung und gebt uns ein Band der Vereinigung, — dann müßten auf diesen Ruf die

Väter der Kirche sich vereinen, um gemeinsam das Werk zu gründen. Auch dürfte nicht voreilig eine einzelne Kirche vortreten, oder jede für sich eine eigene Ordnung gründen wollen, so daß eben so viele neue Kirchen entständen, als es Staaten giebt, durch welche die beiden Kirchen zertheilt sind, und von denen jede nach dem Sinne und der eigenthümlichen Ansicht ihrer Gründer auf eine von den andern mehr oder minder abweichende Weise sich gestalten müßte, so daß die Trennung nur größer würde als zuvor. Wie früher, so dürften auch jetzt die einzelnen Kirchen ihre Verbindung mit dem Ganzen, dessen Theile sie nur sind, und die kleinen besonders nicht die Rücksicht auf die größern aus dem Auge verlieren; in allen müßten die Vorbereitungen, die einer solchen Vereinigung nothwendig vorangehen, getroffen seyn, und dann ein gemeinsames Concilium der evangelischen Christenheit, so weit diese zu einer solchen Vereinigung reif und dazu entschlossen ist, veranstaltet werden, zu welchem sie ihre frömmsten und erleuchtetsten Lehrer sendete, damit diese gestärkt durch Gebet, und durch den Gedanken des großen Werkes, das ihrer Hand anvertraut worden, über jede kleinliche Leidenschaft erhoben, in heiliger Begeisterung eine große kirchliche Ordnung, ein Bekenntniß des Glaubens aller Vereinten, eine Unterweisung zum Unterrichte der Jugend, eine Sammlung erbaulicher Gesänge und alles, was in Hinsicht auf Amt, Lehre und Disciplin zur Verherrlichung und einem festen Bande der neuen vereinten Kirche noth thut, verordnen und veranstalten

möchten, und besonders auch die Kirchen, wie sie in einzelnen Staaten, in der Schweiz, Holland, Sachsen und Würtemberg, noch ungemischt bestehen, zur Vereinigung aufgefordert würden, und so auch mit dem Beitritte dieser die Kirche wieder um eine Stufe weiter ihrer Vollendung näher träte.

O, sagte Cäcilie, wie müßte eine solche Versammlung und gemeinsame Berathung der Väter unserer protestantischen Kirche wieder allgemeiner das Interesse für die Kirche überhaupt wecken und den Glauben neu beleben; mit welcher Erwartung wären die Blicke aller darauf gerichtet, was sie Erhebendes und Heilbringendes empfangen werden, und wie müßte diesen Männern selbst das Bewußtseyn, hier in dem heiligsten Berufe vor den Augen von ganz Europa dazustehen, das Herz schwellen!

Alles das, sagte Heinrich, möchte vielleicht am bequemsten sich fügen, könnte je in Erfüllung gehen, was ich unsern Theodorus als einen Lieblingswunsch öfter äußern hörte, daß er es doch erleben möge, daß unter den Evangelischen ein Fürst wieder sich erhöbe, der, erfüllt von dem Geiste des großen Churfürsten Friedrich des Frommen, welcher in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in der Rheinpfalz die Reformation vollendete, und selbst in Frömmigkeit und religiösem Glauben seinem Volke voranleuchtend, die Vereinigung beider Schwesterkirchen in seinen Staaten vermittelte und alle andere evangelische Fürsten durch sein Beispiel zu dem gemeinsamen großen Werke begeisterte. Denn wie Theodorus überhaupt sich gern mit der Ge-

schichte der Reformation beschäftigte, so gewährte ihm ein besonderes Interesse die Betrachtung des allmäligen Entstehens und Aufblühens seiner eigenen Kirche, und hier stand dann besonders hell und lebendig das Bild des frommen Churfürsten vor seiner Seele. Oft erzählte er mir auf den kleinen Wanderungen, die wir zusammen machten, von der Art, wie dieser Fürst die Kirche in seinen Staaten erneuete, und in wie christlichem Geiste er das alles vollbracht; wie er in seiner Herzensfrömmigkeit und Glaubenskraft, in ächt väterlicher Liebe und fürstlicher Ruhe und Milde zwischen seinen oft entzweiten Theologen dastand, überall vereinend, wo diese trennten, versöhnend und besänftigend, wo sie die Flamme der Zwietracht anfachten; wie das seine höchste fürstliche Sorge gewesen, sein Volk zu wahrem Glauben zu leiten und er, selbst nach Belehrung begierig, nicht verschmähete, bevor er eine neue Anordnung traf, außer seinen eigenen auch die erleuchtetsten Gottesgelehrten des Auslandes zu Rathe zu ziehen.

Er war es ja, sagte der Freiherr, der, als der gehässige Streit sich erhob, welcher mit so viel Erbitterung über den Sinn der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles geführt wurde, sich an Melanchthon wandte.

Und wen, versetzte Heinrich, spräche aus der Antwort, welche der Meister Philipp in lateinischer Sprache dem Churfürsten sandte und worüber er, als er ein halbes Jahr darauf von diesem Kampfplatze völlig abgetreten war, noch nach seinem Tode so hart getadelt wurde, nicht schon die leidenschaftlose Ruhe und

der stille Friede eines Verklärten an? Dem Churfürsten aber rieth er, um der Schwachen willen allen Streit in dieser Sache zu untersagen und mit Beseitigung aller bestrittenen Redensarten bei der Feier des heiligen Mahles den Gebrauch der Worte zu gebieten, wie dieser sich der Apostel selbst bedient: das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi *); und diese Worte hat die Pfälzische Kirche durch viele Stürme bis auf den heutigen Tag beibehalten.

O! Melanchthon, sagte der Freiherr, ist mir theuer vor allen Reformatoren. Freilich ohne seine gewaltigen Mitkämpfer würde dieser Mann das Werk der Reformation nicht gefördert haben. Ohne die Keckheit zu besitzen, wie diese zu öffentlichem Kampfe mit so stolzen Gegnern nöthig war, gehörte er zu den frommen und stillen Gemüthern, die, dürstend nach Wahrheit, eben durch die Ruhe und Unbefangenheit, womit sie darnach forschen, am fähigsten sind, sie aufzufinden; aber ohne ihn, der in der Stille über die Wahrheit wachte, würden auch die andern in der Hitze des Kampfes diese nicht zu wahren und festzuhalten vermocht haben. Er und Luther mußten neben einander stehen, damit beide zusammen einen vollkommenen Kämpfer des Herrn darstellten.

Darum, entgegnete Heinrich, hielt ihn auch der fromme Churfürst gar werth. Wie unwiderstehlich aber die Macht wahrer Frömmigkeit alle Herzen bewältigt, bewies Friedrich mit seinem Beispiele auf dem Reichs-

*) 1 Cor. 10, 16.

tage zu Augsburg, wohin Kaiser Maximilian, der zweite dieses Namens, in dem Jahre fünfzehn hundert und sechs und sechzig, die Fürsten des Reiches berief. Denn als hier einige der evangelischen Stände durch ihren Partheieifer sich so weit verleiten ließen, mit dem päpstlichen Nuntius gemeinsame Sache gegen den Churfürsten zu machen, und Friedrich vor Kaiser und Reich öffentlich ermahnt wurde, die Lehre Calvins nicht, wie er begonnen, in seinem Lande einzuführen, wenn er nicht von dem Religionsfrieden sich ausschließen wolle, an dem nur die Glieder der Augsburgischen Confession Theil hätten; so antwortete er in so festem Muthe und wahrhaft Christlichem Geiste, daß keiner seiner Gegner etwas zu erwiedern vermochte, der Churfürst von Sachsen aber, indem er zu dem Churfürsten trat und ihm auf die Achsel klopfte, diesem in der treuherzigen Sprache jener Zeit mit den Worten seinen Beifall bezeigte: Fritz, du bist frömmer, denn wir alle; so wie auch der Markgraf von Baden, als die Versammlung der Fürsten sich trennte, zu den Umstehenden die gleichen Worte sprach: Was fechtet ihr diesen Fürsten an? Er ist frömmer, denn wir alle.

Gewiß, sagte Cäcilie, ein höheres Lob konnte dem edlen Fürsten vor so hoher Versammlung nicht zu Theil werden!

Und, erwiederte Heinrich, hatte je ein Fürst dem andern ein fürstlicheres Geschenk gemacht, als er vier Jahre später dem Kaiser Maximilian überreichte, da dieser ihn bei seiner Durchreise auf den Reichstag nach Speier in Heidelberg besuchte? Indem nämlich der

Churfürst seinen hohen Gast, da dieser seine Reise weiter fortsetzte, eine Strecke begleitete, so bot er ihm bei dem Abschiede eine in die Spanische Sprache übersetzte Bibel mit den Worten dar: daß in diesem Buche ein Schatz aller Schätze enthalten sey, nämlich die himmlische Weisheit, welche Kaiser, Könige und Fürsten anweise, wie sie glücklich regieren sollen. Es sey dieses in die Spanische Sprache übersetzt, woran der Kaiser am meisten Gefallen trüge. Und der Kaiser nahm das Geschenk nicht allein huldreich an, sondern versprach auch, fleißig darin zu lesen.

Welch ein Bewußtseyn, sagte der Freiherr, muß in dem Herzen eines solchen Mannes leben, dem die Welt ihre Macht und Ehre, und der Himmel dazu hohe Glaubenskraft und die Fülle eines frommen Gemüthes geschenkt hat, und der selbst in aller seiner Herrlichkeit sich nur achtet für ein Werkzeug des Höhern, vor dem er, wie jeder andere, ein niederer Knecht ist!

Und wohl, sagte Heinrich, nur aus dem Bewußtseyn einer so fürstlichen und demüthigen Seele konnte das Zeugniß hervorgehen, wie dieser edle Fürst in dem Gefühle der Annäherung seines Todes sich selbst es beilegte. Ich habe, sagte er zu den Umstehenden, euch und der Kirche lange genug gelebt, jetzt aber werde ich zu einem bessern Leben berufen. Ich habe der Kirche zum Besten gethan, was ich gekonnt, aber nicht viel vermocht. Gott, der alles vermag, und für seine Kirche gesorgt hat, ehe ich noch in die Welt gekommen, lebet

und herrschet in dem Himmel; der wird uns nicht Waisen und mein Gebet und Thränen nicht fruchtlos seyn lassen, welches ich in diesem Gemache für meine Nachfolger und die Kirche zu Gott knieend gethan.

Eine Thräne glänzte in Cäciliens Auge.

O, sagte sie, daß so ein zweiter Friedrich wieder erwachen — und, schloß Heinrich ihre Rede, seinen Glauben als seine beste fürstliche Gabe seinem Volke möge schenken können!

Zehntes Kapitel.

Wenn Friedberg so von seinem vielgeliebten Lehrer erzählte oder dessen Reden wiederholte, so glühete sichtbar eine heilige Flamme durch sein ganzes Wesen. Mit welcher Rührung, mit wie lebendiger Theilnahme faßte aber Cäcilie jedes seiner Worte auf. Kein Wunder, wenn bei so vielfältiger gemeinsamer Beziehung auf Albert und Theodorus, bei dem Eindrucke, den seine eigene Person auf sie nicht verfehlte, eine stille Neigung für den Freund in dem Herzen der Jungfrau immer mehr Raum gewann. Es war der erste Jüngling, der vor ihren wieder geöffneten Augen sich zeigte, und so herrlich mochte nicht leicht ein zweiter erscheinen. Und wie ganz anders wirkte nicht Cäciliens Nähe auf unsern Freund, als früher Clorindens Gesellschaft. Er

sagte es sich oft selbst, daß doch in Cäciliens stiller Seele eine weit tiefere, herrlichere Kraft verborgen sey, als in Clorindens feurigem Geiste. In Clorinden sah er nur immer die hohe, stolze Gräfin, in Cäcilien die himmlisch reine Jungfrau. Clorinde wußte, wie sie gewaltig über alle walte, welche in den Kreis traten, den der Zauber ihrer Schönheit um sie gezogen hatte; nur gegen ihre Mutter war sie eine demuthvolle Tochter. In Cäcilien war alles bewußtlose Herrlichkeit, sie blühete und duftete in dem reinsten Schmucke, nicht anders wie die weiße Lilie unter der halbgeöffneten Rose in ihrem Garten, die sich nur von dem Thaue des Himmels zu nähren scheint. Hörte man sie reden, so hätte man denken sollen, ein Kind müsse eben so reden können, und doch war es die Sprache eines Engels. Auch Clorinde war fromm, aber ihr Glaube glich einer Feuerflamme, die mehr versengt als erwärmt; ihre glühende Phantasie war stets erfüllt von den vielfältigsten Bildern der heiligen Jungfrau und aller Heiligen des Himmels, denen sie weit mehr Verehrung brachte als dem Unsichtbaren, und ihre Religion und alles sollte nur dazu dienen, sie selbst zu verherrlichen. In Cäcilien war niemals der Gedanke, daß sie fromm sey, und ihre Andacht war gar aus ihrem Leben nicht geschieden; man hätte ihr ganzes Daseyn ein stilles Gebet nennen können. Ihr Glaube leuchtete wie ein Lichtstrahl durch ihre Seele; sie bedurfte der Pflicht, des Gebotes nicht, denn noch schien sie nicht zur Erkenntniß des Bösen gelangt zu seyn.

Wenn darum von Clorindens Glanze das Auge unsers Freundes oft, wie geblendet, scheu sich abwandte, wie wir es von einem leuchtenden Gestirne abziehen und doch wieder darauf hinblicken: so war ihm, als ob in Cäciliens Nähe eine unbekannte Tiefe in seinem Innern sich ihm erschließe und ein leises, unnennbares Sehnen wie aus einer bessern Welt ihn anwehe; nie fühlte er sich heiliger, reiner und auch nie seliger, als wenn er in dem Scheine ihrer milden Augenlichter wandelte. Beide liebten einander, fühlten sich gegenseitig zu einander hingezogen, aber es war nur gleichsam erst die im Sonnenscheine sich färbende Blüthe der Liebe, einer Liebe, die nur wenig von der verschieden ist, wie ein edler Bruder und eine herrliche Schwester einander lieben, und wie deren nur Wesen fähig sind, die in solcher Reinheit, wie diese beiden, sich bewahrt haben.

Nur dann, wenn am Abend Heinrich nach einem seligen, genußreichen Tage in seine stille Wohnung zurückkehrte, gedachte er oft mit wehmüthiger Sehnsucht seines Freundes. Wie betrübt, wie angstvoll, sagte er, hast du wohl hier oft gerungen mit deiner Liebe, und ich lebe an diesem Orte mit einem Herzen voll Himmelsseligkeit. Wo weilst du auch? O komm', komme doch zu deinem Freunde, der mit offenen Armen deiner harret!

Die Tage waren indessen heißer geworden; desto erquicklicher waren die schönen Abende, an denen man gewöhnlich erst spät den Garten verließ; und Heinrich begleitete dann öfter Cäciliens Spiel und Gesang mit

seiner Stimme. So brachten sie auch einen besonders lieblichen Abend abwechselnd mit Gesang und freundschaftlichen Gesprächen hin. Eben trat der Mond hell über den Bergen herauf. Heinrich saß so, daß er dem langen Gange des Gartens den Rücken zukehrte; Cäcilie sah mit ihren klaren Augen, in welchen der Schein des Mondes sich spiegelte, in denselben hin. Eine Pause war eingetreten, und sie hielt die Guitarre mit der einen Hand, während die andere lässig darauf ruhte. Da war es ihr, als höre sie leise Tritte heran rauschen; sie heftete ihre Blicke auf die Gegend des Geräusches hin, und stille hob sich ein bleiches Gesicht aus dem niedern Gebüsch zu Seiten des Weges hervor, und mit einem Male stand, wie angefesselt, eine düstere Gestalt ihr gegenüber, die, wie eine Leiche, sie mit starren Blicken ansah.

Albert war es. Truppenzüge und andere Hinderungen hatten den ungeduldig Eilenden aufgehalten. Um so mehr beflügelt er, nachdem er die Berge überstiegen, seine Schritte. Nach der letzten langen Tagereise ist er endlich am Ziele seiner Wünsche angelangt. Von Ferne hört er Gesang, er naht; an der wohlbekannten Stätte will er die blinde Sängerin überraschen; da sieht, von dem Mondscheine erleuchtet, ein frohes, herrliches Bild mit offenen Augen ihm entgegen. Es war Cäciliens Angesicht, aber so hatte er sie nur im höchsten Entzücken des Traumes gesehen, wenn seine Phantasie ihr Bild schuf, wie sie liebend und mit offenen Augen ihn anblicke. War es wirklich die

Jungfrau? war es ein Trugbild, womit seine eigene Phantasie ihn täuschte? Sein Fuß stockte und seine Zunge konnte, in schneller Überraschung, kein Wort hervorstoßen. Sie aber erbebte bei dem Anblicke der großen, starren Gestalt, die in dem Schatten recht grauenvoll dastand. Es war ihr, als käme der Tod selbst zu ihr geschritten; so hatte sie den erblaßten Bernhard gesehen; die Guitarre fiel tönend aus ihrer Hand, mit einem Schrei des Entsetzens sank sie auf ihren Sitz nieder.

Erschrocken fuhren alle auf. Albert, der seine Regsamkeit wieder gewann, eilte herbei. Man trug die Hingesunkene nach dem Hause, und jetzt erst, während in ihrem Gemache der Vater und ihre Frau um Cäcilien beschäftigt waren, bewillkommneten sich außen die Freunde in stummer Verwirrung. Albert vernahm, was für Heil indessen dem Hause wiederfahren. Aber, rief er erschrocken aus, muß denn jeder Segen sich mir zum Unheile wenden? Müssen nur vor mir diese neu leuchtenden Lichter zurück beben? Und er wagte es nicht, zu fragen: Hat sie denn indessen meiner ganz vergessen, und bist du glücklicher, Freund? Aber er dachte es bei sich.

Indessen war die Jungfrau wieder zu sich selbst gekommen. Man sagte ihr, es sey Herr Albert gewesen, der, immer bleich, es in dem Schatten des Mondlichtes noch mehr geschienen. Sie schalt sich ein unverständiges, schwaches Kind. Es war mir, sagte sie, als ob ich den Tod vor mir sähe, und es ist doch jetzt so

schön in dem Leben. Ach, fuhr sie fort, die unerfahrenen Augen wissen noch nicht recht zu unterscheiden: aber ruft mir den Freund herein, damit ich ihm den Schrekken abbitte, den ich ihm und euch allen verursacht habe.

Mit freudig zagendem Muthe trat der Mahler herein sie wollte ihm entgegen gehen. Da sah sie wieder an, das starre Gesicht mit der Todtenblässe, und ein Entsetzen befiel sie. O, rief sie, ihr bringt mir den Tod; das ist der Freund nicht! und abermals sank sie zurück.

Den Mahler aber faßte ein Grauen vor sich selbst, da er die vor ihm zurückbeben sah, welche er als den besten Theil seines Wesens betrachtete. In schneller Hast eilt er davon; er denkt nichts und sieht nichts, vor sich selbst flieht er, bis sein Fuß nicht weiter kann, und er an dem Abgrunde auf einem über den See hinragenden Felsen steht. Unten wogten die Wasser, und heiß wallte es in ihm selbst. Gern hätte er die innere Gluth in den kalten Wogen gefühlt; aber starr wie ein steinernes Bild stand er auf dem überhangenden Felsen. Er will sich hinabbeugen, aber sein Wille hat über die erstarrten Glieder keine Macht mehr. So schwebt er über den Abgrund hin. Da klingt es hinter ihm: Eitel, o eitel alles! — Und eitel! eitel! eitel! scholl es durch alle Tiefen seines Seyns. Er athmete schwer auf, sein Herz pochte wieder. O warnende Stimme! rief er, du klangst mir entgegen, als ich zum ersten Male in ihre Wohnung trat; du klangst mir nach, als ich von ihr floh! — Nein, fürchte dich nicht, ich bringe dir den

Tod nicht, — Aber Tod, wo bist du? Hab' ich so lange deine Larve getragen, was kommst du nicht, und ziehst mich hinab in dein dunkles Reich? Willst du mich lokken in den tiefen See? Ja, da ist kühles Bad, thut dem heißen Herzen wohl! heilt —

Herr Albert! lieber Herr Albert! hören Sie mich denn gar nicht? — Wie ein wiederholtes leises Rufen klang es hinter ihm. Wie aus einem schweren Traume fuhr er auf; er blickte um sich; eben trat der Mond wieder hinter dem Gewölke hervor, und er sah den Knaben mit den schlichten blonden Locken hinter sich, der weinend und mit flehenden Augen zu ihm auffsah. Ein Strom von Thränen brach ihm selbst aus den starren Augen, und ergoß sich über die bleichen Wangen und kühlte die heißpochende Brust. Engel Gottes, sagte er, mir vom Himmel zur Rettung gesandt, als gähnend der Abgrund seinen Rachen vor mir aufthat. Er küßte mit heißen Lippen die Stirn des Knaben; kein Wort sprach er weiter, und verschwand in die Nacht hinein.

Zu Hause hatte man in dem ersten Augenblicke des erneueten Schreckens seine Flucht nicht bemerkt. Dann eilte ihm sein Freund nach; der rückkehrende Knabe, der allein dem Mahler von ferne gefolgt war, kam diesem mit der untröstlichen Nachricht von dem entgegen, was er gesehen hatte. Albert war im Dunkel der Nacht verschwunden. Vergeblich sandte man Boten in allen Richtungen nach ihm aus; man harrte einige Tage lang, in der sichern Erwartung, er werde zurückkehren; bis endlich Hirten von der nahen Alpe meldeten, sie hätten einen

Mann mit seltsamen Gebehrden auf dem steilsten, gefahrvollsten Pfade über das Gebirge klimmen sehen.

Eilftes Kapitel.

Mit Cäcilien indessen ward es von Tag zu Tag schlimmer. Ein hitziges Fieber hatte sie befallen, und über der nähern Sorge um die Kranke vergaß man die fernere um den Entschwundenen. Ihr ganzes Wesen schien durch einen plötzlichen Stoß aus dem Gleichgewichte gerückt und, hin und herschwankend, den sichern Ruhepunct nicht wiederfinden zu können. Wirr fuhr sie umher mit Händen und Blicken, und nur zu sehr verriethen ihre Fieberreden das Geheimniß ihres Herzens, das sie kaum noch sich selbst mochte recht gestanden haben. Wenn die Krankheit ihren Geist verwirrte, hörte man sie oft mit einer Schreckensgestalt kämpfen; aber es war nicht der Kampf für sie, sondern um den geliebten Freund, von dem sie den Tod wegscheuchen oder demselben in den Weg treten zu wollen schien, wenn er herannahete. Dann stieß sie wohl in dem rührendsten Tone die Worte aus: Laß doch meine Lilie unangetastet, versenge mir sie nicht mit deinem tödtlichen Hauche! Du bleiches Angesicht, willst du Blumen pflücken, so nimm mich; ich will ja mit dir gehen, will dir warten die Todten-

blumen in deinem dunklen Garten; nur den Lieben laß hier oben in der hellen Welt. Siehst du nicht, wie die Sonne ihn so lieb hat? Will mich nur noch ein wenig sonnen im Augenlichte des Lieben, dann gehe ich mit dir. Was fassest du ihn wieder so hart an? ich will ja gerne für ihn sterben, und giebt es etwas Seligeres, als den Tod für den Geliebten?

Wenn Heinrich diese oder ähnliche Reden der lieben Kranken hörte, war es ihm, als müsse er für sie sterben, wenigstens mit ihr hinüber wandern in das lichte Reich, das sich ihr so finster aufthat. Auch er fühlte, welche Seligkeit es seyn müsse, für die Geliebte zu sterben. Denn nun war es ihm klar: sie liebte ihn; und er konnte es sich selbst nicht verbergen, wie sein ganzes Daseyn an das ihrige gebunden war, und wenn diese sonst so lichthellen Augen, in denen jetzt ein so trübes Feuer loderte sich schlossen, für ihn alle Herrlichkeit der Welt mit denselben erlosch. Aber sein Freund! sein armer Freund! Er durfte nicht lieben und selig seyn, wo dieser unglücklich war. Auch er kämpfte jetzt den schweren Kampf mit sich selbst. Er wollte forteilen, sich losreißen; aber augenscheinlich hing an seiner Gegenwart der letzte Hauch ihres versiegenden Daseyns. Nur seine Nähe konnte sie beruhigen; und wenn sie in Fieberträumen lag, selbst den Vater nicht mehr kannte, sobald sie ein freundliches Wort des Geliebten vernahm, war es, als ob eine unsichtbare Macht den Sturm ihr bedräuete. Dann ward sie still und ruhig, ein himmlisches Lächeln schimmerte durch ihre Züge und sie reichte

ihm wohl die Hand als ob sie ihm für den Frieden danke, denn er durch seine Gegenwart ihrem Wesen wiedergeschenkt hatte. Er durfte nicht fliehen, und sollte nicht bleiben; von ferne ängstigte ihn der Freund, in der Nähe die Freundin.

Denn mit jedem Tag verschlimmerte sich ihr Zustand. Man rief Ärzte von Como und aus andern nahen Städten herbei; ihre Hülfe schien zu schwach gegen die Macht des Übels. Nun lag die Kranke kalt und regungslos da, wie eine verwelkte Blüthe. Der geängstigte Vater sah dem Augenblick entgegen, wo auch seine letzte Freude in dem Grabesdunkel erlöschen sollte. In inbrünstigem Gebete war der Freund auf die Kniee gesunken und hatte stille bei sich gelobet: Du ewige Liebe, erhalte sie! Nicht für mich flehe ich; gern entsage ich ihr, und froh will ich scheiden, selig in dem Bewußtseyn, daß diese holden Augenlichter noch mit mir zu derselben Himmelssonne aufblicken. — Als er am andern Morgen zu der Kranken kam, fand er sie auffallend besser; die Krankheit hatte sich in einer schweren Krisis gebrochen. Bald konnte sie, freilich noch sehr ermattet, auf den Vater gestützt und von dem Freunde geleitet, den Garten wieder besuchen. Ihre Kräfte kehrten zurück und herrlicher, als je, blühete sie von neuem auf. Zwar nicht ohne Trauer gedachte sie des Mahlers; sie hatte ihn fortgescheucht durch ihr Erbeben. Aber seine letzten Worte, die er zu Ludwig sprach, beruhigten sie wieder. Sie, die so reich war an Glauben und Vertrauen, konnte in ihrer reinen Seele sich gar die

Möglichkeit nicht denken, wie diese besten Begleiter jemals von einem Menschen, am wenigsten wie sie von ihrem hochherzigen Freunde, weichen sollten.

Heinrich sah mit hoher Freude ihr neues Aufblühen. Das war ihm klar, seinem Freunde war sie nicht beschieden; und oft dünkte ihn, als sey sie ihm jetzt erst recht gegeben. Sie liebte ihn, er wußte es; er selbst liebte sie mit der glühendsten Leidenschaft. Aber er wollte da nicht glücklich seyn, wo er über das Schicksal seines Freundes nicht beruhigt war, und lebendig stand sein Gelübde vor seiner Seele. Sie lebte, sie blühete wieder, ihr Auge leuchtete mild und hell, und er lebte in ihrer Seele, wohin er sich auch wandte. Mehr hatte er nicht gefordert. Seine Abreise war fest beschlossen, und es fiel ihm nicht schwer zu scheiden, denn er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Auch ein Traum trug nicht wenig bei, daß er sich freudig losriß und die beseligendsten Hoffnungen zu freundlichen Begleitern mit sich nahm.

Er lag gegen Morgen in dem ruhigsten Schlummer. Da war es ihm, als ob eine weiche Hand ihn zart anrühre und eine liebliche Stimme ihm leise ins Ohr flüstere: Blicke auf, ich will dir das Geheimniß deiner Zukunft entschleiern. Er schlug seine Augen auf. Es war ihm, als ruhe er an dem Rande eines krystallhellen Sees; ihm gegenüber, an dem andern Ufer des Sees, saß Cäcilie unter einem blühenden Orangenbaume, mit dem Rücken an den Stamm des Baumes gelehnt. Ein silberweißes Gewand umfloß ihre Glieder

und ihre Locken, die aufgelöset über Nacken und Brust herabfielen, umschlang ein grüner Kranz, aber er konnte nicht unterscheiden, waren es Myrthen oder Palmen. Ein mildes Licht floß von ihrem Gesichte aus, und erhellte mit schwachem Scheine die nahen Gegenstände; alles andere verdeckte finstre Nacht. In seligem Lächeln schien sie zu dem Himmelsbogen aufzublicken, an dem aus unendlicher Ferne die Sterne in schönster Pracht hernieder schimmerten. Nun rauschte ein Lufthauch durch die Krone des Baumes und wie ein Blumenregen schienen die Blüthen in den See herab zu fallen, aber es waren nicht die Blumensterne, es waren die Sterne des Firmamentes, die, so wie sie an dem himmlischen Bogen erloschen, wie aus einer unendlichen Tiefe leuchtend aus dem See herauf tauchten, der sich in ein unermeßliches Meer von schwarzem Krystall erweiterte. Und die silbernen Sterne des Himmels reiheten sich in der dunklen, durchsichtigen Fluth zu einem Kranze zusammen, und mit unaussprechlich lieblichem Rauschen drehte sich der Kranz in schneller Schwingung herum, daß er nur ein einziger lichtheller Ring zu seyn schien. Da fiel Cäciliens Blick auf den Silberring und er stand wieder stille als der Sternenkranz, und alle Melodien löseten sich in ein tiefes, heiliges Schweigen auf. Heinrich fühlte sich der Jungfrau so nahe und doch zugleich so unendlich fern von ihr, als ob ein ganzer Himmel mit allen seinen Sternen sie von ihm trenne. Nun lächelte sie ihm entgegen, und den Blick auf ihn gewendet, sagte sie mit schüchterner Stimme: Heinrich,

nimm den Kranz. Wie soll ich den Sternenkranz fassen? sagte er erschrocken. Was der Himmel uns darreicht, dürfen wir wohl nehmen, entgegnete sie. Ermuthigt durch ihre Rede, reckte er die Hand aus nach den leuchtenden Sternen. Aber die Sterne sanken und fielen wie in eine endlose Tiefe in den Grund des Sees hinab, und wie der letzte schimmernde Punkt eines jeden unten erlosch, funkelte er oben mit neuem vollem Lichte an dem Himmelsbogen wieder hervor. In seiner Hand aber hielt Heinrich den Kranz, er wußte nicht, waren es Myrthen oder Palmen, und wie er zu Cäcilien hinüber blickte, war ihr Haupt ohne Kranz, und immer bleicher ward der Schein um sie, immer mehr verschwand ihre ganze Gestalt, und der Orangenbaum, und der See, und die Sterne, und die Nacht in dem dichtern Dunkel seines Schlummers; nur dünkte es ihn, als ob er fortdauernd den Kranz in seiner Hand behielte. Als er aufwachte, war auch dieser verschwunden, aber ein unendlich seliges Gefühl blieb in seiner Seele zurück.

Mit großer Heiterkeit brachte er den Morgen bei den Freunden hin. Nach Tische fertigte er noch einen Brief an Füllemann ab, in dem er dem Freunde nichts verbarg, was er in der Seele trug; dann ordnete er vollends alles zu seiner Abreise, die für den kommenden Tag bestimmt war. So ward es Abend, bis er zu den Freunden zurückkehrte. Er fand niemand im Hause; nun suchte er sie im Garten auf. Endlich traf er Cäcilien; sie war an einem sonnigen Plätzchen, mit dem

Haupte an die Lehne einer Bank hingeneigt, eingeschlummert. Bei ihrem Anblicke fiel ihm ein, wie auch er oft bei seiner Wiedergenesung in dem Gefühle des süßesten Wohlbehagens in dem warmen Sonnenscheine eingeschlummert war. Stille setzte sich Heinrich, die Freundin in dem Schlummer nicht zu stören, auf einem nahen Rasensitze nieder. Er konnte den Blick nicht abwenden von der schönen Schlafenden, mit so holdseliger Miene hatte sie ihn im Traume angelächelt. Doch nun war es, als ob sie sich im Traume mit sich selbst beschäftige. Für wen der Kranz, Heinrich? hauchte ein sanfter Laut über ihre Engelslippen. Aber scheu sprang er auf. Auch ihr Traum sollte ihm kein Wort verrathen, das sie nicht gern ihm selbst vertraute. Das Geräusch des Gebüsches weckt die ohnehin schon dem Erwachen nahe Schläferin. Sie hört das Rauschen, aber sie sieht niemand; noch ist es, als ob einige nahe Blätter sich bewegten und der auf dem Sitze niedergedrückte Rasen sich langsam aufrichte. Sie geht nach dem Orte hin, und in den Sand geschrieben lieset sie ihren eigenen Namen: Cäcilie, und ein Kranz von Sternen war rings um denselben gezeichnet. Heinrich hatte unbewußt die Zeichen in den Sand geschrieben, und sie ahnete wohl, von wessen Hand der Kranz und der Name herrühre. Der Tiefschauende! sagte sie bei sich; blickt denn sein Auge auch in den Grund meines Herzens, und ist ihm sogar meiner Träume freundliches Spiel nicht verborgen, das ich selbst nicht begreife? War mir doch, als fiele ein blühender Kranz von dem

Himmel nieder, und ich frage: für wen der Kranz, Heinrich? Soll Cäcilie die Bekränzte seyn? — Da trat Heinrich ihr entgegen; schüchtern begrüßten die zwei hohen Gestalten einander.

O ihr edlen Herzen, auch der heiligsten Liebe reine Gluth wagt ihr nicht einander zu bekennen? Ihr wißt, wie nahe ihr euerm Glücke seyd; ihr liebt euch, nur das Schweigen noch verdeckt eure Liebe; auch diesen leisen Schleier wegzuziehen, zagt eure Hand?

Schweigend ging die Jungfrau zur Seite des Jünglings, stumm ging er zu ihrer Seite; und sie hätten wohl lange das Wort nicht gefunden, wäre nicht der Vater mit Ludwig zu ihnen getreten. Erst spät am Abend entfernte sich der Freund. Wir werden uns wiedersehen, sagte Cäcilie, beim Abschiede dem Freunde die Hand reichend. Es fiel ihm der Traum ein. Wir werden uns wiedersehen! wiederholte er in freudigster Zuversicht. — Wenn nicht hier mit der Myrthe, gewiß dort mit der Palme! fügte er stille hinzu in seinem Geiste.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelmi, Heinrich Friedrich,

Wahl und Führung oder Religion und Fanatismus in romantischer Darstellung

Bd.: 1

Reutlingen (1822)

P.o.germ. 1626 tx-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123502-5